Epist. 760. 2

<36613261050019

<36613261050019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Comparauit

P. STEPHANUS WIEST ordinem Ciſtercienſium Profeſſus in Alterſpach, Philoſophiae et SS. Theologiae Doctor, Sereniſſ. Principis et Electoris Palatino-Bauarici Conſiliarius Eccleſ. Actualis, Theologiae dogmaticae, Patrologiae, et Hiſtoriae litterariae Theologicae in Alma Catholica Vniuerſitate Ingolſtadienſi Profeſſor publicus ordinarius.

178

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Herrn Ludwigs Freyherrn von Holberg vermischte Briefe.

Zweyter Theil.

Flensburg und Leipzig,
bey Johann Christoph Korte, und in Altona im Kortenschen Bücherlager, 1760.

Digitized by Google

Der erste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich, daß unser gemeinschaftlicher Freund annoch der alten Meynung beypflichtet, als ob die Erde stille stehe, und die Sonne sich um dieselbe herum drehe. Sie haben gewiß Ursache, sich darüber zu wundern, insonderheit, da unser Freund viel Verstand besitzet und seine meiste Zeit mit Lesung nützlicher Bücher zugebracht. Denn daß die Sonne stille stehe, die Erde aber sich bewege, solches ist mit unumstößlichen Gründen, und so unwidersprechlich von den Naturkündigern erwiesen worden, daß auch die Einfältigsten heutiges Tages nicht weiter Bedenken tragen, die alte Meynung zu verlassen, und die Lehre des Copernicus wird gegenwärtig in keinem Dorfe mehr als eine Ketze-

Digitized by Google

rey verdammet. Unser Freund getrauet sich zwar nicht, ihrem Berichte nach, die Gründe umzustoßen, welche die Naturkündiger unserer Zeiten zur Befestigung ihrer Lehre anführen, es erwecken ihn aber dennoch die Worte der heiligen Schrift beständig einen Zweifel, indem es darinn ausdrüklich heißt, „daß GOtt die Erde fest ge„gründet, und daß solche nicht beweget, noch von „ihrer Stelle verrükt werden könne". Ich möchte wohl wißen, ob ihm die Erklärungen, welche sowol über diesen Ort als über andere Stellen der Schrift, welche von dem Lauf der Sonnen und von dem Stillestehen der Erde von den berühmtesten Männern beygebracht worden, keine Genüge leisteten, in dem dieselben längstens erwiesen, daß die biblischen Skribenten ihren Vortrag nach den gemeinen Meynungen der Menschen eingerichtet und daß die heiligen Bücher nicht in der Absicht geschrieben worden, um die Menschen in der Sternkunde zu unterrichten, sondern um ihnen den Weg zur Seligkeit anzuzeigen. Sollte er mit dieser so oft angeführten Erinnerung dennoch nicht zufrieden seyn, so wagen sie es, auf meine Verantwortung ihm meine Erklärung mitzutheilen. Denn aus welcher Ursache solte es mir nicht eben sowol, wie andern, erlaubt seyn, ein Licht und Recht über die Bücher der Schrift heraus zu geben. Wenn die Schrift saget, daß die Erde fest gegründet worden: so kann man diese Worte, meiner geringen Einsicht nach, vollkommen nach den Buchstaben erklären. Man

kann

kann auf gewiße Art ganz füglich ſagen, daß die Erde unbeweglich ſey, indem ſie niemals aus der Stellung weicht, worinn ſie einmal geſezt worden, und ihre Pole ſind beſtändig an einen gewißen Punkt geheftet, den ſie nicht verlaſſen. Einige Sternkundige glauben zwar, daß die Erde nicht nur bey gewißen Zufällen und Umſtänden ihre Axe verändern könne, ſondern auch wirklich verändert habe. Der bekannte Whiſton behauptet in ſeiner Theoria Telluris, daß eben derſelbe Comet, welcher die Sündfluth verurſachet, durch ſeine Annäherung auch die erſte Stellung der Erde verändert, und dieſelbe aus ihrer erſten Axe getrieben habe. Andere glauben, daß die Pole ſtets declíniren, und dadurch eine große Veränderung in Abſicht auf die Stellung der Erde vorgegangen. Einige haben daher auch eine Zeit von zweymal 1944000 erdacht, in welcher Zeit die Erde ſich ſo ſehr verändern würde, daß die Einwohner derſelben die Sonne zweymal in Oſten niedergehen ſehen würden, anſtatt daß dieſelbe nun ſtets in Weſten niedergehet. Zu dieſer Meynung haben die Traditionen der ägyptiſchen Prieſter Anlaß gegeben, welche nach dem Zeugniß des Herodotus vorgaben, daß die Sonne in einer Zeit von einigen Tauſend Jahren zweymal aufgegangen ſey, wo ſie nun untergehe, und zweymal an dem Orte niedergegangen ſey, wo ſie nun aufgehe. (Τετρακις ελεγον τον ηλιον ανατειλαι ενθα τε νυν καταδυεται.) Noch andere halten dafür, daß die Erde durch ein Erdbeben aus ihrer Axe könne

verrükt, und daß die Pole durch einen ſolchen oder einen andern ähnlichen Zufall könnten verändert werden. Dieſes alles aber gründet ſich auf bloße Muthmaßungen, und auf einige noch nicht ſattſam beſtätigte Bemerkungen, welche inſonderheit von dem Hipparchus gemacht worden, und woraus man ſchließen will, daß die Pole von der Zeit her bis itzt verändert worden. Viel eher verdienen diejenigen Beyfall, welche behaupten, daß die Erde ein magnetiſcher Körper ſey, wodurch nicht nur verſtanden wird, daß dieſelbe als ein Magnet eine an ſich ziehende, ſondern auch eine ſolche Kraft habe, wodurch ſie ſich ſelbſt natürlicher Weiſe in eine gewiſſe und unveränderliche Stellung, und zwar ſolchergeſtalt zu ſetzen vermögend iſt, daß ihre Pole nicht weiter verrücket werden können. Hieraus folget, daß diejenigen Theile der Erde, welche gegenwärtig nahe bey den Polen ſind, natürlicher Weiſe nicht unter der Aequinoctiallinie ſeyn können, ſondern ſtets nördliche Länder bleiben müſſen, weil ſie bey dem Pol der Erde liegen, der ſich wegen der magnetiſchen Kraft ſtets gegen Norden wenden muß. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat: ſo kann man daraus ferner ſchließen, daß wenn die Erdkugel auch durch ein Erdbeben, oder durch die Annäherung eines andern Körpers, als des Whiſtonſchen Cometen, aus ihrer alten und rechten Stellung entweder gegen Morgen oder Abend getrieben werden ſollte, dieſelbe dennoch von ſich ſelbſt wieder zurük gehen, und nicht eher ruhen würde, bis ſie

ihre

Digitized by Google

ihre vorige Stelle wieder eingenommen. Diese Unveränderlichkeit muß man sich vorstellen, man mag übrigens glauben, daß die Erde stille stehe, oder sich um ihre Axe bewege. Und dahin kann denn auch füglich gedeutet werden, was von der Gründung der Erde gesagt wird, indem dieselbe stets ihre alte und eben dieselbe Stellung behält. Daß dieses nicht von einem bloßen Zufall herrühre, sondern als eine Wirkung der magnetischen Kraft anzusehen, solches bezeugen die andern himmlischen Körper, insonderheit der Jupiter und die Sonne, die beständig eben dieselben Pole haben, um welche sie sich herum drehen. Berichten sie mir doch in ihrem nächsten Schreiben, ob diese meine Erklärung nach dem Geschmake unsers Freundes gewesen. Man muß ihn indessen dieses Irrthums halber entschuldigen, indem sein Zweifel bloß aus Furcht herrühret, weil er sich nicht erkühnet, eine Meynung anzunehmen welche mit den klaren Worten der Schrift zu streiten scheinet. Sie aber, mein Herr, sind auf keine Art zu entschuldigen, daß sie annoch der alten Lehre, und zwar aus keiner andern Ursache beypflichten, als weil unsere Vorfahren dieselbe beständig angenommen, und weil solche dem Hochmuthe der Menschen schmeichelt. Denn kann auch wohl ein größerer Beweis von einem thörichten Hochmuth beygebracht werden, als daß einige elende Geschöpfe, denen die Vorsicht einen so kleinen Raum zu bewohnen angewiesen, sich einbilden, daß die unendliche Schöpfung und die un-

Digitized by Google

zähligen Sterne, von denen man glaubt, daß ein jeder zehenmal Hundert Tausend mal größer als die Erde ist, allein um ihrent willen gemacht worden, und daß das ganze Firmament sich in vier und zwanzig Stunden um ein so kleines Sandkorn, als die Erde in Betrachtung des unermeßlichen Raums ist, herum drehen sollte. Man lacht über die Einfalt jenes Bauren in Frankreich, denn wie derselbe zur Fastenzeit, da es in der römischen Kirche verboten ist, Eyer zu essen, einen Pfannkuchen, backete, und sich einbildete, wie es eben donnerte, daß solches deswegen geschehe, um ihn zu warnen, so rief er aus: Welch ein Lerm wegen eines schlechten Pfannkuchen! (quel bruit pour une omelette.) Diejenigen aber verdienen weit mehr verhöhnet zu werden, welche bey dem großen Lichte, worinn zu unsern Zeiten die Astronomie gesetzt worden, annoch der alten Meynung von dem Stillestehen der Erde beypflichten. Gewiß, wo es jemals die Noth erfordert, bey einer Schriftstelle von der alten Erklärung abzuweichen, so ist es hier nöthig. Ich glaube daher, daß man meine angeführte Erklärung um so viel eher annehmen könne, weil daraus erhelle, daß, ob die Erde sich gleich um die Sonne drehet, dieselbe doch in Absicht auf ihre Pole eine unveränderliche Stellung habe, und man daher von ihr mit Recht sagen könne, daß sie fest gegründet sey. Ich bin ꝛc.

Der

Der zweyte Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche war ich mit einem Edelmann in Gesellschaft, welcher ein Nachbar von meinem Gute ist, und von niemanden für einen Heiligen gehalten wird. Wir redeten unter andern auch von dem großen Unglücke, welches dieses Land sowol als andere Länder durch das Viehsterben betroffen. Ich fragte ihn, was er von dieser Krankheit gedächte, und was für eine natürliche Ursache er schuld daran zu seyn glaubte. Er antwortete mir, daß er es für eine göttliche Strafe hielte. Wie ich mich hierauf bey ihm erkundigte, ob dieses Unglück denn auch seine Güter betroffen? so versetzte er, GOtt habe sein Gebet erhöret, und ihn bewahret, denn auf seinen Gütern sey alles Vieh frisch und gesund. Da mir nun das Leben dieses Mannes bekannt war, so ward ich durch diese Antwort dergestalt aufgebracht, daß ich etwas von meiner Orthodoxie vergaß, und in der Hitze sagte: Wenn man dieses Unglük keinen natürlichen Ursachen zuschreiben kann, sondern lediglich für eine Strafe Gottes halten muß, so ist es schwer zu begreifen, warum sie, mein Herr, von diesem Unglük befreyet geblieben, da doch so viele andere wakere Männer und gottselige Wittwen durch diese allge-

meine Plage ihr ganzes Vermögen eingebüßet, ungeachtet dieselben eben so fleißig als sie gebetet haben mögen. Dieses gab Anlaß zu einem heftigen Streite. Er beschuldigte mich einer falschen Lehre, ich aber hielt ihm seinen Hochmut für, indem er sich einbildete, in Gottes Augen mehr Vorzüge, als andere, zu besitzen. Ein redlicher Mann, welcher eben damals zugegen war, und sich längst den Ruhm einer gründlichen Gelehrsamkeit und eines durchdringenden Verstandes erworben, suchte den Streit zu heben, und brach in folgende Worte aus, welche ich ihrem Urtheil unterwerfe. „Wir müssen, sagte er, bey „dem gegenwärtigen Fall die Mittelstraße erwählen, und unser Urtheil also einrichten, daß wir „an der einen Seite Gottes Vorsicht und Fügung „nicht leugnen, an der andern Seite aber auch „keiner Lehre Raum geben, wodurch der Mensch „in seinem Hochmut und sündlichen Leben gestärket, und den Ungläubigen das Schwerdt in die „Hände gegeben wird, die Religion zu bestreiten. „Um diesen beyden Abwegen auszuweichen, welche gleich gefährlich sind, halte ich dafür, daß „GOtt nicht allein alles überhaupt regiere, sondern daß er auch insonderheit davon Proben giebet, indem er straffet und belohnet, niederreißet „und aufbauet, demüthiget und erhöhet, wenn „dadurch ein besonders guter Endzwek erhalten, „und ein Volk entweder dadurch von seinen Sünden abgeschrekt, oder in seinen Glauben befestiget werden kann. Das jüdische Volk giebt da-

„von

„von verschiedene merkwürdige Beyspiele, die wir „zu glauben verbunden sind, und auf keine Art „leugnen können. Dieses können wir demnach „sicher annehmen, indem dadurch an der einen „Seite die Vorsicht Gottes so wenig geleugnet, als „den Ungläubigen an der andern Seite Gelegen„heit gegeben wird, die Regierung Gottes zu mei„stern, und wenn sie den Wohlstand der Gottlo„sen und das Leiden der Frommen hier in der Welt „betrachten, ungescheut vorzugeben, es sey siche„rer mit dem Epicurus gar keine Vorsicht zu glau„ben, als Gott eine besondere Regierung und „Einrichtung aller Strafen und Belohnungen, „die man täglich wahr nimmt, beyzulegen, in„dem sie glauben, es sey einem Könige nicht so „nachtheilig, wenn man von ihm sagte, daß er „sich des Regiments nicht annehme, als wenn „man seinen Veranstaltungen alle die Unglüksfäl„le, welche sich eräugnen, zuschreiben, und sol„che für eine bloße Wirkung von seiner Regierung „halten wollte. Es ist daher am sichersten, zu „glauben, und zu lehren, daß GOtt alle Dinge „erschaffen, und durch seine Vorsicht erhalte, oh„ne eine Art täglicher Wunderwerke zu erdichten, „welche Gott weder anständig sind, noch von ihm „ins Werk gerichtet werden, wo dadurch nicht et„was höchstwichtiges bewirket werden soll. Wo „wir anders lehren, so tadeln wir Gottes weise „Regierung, so widersprechen wir der Erfahrung, „so schwächen wir unsern eigenen Glauben, und „bestärken die Menschen in ihrem Hochmut und

„in

„in ihrer Bosheit. Wir tadeln Gottes Regi-
„ment, wenn wir vorgeben, das alles, was täg-
„lich geschiehet, Glük und Unglük, Strafe und
„Belohnung durch göttliche Befehle bewirket
„werde. Denn die Erfahrung lehret, daß es
„oft den Gottlosen wohl, und den Frommen übel
„gehet. Wir schwächen auch dadurch unsern
„Glauben und stärken die Menschen in ihrem
„Hochmuth. Denn wenn z. E. bey einer all-
„gemeinen Landplage einige nicht getroffen wer-
„den, so bilden sie sich ein, daß sie, weil sie von
„der Strafe frey geblieben, entweder in den Au-
„gen Gottes angenehmer als andere sind, und
„daß Gott mit ihrem Leben und mit ihrer Auffüh-
„rung völlig zufrieden, oder daß gar keine göttli-
„che Vorsicht sey, wesfalls sie denn in ihrer Bos-
„heit ungescheut fortfahren. Ja das gemeine
„Sprüchwort, daß alles Unglük als eine Strafe
„Gottes anzusehen sey, welches so oft gemißbrau-
„chet wird, kann auch dieses nach sich ziehen, daß
„die Frommen lasterhaft, und die Bösen noch
„ärger werden, als sie vorher gewesen. Sol-
„chen Ungemächlichkeiten aber entweichen wir,
„wenn wir glauben, daß GOtt in dieser Welt sel-
„ten strafe und belohne, sondern daß er sein Ge-
„setz erstlich in jenem Leben zur Erfüllung bringe.
„Denn dadurch wird das Urtheil der Ungläubigen
„über Gottes Vorsicht zu nichte gemacht, dadurch
„wird die Gedult der Frommen im Leiden gestär-
„ket, und dadurch werden die Gottlosen in ihrer
„Bosheit nicht verhärtet, weil sie wissen, daß

„die

„die Strafe, welche sie in diesem Leben nicht em-
„pfinden, nach dem Tode auf sie warte, wenn der
„Tag erscheinet, da sie wegen ihres hier geführten
„Wandels Rechenschaft ablegen müssen. Es er-
„hellet hieraus, fuhr er fort, daß ich die Stra-
„fen und Belohnungen Gottes in dieser Welt nicht
„läugne, oder in Zweifel ziehe, sondern ich tadle
„bloß einige Redensarten, womit ein Mißbrauch
„getrieben wird, und welche eine schlechte Wir-
„kung haben, und halte dafür, daß man aus den
„meisten Glüks- u. Unglüksfällen sich keine gewisse
„Regeln von der göttlichen Vorsicht machen könne.
„Die heilige Schrift lehret uns, daß GOtt, um
„einen ägyptischen König zu strafen, und sein
„Volk zu retten, den Pharao in dem rothen Mee-
„re ertrinken lies. Daraus aber folget nicht, daß
„ein jeder Schifbruch als eine besondere Strafe
„Gottes anzusehen sey. Eben so wenig habe ich
„Ursache mir einzubilden, wenn das Schif mei-
„nes Nachbarn im Sturm verunglücket, das mei-
„nige aber wohlbehalten in dem Hafen anlangt,
„daß er ein größerer Sünder als ich sey, und ich
„handle unrecht, wenn ich dieses als ein Exempel
„der göttlichen Strafe und Belohnung anführe.
„GOtt ließ vor Zeiten Sodom und Gomorrha,
„ihrer Sünden und Uebertretung halber in Feuer
„und Dampf aufgehen, daraus aber folget nicht,
„daß ein jeder unglüklicher Brand, wodurch
„Häuser und Städte eingeäschert werden, aus
„eben derselben Ursache von GOtt verhängt wer-
„de. Denn wie Copenhagen vor einigen Jah-

„ren

„ren durch die groſſe Feuersbrunſt heimgeſuchet „ward, ſo konnte man nicht ſagen, daß Gottes „Zorn und Eifer mehr gegen Copenhagen als ge„gen Helſignör, Köge und Holbek entbrannt ge„weſen. Die Sünden und Bosheiten waren „nach der Größe und Menge der Einwohner al„lenthalben gleich groß, und eben ſo wenig kon„ten die Einwohner der Häuſer ſich daraus ein ge„wiſſes Syſtem von den göttlichen Strafen und „Belohnungen machen, indem man wahr nahm, „daß Kirchen, Schulen und Hoſpitäler abbrann„ten, verſchiedene Wohnungen der Venus aber „bey dem Walle erhalten wurden. GOtt ſchlug „einmal das Iſraelitiſche Volk zu den Zeiten Da„vids mit der Peſtilenz, und dieſes geſchahe, „nach dem Zeugniß der Schrift, zur Strafe; „daraus aber folget nicht, daß die anſteckende „Seuche unter dem Hornvieh, welche zu unſerm „Streite Anlas gegeben, eben dieſelbe Abſicht „habe, wo unſer Freund, deſſen Vieh geſund ge„blieben, nicht glaubt, daß er eine ſolche richtige „Rechenſchaft von ſeinem Leben und Wandel ab„legen könne, daß man dabey nicht die geringſte „Anmerkung zu machen vermögend iſt. Wir müſ„ſen uns hüten, daß wir in dergleichen Fällen uns „mit unſerm Urtheil nicht übereilen, und alle Un„glüksfälle als eine Strafe Gottes anſehen, wo„durch der Menſch oft verleitet wird, gar zu gut „von ſich ſelbſt, und gar zu ſchlecht von ſeinem „Nächſten zu denken. Ja wodurch die Regie„rung Gottes ſelbſt allerhand Urtheilen unterwor-

„fen

„sen wird, die man nicht anders als mit Mühe „ablehnen kann. Denn die Ungläubigen lassen „sich nicht an der gewöhnlichen Erklärung be„gnügen, daß die Verschiedenheit, welche man „täglich bey den Strafen und Belohnungen wahr„nimmt, uns nur also scheine, weil wir dieselbe „nicht zu begreifen vermögend sind. Denn un„geachtet man sich durch eine solche Erklärung aus „allen Schwierigkeiten helfen kann: so wird den„noch die Hauptsache dadurch nicht entschieden. „Man kann aber die Ungläubigen und Epicuräer „sogleich zum Stillschweigen bringen, wenn man „sagt, daß die Strafen und Belohnungen eigent„lich bis auf den großen und allgemeinen Gerichts„tag aufbehalten sind, da man Gottes Gerechtig„keit und Weisheit in einem unendlich herrlichern „Lichte, als in diesem Leben, erkennen wird". So weit kam dieser gelehrte Mann in seiner Rede. Er war willens noch mehr hinzu zu fügen, er ward aber durch die Ankunft einiger fremden Personen daran verhindert. Ich nehme mir die Freyheit, ihnen von dieser Unterredung Nachricht zu geben, und mir ihre Gedanken darüber zu erbitten. Ich bin ꝛc.

Der

Der dritte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen für das mir zugesandte Buch von dem gegenwärtigen Zustande Europens gar sehr verbunden. Der Verfasser hat darinn Recht, daß die Zeit, worinn wir leben, an grossen Veränderungen überaus fruchtbar gewesen, und daß man gegenwärtig verschiedene Nationen antrift, welche man fast nicht kennet; wenn man ihren itzigen Zustand mit dem vorigen in Vergleichung ziehet. Indessen ist eine solche Verwandelung nicht im geringsten unnatürlich, noch unbegreiflich; weil ein einziger Regent und Gesezgeber ein Volk ganz und gar verändern kann. Die Ungarn, welche ehedem in keinem Ansehen waren, haben eine Zeitlang als Löwen und Bären gefochten, und sich dadurch den Ruhm erworben, daß man sie nunmehro unter die tapfersten und streitbarsten Völker in Europa rechnet An sich selbst u. eigentlich sind die Ungarn nicht verändert. Sie werden durch eben das Blut wie vormals, beseelet, und genießen eben der Luft, und eben derselben Speise, wie ihre Väter, da sie im Kriegswesen sich nicht eben sonderlich hervorthaten. Daß man sie aber nun ganz verwandelt findet, und daß die Zaghaftigkeit und Untreue in Tapferkeit und Redlichkeit verkehret worden, solches ist allein

lein der iztregierenden Königin und nunmehrigen Kayserin zuzuschreiben, welche die Herzen der Unterthanen so sehr zu gewinnen und sich eigen zu machen gewust, daß sie Guth und Blut vor ihr aufgeopfert; woraus man siehet, daß eine junge Fürstin durch ein solches Mittel mehr ausgerichtet, als die streitbarsten Regenten zu thun vermögend gewesen. Aus dieser Ursache haben verschiedene Potentaten ihre Kriegsheere lieber solchen Generals anvertrauet, welche zwar nicht unter die grösten Feldherren zu rechnen gewesen, aber doch von den Soldaten geliebt worden; und solche haben auch weit mehr ausgerichtet, als die größten und geschikteſten Generale, welche weder das Geschicke noch die Lust gehabt, die Herzen ihrer Untergebenen zu gewinnen. Das zweyte Mittel, eine Nation streitbar zu machen, ist die Kriegszucht. Preußen und Rußland geben uns davon beyde das deutlichste Beyspiel. Was die Preußische Armee betrift, so war in dem vorigen Jahrhundert zwischen den Brandenburgischen und andern deutschen Truppen kein Unterscheid. Unter den beyden lezten Königen aber ist die Brandenburgische oder Preußische Kriegsmacht zu einem solchen Ansehen hinan gestiegen, daß sie gegenwärtig fast für unüberwindlich gehalten wird. Der vorige König bahnte durch die kluge Einrichtung des Militärwesens den Weg zu den vielen und grossen Siegen, welche sein Sohn und Nachfolger nachher erfochten; und ward also dadurch dem Philippus ähnlich, der den Grund zu allem legte, was

Alexander nachher zu Stande gebracht, und ausgeführet. Die Rußen, welche ehedem in Europa fast gar in keine Betrachtung kamen, sind durch eben dasselbe Mittel von dem großen Peter Alexiowitz dergestalt verändert worden, daß sie gegenwärtig in Absicht auf die Tapferkeit keiner Nation etwas nachgeben. Es ist aber noch ein andres Mittel übrig, ein Volk bey den angränzenden Nationen ansehnlich, ja allen andern Völkern furchtbar und schreklich zu machen, welches zwar an sich selbst unzuläßig, aber dennoch sicher ist. Solches bestehet darinn, daß man den Unterthanen den Enthusiasmum einpräge, und ihnen einbilde, das alle Kriege, welche sie führen, auf göttlichen Befehl geführet werden, und daß diejenigen, welche sich ihnen widersetzen, und ihren Fortgang zu hemmen suchen, für Feinde Gottes und für Rebellen zu halten, welche dem Rathschlusse des Höchsten widerstreben. Die Geschichte liefern uns sehr viele Beyspiele, daß man sich dieses Kunstgrifs mit grossem Nutzen und schon seit den ältesten Zeiten bedienet; indem Bacchus, welcher ganz Asien bis Indien überschwemmet, dieses durch solche prophetische und begeisterte Völker bewerkstelliget haben soll. Am allerdeutlichsten aber wird dieses durch das Beyspiel der Saracenen erwiesen, welche durch ein solches Mittel in wenigen Jahren aus der zaghaftesten und verachtesten Nation ein Schrecken des ganzen Erdbodens geworden. Die Umstände welche die Arabischen Skribenten hievon erzählen,

len, sind so beschaffen, daß man sie für erdichtet halten könnte, wenn nicht der schnelle und unmäßige Wachsthum des Saracenischen Reiches alles glaublich machte, und aufs deutlichste zeigte, daß so grosse Siege und die Eroberungen so vieler Länder nicht anders als durch eine fast übernatürliche Tapferkeit und durch einen fanatischen Affect bewirket werden können, womit sowol die Regenten und Generalspersonen als die gemeinen Soldaten eingenommen gewesen. Alles dieses ist als eine Wirkung von der Lehre des Mahomets anzusehen. Derselbe war ein grosser Enthusiast, und gab sich für einen Apostel, für einen Propheten, und für einen Josua aus, welcher von GOtt erwekt worden, ein neues Reich aufzurichten, und das ganze menschliche Geschlecht durch Feuer und Schwerdt sich unterwürfig zu machen. So bald diese Lehre bey seinen Anhängern Wurzel geschlagen hatte, so sahe sich ein jeder Bürger und ein jeder Kriegsmann als ein Werkzeug an, welches von dem Himmel dazu bestimmt worden, das seinige zu der Errichtung einer solchen Herrschaft beyzutragen. Und weil die Lehre des Mahomets unter andern auch dieses enthielte, daß derjenige, welcher im Kriege sein Leben aufsezte, ein Märtyrer des Höchsten wäre, und von der Wahlstatt, wo er fiele, von den Engeln unverzüglich ins Paradies getragen würde; so ward dadurch bey ihnen eine solche Verachtung des Todes erwecket, daß sie zu einem Treffen eben so freudig wie zu einem Gastmahl giengen, und ein jeder Soldat suchte

nichts anders, als zu siegen oder zu sterben. Hierauf gründen sich die vielen heldenmüthigen und der Verzweiflung nahe kommenden Thaten, welche die Saracenen in den ersten Zeiten, und da der Enthusiasmus annoch am stärksten war, zu vielen mahlen ausübten. Man hörte in dem Lager nichts anders, als lauter Sprüche aus dem Alkoran, wodurch die Soldaten aufgemuntert wurden, gegen andre Völker zu streiten, welche insgemein Feinde Gottes genannt wurden. Ein jeder hoher Kriegsbedienter gab einen Catecheten ab, und die Regenten verwalteten zugleich auch das Amt eines Hohenpriesters. Sie wurden demnach in Religionssachen eben also angesehen, wie der Papst bey den Römischcatholischen. Denn sie entschieden alle geistliche Streitigkeiten, und ihre Urtheile waren eben so viele Orakelsprüche, denen sich niemand widersetzen durfte. Der Unterscheid unter ihnen und den christlichen Bischöfen bestand allein darinn, daß die saracenischen Caliphen selbst täglich catechisirten, und das Volk in den Grundsätzen der Religion durch öffentliche Predigten unterrichteten, die christlichen Bischöfe aber weder das eine noch das andere thaten. Ihre öffentlichen Reden waren insgemein dahin gerichtet, das Volk zur Tugend aufzumuntern. Unter solcher Tugend war insonderheit begriffen, daß sie das Schwerdt gegen diejenigen führen sollten, welche Gottes Einigkeit läugneten, wodurch sie die Christen verstunden. Alle ihre Kriege wurden daher als heilige Kriege angesehen, und

die

die Verwüstung so vieler Städte, und die Hinrichtung so vieler Menschen, ward jederzeit mit der äussersten Andacht verrichtet. Insonderheit aber ward der Lauf ihrer Siege dadurch ungemein befördert, und ihre Herrschaft nicht wenig bestärket, daß sie den Ueberwundenen gegen Erlegung eines mäßigen jährlichen Schuzgeldes die Gewissensfreyheit verstatteten, und ihre Zusage insgemein auf das unverbrüchlichste hielten. Man hat davon verschiedene merkliche Beyspiele, insonderheit in der Geschichte eines ihrer ersten Feldherrn des Abu Obeidah, auf dessen bloßes Wort man sich mehr verließ, als wenn andre ihre Zusage durch viele eidliche Versicherungen bekräftigten. Verschiedene andre von ihren Anführern übten eine gleiche Tugend aus. Die ersten Saracenen waren also eben so wol ihrer Redlichkeit als ihrer Tapferkeit halber in einen großen Ansehen. Kurz, dieser dem Volke eingeprägte Enthusiasmus verursachte, daß Arabien in einer kurzen Zeit mit Weltweisen und großen Helden angefüllet ward. Man traf daselbst Weltweisen an, ohne eine weitläuftige Gelehrsamkeit, und Helden, welche niemals in der Kriegsschule waren unterrichtet worden. Alles kam bey ihnen auf die Ausübung an, da andre Völker der damaligen Zeiten sich bloß mit der Theorie begnügten, und immer von der Tugend redeten, ohne sie jemals in Ausübung zu bringen. Die ersten zwanzig Jahre nach dem Mahomet brachten so viele große Helden hervor, daß in den Geschichten ein andrer und noch

ſo berühmter Held kaum damit in Vergleichung geſezt werden kann. Ein Amru, ein Derar, u. ſ. f. waren mit ſolchen Vorzügen verſehen, daß ſie auch den heldenmüthigſten Römern nicht das geringſte nachgaben. Bey aller ihrer Tapferkeit aber waren ſie doch ihren Regenten ſo gehorſam, daß ſie alles, was ihnen wiederfuhr, mit der größten Gelaſſenheit ertrugen, und die Schmach und Verachtung, welche ihnen von den Caliphen zugefüget ward, ohne Murren über ſich ergehen ließen, ſo das man zweifelhaft wird, ob ihr Gehorſam gegen die Obrigkeit, oder ihr Muth gegen die Feinde größer geweſen. Von den Eigenſchaften der Caliphen ſelbſt, kann man nicht beſſer als durch die Abbildung überzeugt werden, welche man von den vier erſten bey den arabiſchen Skribenten antrift. Von dem Abubeker, welcher dem Mahomet folgte, redet Awalkidi folgendergeſtalt: „Er bereicherte niemals ſeine Schatz„kammer mit dem erbeuteten Gelde, ſondern alle „Freytag theilte er daſſelbe unter Perſonen, die es „verdienten, und zwar zuerſt unter die Soldaten, „hernach auch unter andre aus. Seine Keuſch„heit, ſein eingezogenes Leben, und die Verach„tung, womit er alle irrdiſche Dinge anſahe, war „bewundernswürdig. Er legte der Ayesha, der „hinterlaſſenen Wittwe des Mahomets, von al„len und jeden Einkünften, die während ſeiner „Regierung eingehoben waren, Rechnung ab, „und behielt bloß drey Drachmen zur Belohnung „für ſeine Regierungslaſt zurück. Er hinterließ

„nach

„nach seinem Tode nicht mehr als fünf Drachmen, „und wie sein Nachfolger, der Omar, dieses hö„rete, so rief er aus: Abubeker hat ein solches „Beyspiel gegeben, welches seine Nachfolger „schwerlich werden erreichen können". Dem Omar, zu dessen Zeiten Syrien, Egypten, Palästina, Africa und die herrlichsten Länder nebst einem unglaublichen Reichthum erobert wurden, wird von den arabischen Skribenten nicht minder ein prächtiger Character beygelegt. Awakidi redet folgendergestalt von ihm. „Er gieng insgemein „zu Fuß, mit einem Stock in der Hand. Er er„wekte aber dadurch bey allen und jeden eine größe„re Furcht, und Ehrerbietung, als andre durch „Schwerdt und Harnisch zu thun vermögend wa„ren. Seine tägliche Speise war Gersten-Brod, „welches er in Salz tunkete; bisweilen aber ließ er „sich mit dem Brod allein und ohne Salz begnü„gen. Sein Getränke war reines Wasser. Er „nahm die heiligen Gebräuche sorgfältig in acht, „und that in den zehen Jahren seiner Regierung „neun Pilgrimms-Reisen nach Medina. Er „entschied alle Sachen in eigener Person mit gros„ser Unpartheylichkeit. Er bereicherte sich eben „so wenig wie seine Vorfahren mit dem erstaunli„chen Reichthum, welchen man allenthalben er„beutete, sondern wie Abubeker alle Freytag an „diejenigen Personen Geld austheilete, die es am „meisten verdienten, so theilte es Omar unter die „Armen aus, welche es am meisten bedurften. „Er ward deswegen noch mehr wie jener gerühmt,

„und pflegte öfters zu sagen, die irdischen Schätze „werden uns von GOtt zu dem Ende verliehen, „um den Kummer der Armen dadurch zu erleich„tern, nicht aber die Tugend und die Dienste zu „belohnen, weil man die Vergeltung erstlich in je„nem Leben erwarten muß. Wie er auf dem Zu„ge nach dem gelobten Lande begriffen war, um „Jerusalem zu erobern, so ritte er auf einem Ca„mel, und hatte zweene mit Lebensmitteln, die „aus Gersten, Reiß und Weitzen bestunden, an„gefüllte Säcke, nebst einen ledernen Schlauch „voll Wasser bey sich. Er verließ niemals einen „Ort, auf dem Wege, wo er des Nachts geruhet, „ehe er sein Morgengebet verrichtet hatte. Wie „er Jerusalem eroberte, so ließ er eine solche Ehr„furcht und Demuth gegen diese heilige Stadt bli„cken, daß er sich bey dem Eintritt in dieselbe mit „dem Gesichte auf die Erde warf". Zu den Zeiten des Othmans aber fieng der arabische Heldenmuth an abzunehmen. Dieser Caliph verachtete das Geld nicht, wie seine Vorfahren, sondern er sammlete große Schätze. Doch war er auch dabey freygebig, und theilte vieles unter die Armen aus. Er wird gleichfalls seiner Andacht halber gerühmt. Der vierte Caliph, Ali, war bey seinen Anhängern in einem eben so großen Ansehen, als Salomon bey den Israeliten. Ja sein Ansehen war fast noch größer, indem man ihn nicht nur für einen Propheten, und für den weisesten Mann hielte, sondern auch glaubte, daß er nicht sündigen könnte. Man hat noch hundert moralische

Sen-

Sentenzen von ihm, welche aus dem Arabischen in die türkische und persische Sprache übersetzet worden. Man legt ihm überdem noch verschiedene andre Sprüche bey, welche man hin und wieder bey den Schriftstellern antrift. Die vornehmste Schrift aber, welche man ihm zuschreibt, führt den Titel: Jefr we Jame. Dieses Buch ist auf Pergament, mit verblümten Characteren und Figuren geschrieben, welche dem Vorgeben nach niemand, als Jaafer Sadek, erklären können. Seine Milde und Sanftmuth war so groß, daß er darinn nie seines gleichen gehabt hat. Daher halten die Persianer ihn nach dem Mahomet für den vollkommensten Menschen, und nennen seinen gewaltsamen Tod ein Märterthum. Da demnach das saracenische Volk also beschaffen, und das Land mit solchen Männern angefüllet war, welche nicht nur den Vorzug der Tapferkeit, sondern auch so viele andere heldenmüthige Eigenschaften besaßen, die alle von einem eingeprägten Enthusiasmo herrühreten, der eine Zeitlang gleichsam erblich war; so ist es leicht zu begreiffen, wie die Saracenen in einer so kurzen Zeit aus einem geringen und verachteten Volke zu einem der mächtigsten auf der Welt werden können. Ich sage mit Fleiß, in einer kurzen Zeit: Denn unter dem Omar, welcher der dritte Caliph nach dem Mahomet war, hatten sie bereits ausser dem ganzen Arabien, Palästina, Syrien, Egypten, Persien u. s. f. eingenommen, so daß diese grosse Eroberungen in einer Zeit von eilf bis zwölf Jah-

ren geschahen. Denn Omar gieng in dem drey und zwanzigsten Jahre der Hegirah oder der Flucht des Mahomets mit Tode ab. Kein Kriegsheer, wie zahlreich dasselbe auch war, und keine Festung, so sehr man dieselbe auch verschanzet hatte, war vermögend, den Lauf ihrer Siege aufzuhalten; und es ist glaublich, daß Caled oder Derar, welche zu den Zeiten des Abubekers fochten, sich nicht würden gewegert haben, einige tausend Feinde auf einmal ganz allein anzugreiffen. Dieser Enthusiasmus wirkete übrigens bey den Weibern eben so stark, wie bey den Männern. Man findet davon ein merkliches Beyspiel an einigen gefangenen Weibern von dem Hamgarischen Stamme, welche sich unter der Anführung der Caula, einer Schwester des Derars, mit Stäben und Stangen so lange vertheidigten, bis die Männer ihnen zu Hülfe eilen konnten. Awalkidi berichtet, daß Caled einmal einen ganzen Haufen vornehmer arabischer Weiber durch folgende Rede zum Streite aufgemuntert habe: „Seyd versichert, „ihr edlen Weiber und Jungfrauen, daß alles, „was ihr thut, Gott und seinem Apostel, dem „Mahomet, angenehm ist. Ihr werdet euch „durch eure Tapferkeit einen unsterblichen Namen „erwerben, und man wird euch die Pforten des „Paradieses aufthun. Seyd versichert, daß ich „ein grosses Vertrauen auf euch und auf euren „Heldenmuth setze. Wenn ihr von einigen Grie„chen angefallen werdet, so streitet für euch selbst; „und wenn ihr sehet, daß ein Muselmann, oder

„ein

„ein Rechtgläubiger, den Rücken wendet, und „die Flucht ergreiffet, so züchtiget solche unwürdi„ge Knechte, und fraget sie, warum sie ihr Ge„schlecht und ihre Kinder verlassen wollen? Durch „ein solches Mittel werdet ihr die Rechtgläubigen „zum Streite aufmuntern“. Die Anführer hatten eben so viel Vertrauen zu den Soldaten, als die Soldaten zu ihren Anführern. Wenn eine Gefahr vorhanden war, oder das Kriegsheer und die Provinz mit einem feindlichen Ueberfall bedrohet ward, so pflegte man insgemein zu sagen: „Man hat nichts zu befürchten, so lang Caled das „Kriegsheer anführet, und Amru der Provinz „vorstehet“. Man siehet hieraus, wie sehr ein Volk kann verändert, wie Eiß gleichsam in Feuer, und die Zaghaftigkeit in einen Heldenmut, ja in einen wahren Heroismum kann verwandelt werden, wenn ein Regent oder ein Gesezgeber die Kunst verstehet, die Einbildungskraft eines Volkes zu schärfen, und ihnen den Enthusiasmum beyzubringen. Die Geschichte zeigen uns davon noch verschiedene andere Beyspiele, insonderheit in England, zu den Zeiten des Cromwels. Und es scheint, daß der grosse Peruvianische Held und Sieger, Manco Capac, sich eines gleichen Mittels bedienet. Denn er gab vor, daß er ein Sohn der Sonnen, und von dem Himmel auf die Erde gekommen sey, um das menschliche Geschlecht gesittet zu machen, und die barbarischen Nationen zu zähmen. Diese Erfindung hatte die Wirkung, daß er mit einer Hand voll Volks

den

den Grund zu einem mächtigen Reiche legte. Ich gestehe zwar, daß dieser Kunstgrif nicht allenthalben mit einem gleichen Erfolg anzubringen, indem ein Volk mehr als das andre, seiner Natur nach, zur Schwermut geneigt ist; und daher müssen kluge Anführer, gleich den Aerzten, zuvor eine Nation prüfen, und untersuchen, welche Neigung bey derselben am stärksten herrschet, ehe sie zu der Wahl der Mittel schreiten können. Ungeachtet nun zwar der Erfolg nicht an allen Orten gleich ist, so ist die Kunst dennoch bewährt; indem man findet, daß die tummsten und schläfrigsten Nationen durch dieses Mittel munter und feurig gemacht worden. Ich habe bereits an einem andern Orte erinnert, daß die Frage sehr schwer zu entscheiden ist, ob Mahomet, dieser neue Schöpfer des arabischen Volks, ein Enthusiast oder ein Betrüger gewesen. Falls er selbst kein Fanaticus gewesen, sondern man alles, was er vorgenommen, seinem überlegten und vorher überdachten Entwurfe zuschreiben muß; so leidet alles dasjenige eine grosse Einschränkung, was die Europäischen Skribenten von ihm aufgezeichnet, welche ihn alle als einen tummen und unbedachtsamen Menschen beschreiben. Man kann ihn vielmehr, wenn das obige seine Richtigket hat, unter die witzigsten Köpfe, und unter die größten Geister rechnen, die jemals gelebt haben. Denn ungeachtet man mit unsern Schriftstellern insgemein dafür hält, daß er so ungelehrt gewesen, daß er weder schreiben noch lesen können; so thut solches

ches doch nichts zur Sache: Denn die Erfahrung zeigt, daß, wie die Gelehrsamkeit ohne Klugheit seyn kann, also auch jemand klug und verschmizt seyn könne, ohne sich unter die Zahl der Gelehrten zu rechnen. Man findet, daß ein junges Bauermädgen in Frankreich (la Pucelle d'Orleans) eine solche Rolle mit einem gleichen und ganz ausserordentlichen Erfolg gespielet, und, ehe man es sich versahe, durch die Einprägung des Enthusiasmi das französische Volk dermassen verändert, daß sich dasselbe nicht ferner ähnlich war. Daß Mahomet so manchen ungereimten und thörichten Satz in seinen Alcoran einfliessen lassen, daraus kann man seine Unvernunft eben so wenig beweisen: Man sieht vielmehr daraus, daß er die Natur der Menschen genau gekannt, und insonderheit die Eigenschaften der Araber sich überaus wohl bekannt gemacht habe. Denn, wenn man erstlich den Leuten eingebildet, daß man ein Prophet, und die Lehre, die man vorträgt, göttlich ist; so wird solche Lehre durch ungereimte und thörichte Offenbahrungen, dergleichen Mahomet gehabt zu haben vorgiebt, mehr gestärket als geschwächet: indem der Pöbel sich hauptsächlich ein Verdienst daraus macht, unbegreifliche Dinge zu glauben, denen man den Namen der Geheimnisse beyleget. Fontenelle sagt daher: „Wenn „zehen heilige und ansehnliche Männer in einem „Lande lehren und ausstreuen wollten, daß die „Sonne weder leuchte noch wärme, so würde sol„ches mit der Zeit ein allgemeiner Glaubensartikel

„wer-

„werden; ja es ist wahrscheinlich, daß man diejenigen, welche dagegen endlich streiten würden, „für Freydenker und grosse Ketzer halten würde“. Daher funden die Schüler und Nachkommen Mahomets vor gut, seine seltsame Reise nach dem Himmel nach den Buchstaben zu erklären, und verwurfen den Rath derjenigen, welche diese Geschichte allegorisch erklären wollten. Denn sie hielten dafür, daß diese wunderliche Erzahlung der Religion bey dem Pöbel ein grösseres Ansehen, erwecken würde, und hierinn irreten sie auch nicht. Denn es ist glaublich, daß wenn in dem Alcoran noch mehrere thörichte und ungereimte Dinge enthalten wären, die Saracenen noch mehr für ihre Religion eingenommen seyn würden, und der Enthusiasmus bey ihnen annoch eine grössere Wirkung würde gethan haben. Indessen war doch diese Begeisterung der Mahometaner von keiner langen Dauer, und konnte auch unmöglich lange bestehen. Denn es ist mit allen Leidenschaften also bewandt, daß sie desto eher aufhören, je stärker sie rasen, da im Gegentheil die nicht so heftigen Affekten am längsten dauren. Daher sagen auch die Aerzte, wenn der Paroxismus einen Febricitanten am heftigsten angreift, so ist es ein Zeichen, daß der Mensch von dem Fieber bald wird befreyet werden. Auf gleiche Art war es auch mit dieser Nation beschaffen. Denn nach zwanzig bis dreyßig Jahren bemerkte man nicht sonderlich mehr viele Ueberbleibsel von dem vorigen Heldenmuthe. Der Religionseyfer gegen gemein-

meinschaftliche Feinde ward in allerhand Zänkereyen unter den Unterthanen wegen des Besitzes der Güther, und unter den Regenten, in einen Streit wegen der Nachfolge verwandelt. Dadurch schöpften die Christen wieder Luft, und das griechische Kayserthum ward dadurch von seinem gänzlichen und schleunigen Untergang noch auf eine Zeitlang errettet. Denn, wenn der Enthusiasmus der Saracenen annoch eine Zeitlang mit gleicher Kraft geraset hätte, so würde dieses Volk als eine mächtige Fluth alle Länder überschwemmt und das größeste Reich aufgerichtet haben, welches jemals in der Welt gewesen. Weil aber die Hitze so heftig war, so konnte solche natürlicher Weise auch nicht lange dauren. Man bemerkte gleich, daß die Saracenen, welche ehedem den Tod verachtet, nunmehr, wie andre Menschen, das Leben zu lieben anfingen. Sie kehrten ihren Feinden oft den Rücken zu, und erinnerten sich des Versprechens ihres Propheten nicht mehr, daß sie Sporenstreichs ins Paradies eingehen würden, wenn sie mit dem Degen in der Faust auf dem Wahlplaz vor dem Feind blieben. Endlich setzten sie gar das Kriegeswesen beyseite, und legten sich auf Künste und Wissenschaften, und wurden insonderheit seit den Zeiten des Caliphen Almamons aus dem streitbarsten Volk das gelehrteste. Man kann von den ersten Saracenen sagen, was König Wilhelm der Dritte von den englischen Soldaten zu sagen pflegte, „daß man sich ihrer bedienen müßte, wenn sie das englische Rindfleisch

„an-

„annoch im Magen hätten“. Denn da die heftige Hitze vorbey war, so hörte ihr Heroismus auf, und sie wurden wieder andern Menschen ähnlich.

Man kann übrigens noch ein Mittel anführen, wodurch eine Nation streitbar gemacht wird, und welches darinn bestehet, daß man einem Volke hohe Gedanken von sich selbst, von andern Völkern aber geringe und verächtliche Gedanken einpräge. Alexander der Große sagte ehedem: Fama bella stant, und daher ist auch insgemein ein neuer Sieg die Folge eines andern und bereits erfochtenen Sieges. Man kann hievon unzählige Beyspiele aus der Historie anführen. Kein Volk aber beweiset dieses deutlicher, als die Franzosen, im Anfange dieses Jahrhunderts. Diese Nation, welche seit vielen Jahren beständig zu siegen gewohnet war, ward durch die Niederlage bey Höchstädt so sehr verändert, daß mit der ehemaligen Ruhmbegierde die alte Tapferkeit gänzlich verschwand, und sie sich selbst in dem ganzen folgenden Kriege nicht weiter kannten. Daher kommt sehr viel darauf an, mit welchem Glücke der Krieg im Anfange geführet wird, indem das Kriegsheer dadurch zur Ruhmbegierde und zur Tapferkeit angereitzet wird, welches insgemein eine sehr gute Wirkung hat.

Ich habe demnach vier kräftige Mittel angeführet, eine Nation streitbar zu machen, nämlich, die Liebe, die Kriegszucht, die Ruhmbegierde und endlich die Begeisterung, welches letzte Mittel unter allen das kräftigste ist, und unglaub-

glaubliche Wirkungen herfür bringet. Ich habe mich in einer besondern Abhandlung bemühet, die Ursachen zu entdecken, wodurch Rom auf eine wundernswürdige Weise so sehr gestiegen, und ich habe daselbst gezeiget, daß die Römer durch eben dieselben Triebfedern wie nachher die Saracenen belebt worden. Daß der Römische Heroismus beständiger gewesen, und länger als der Saracenische gedauert, davon kann man hauptsächlich zwo Ursachen angeben. Zuförderst rasete der fanatische Affekt nicht so stark bey den ersten als bey den letzten, bey welchem derselbe als ein heftig siedendes Wasser kochete, und alle Schranken überstieg, und daher auch desto eher wieder aufhören mußte. Da im Gegentheil der römische Enthusiasmus einem Wasser ähnlich war, welches bey einem sanften Feuer kochet, und daher nicht so leicht ausdampfet. Hiernächst aber ist bey den Römern auch noch dieses zu merken, daß ungeachtet der Enthusiasmus bey ihnen gleichsam das grose Segel war, wodurch sie hauptsächlich fortgetrieben wurden, so waren dennoch auch noch andre Ursachen vorhanden, welche dazu das ihrige mit beytrugen. Ja man kann sagen, daß alle vier Mittel, welche ich angeführet, hieselbst zusammen gekommen. Denn ein jeder Römer liebte sein Vaterland mehr als Weib und Kinder, ja mehr als sich selbst. Die Kriegszucht ward auf den höchsten Gipfel gebracht, und die Begierde nach Ruhm und Ehre herrschte bey ihnen in einem solchen Grade, daß ein jeder römischer Bürger

ſich als ein Geſchöpf anſahe, welches weit edler, als andre Menſchen, wäre. Wenn man alle dieſe Mittel zuſammen nimmt, ſo kann man nicht nur eines großen, ſondern auch eines beſtändigern Fortgangs vergewiſſert ſeyn. Denn dadurch werden die großen Monarchien nicht nur aufgerichtet, ſondern auch erhalten. Hier haben ſie einen Brief, mein Herr, der lang genug iſt, und ich hoffe, daß ſie ſich inskünftige nicht mehr über meine laconiſchen Briefe, wie ſie dieſelben zu nennen pflegen, beſchweren werden. Sollte ihnen dieſer Brief gar zu lang ſeyn, ſo ſtellen ſie ſich vor, das er ihnen zur Strafe geſchrieben worden, weil ich in ſo langer Zeit kein Schreiben von ihnen erhalten. Sollte ihnen aber die Materie gefallen, und ſollten ſie glauben, daß dieſelbe einiger maßen gut ausgeführet worden; ſo werden ſie das Poſtgeld nicht bedauren, welches ſie für dieſen Brief ausgeben. Ich bin ꝛc.

✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻

Der vierte Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich, daß meine letzte Schrift ihren Beyfall gefunden; und dieſes wird mich aufmuntern, in meinen Bemühungen unermüdet fortzufahren, ungeachtet ſie ſich wundern, wie ich bey meinem ziemlich hohen Al-

er,

Digitized by Google

ker, und bey einem so schlechten Gesundheitszustande noch mein Amt verwalten, und zugleich so viele Bücher schreiben könne. Es können aber andere eben dasselbe thun, wenn sie sich nur entschließen wollen, eine Hauptregul in acht zu nehmen, die ich niemals aus den Augen lasse. Solche bestehet darinn: „Ich bemenge mich nicht mit „fremden Sachen, und faße dasjenige, wo es nur „immer möglich ist, in sechs Linien, wozu andere „ganze Bogen anwenden“. Wenn ich dieses nicht bey meinen täglichen Geschäften beobachtet hätte: so wäre es mir unmöglich gewesen so viel zu schreiben, als ich gethan habe. Ich hüte mich für allen Briefwechsel, insonderheit für einen solchen, welcher in leeren Complimenten bestehet; und womit insgemein sehr viele Zeit verderbet wird. Wenn man daher alle meine Briefe, die ich je geschrieben, sammlen und lesen sollte: so würde man nichts anders darinn finden, als daß ich entweder auf die mir vorgelegten Fragen geantwortet, oder auch mich einer Sache halber bey andern erkundiget. Ja ich fertige alles, bis auf die Kauf- und Hausbriefe, und bis auf die Verschreibungen, die ich mir einer Anleihe wegen von andern geben lasse, ohne den gewöhnlichen und sonst so weitläuftigen Eingang aus. Vor einigen Jahren brachte mir jemand von meinen Leuten den von mir ausgefertigten Hausbrief wieder, weil er nur aus sechs Linien bestand; er erhielt aber zur Antwort, daß wenn er mich nöthigen würde, den Hausbrief noch einmal umzuschreiben, so sollte er noch eine

Linie kürzer werden. In meiner Jugend ward ich einmal von einem Prediger getadelt, weil die Predigt, welche ich an seiner Stelle gehalten, nur eine Viertelstunde gewähret. Ich aber antwortete ihm, wenn er die unnützen Wiederhohlungen und die Tavtologien aus seiner Predigt heraus ließe: so würde er eben so kurz Predigen, als ich gethan hätte. Denn wie der Leib weit mehr dadurch erquikt wird, wenn man eine Stunde fest und gut schläft, als wenn man 4 Stunden schlummert: so kann man auch durch wenige Linien ebendasselbe anzeigen, was andere in ganzen Bogen vorzutragen gewohnt sind. Die meisten beschweren sich über die Kürze der Tage. Mir aber scheinen dieselben lang genug zu seyn. Meine Mittagsmalzeit, welche, so bald die Uhr zwölf geschlagen, ihren Anfang nimmt, währt nur eine Viertelstunde, so daß ich in anderthalb Stunden, von zwölf bis halb zwey, meine Mahlzeit verrichtet, eine halbe Stunde gelesen, ein wenig geschlummert, meinen Caffee getrunken, und eine Seite geschrieben habe; um welche Zeit ich mich sodann ankleide und ausgehe, und gar oft andre annoch bey der Tafel, und bey dem zweyten und dritten Gerichte antreffe. Wenn Sie dieses erwegen, so wird es ihnen nicht mehr schwer fallen zu begreifen, daß man ohne Zauberey eben so viel als ich verrichten kann. Ich rathe deswegen allen und jeden, kurz zu seyn, ungeachtet ich zu gleicher Zeit auch gerne dabey zugebe, daß man bey den Geschäften, welche man unter Händen hat, auch bisweilen leicht fehlen

könne, wenn man gar zu laconisch und kurz seyn will. Ich sehe es deswegen als eine Schwachheit bey den alten Lacedämoniern an, daß sie bisweilen in wichtigen Sachen ihre Meynung durch eine einzige Sylbe an den Tag zu legen suchten. Wie einige von den angränzenden Städten denen Lacedämoniern anzeigten, wenn sie die Lacedämonier würden überwunden haben, so wollten sie alles mit Feuer und Schwerdt heimsuchen: so antworteten die Lacedämonier auf diesen Antrag nichts weiter, als wenn, und wollten dadurch zu erkennen geben, daß es denenselben sehr schwer fallen würde, in ihre Mauren einzudringen. Auf verschiedene Vorschläge, welche ihnen von dem Könige in Macedonien geschahen, antworteten sie nichts anders, als Nein. Und wie dieser König ihnen einmal einen mit vielen Drohungen angefüllten Brief schrieb, so erhielte er keine andre Antwort darauf als diese: „Dionysius war ein „grosser König zu Syracus, nun aber giebt er ei„nen Schulmeister zu Corinth ab“. So sparsam waren die Lacedämonier in ihren Worten und Schriften, und der schwazhafte Barbier, Meister Geert Westphalen, in der Comödie, dürfte sich um das Bürgerrecht in dieser Stadt nicht eben sonderlich beworben haben. Man muß aber in allen Dingen Maaße halten, und die Mittelstraße unter denjenigen erwählen, welche die Zeit mit unnützen Dingen hinbringen, und welche gar zu laconisch verfahren. Beyde Parteyen haben eine Erinnerung nöthig, doch die ersten

mehr als die letzten, indem die Erfahrung zeigt, daß die meisten Menschen zur Weitläuftigkeit und zum Ausschweifen geneigt sind. Sie verlangen übrigens von mir zu wissen, ob die Viehseuche auch auf meinem Gute gewütet? Warum sollte ich hiervon mehr als andre befreyet seyn. Meine Kühe sind alle gestorben. Meines Nachbarn Kettenhund aber, über den ich mich so oft beschweret und welcher mir durch sein unaufhörlich Bellen Tag und Nacht zur Plage ist, lebet noch, und befindet sich wohl. Man muß sich aber das eine so wohl als das andre gefallen lassen. Ich bin ꝛc.

Der fünfte Brief.

Mein Herr,

Ich traf in der abgewichenen Woche einen alten Fechtmeister auf der Gasse an, welchen ich vor mehr als 30 Jahren gekannt hatte. Er sahe elend aus, und war schlecht gekleidet, woraus ich den Schluß machte, daß er nicht viel zu verdienen haben müßte. Ich erkundigte mich desfalls bey ihm, und erfuhr, daß der Nahrungsmangel ihn in diese schlechten Umstände gesezt hätte. Dieses gab mir Anlaß, nachzudenken, wie verschiedene Dinge in einer kurzen Zeit hier im Lande verändert worden. Vor vierzig Jahren war ein Fechtmeister bey hiesiger hohen

Schu-

Schule in eben einem so grossen Ansehen als ein Professor; zum wenigsten hatte er unter unsern Studenten eben so viele, wo nicht mehrere Schüler: Denn ein Student aus Norwegen, welcher die Fechtschule in Copenhagen nicht besuchet, ward als ein Mensch angesehen, welcher seine Zeit auf der Akademie sehr schlecht zugebracht hatte. Die Uebungen in Fechten waren damals auch nothwendig: Denn zu der Zeit hatten alle und jede, sowol Alte als Junge, die Gewohnheit, ausserhalb der Stadt mit einander zu duelliren; und man sprach damals eben so viel von denen mit einander duellirenden Personen und ihren Secundanten als gegenwärtig von denen Disputationen auf dem grössern Hörsaal, und denen dabey vorgegangenen Umständen. Ja der Ort vor dem Thore, die Vogelstange genannt, war viel bekannter, als das akademische Auditorium: Nun aber ist diese Wahlstatt und Fechtbahne, welche ehedem allen und jeden bis auf die kleinsten Kinder bekannt war, so sehr vergessen, daß auch die meisten nicht einmal mehr den Namen wissen. Unter die verschiedenen bösen Gewohnheiten und Mißbräuche, welche zu unsern Zeiten abgeschaft worden, kann man auch hauptsächlich den ärgerlichen Gebrauch rechnen, sich mit einem andern in einen Zweykampf einzulassen, welcher ehedem so sehr im Schwange gieng, daß er durch keine Gesetze und Verordnungen konnte gehemmet werden. Die Ursache bestand darinn, daß man einen solchen Zweykampf, ungeachtet er bey Stra-

se verboten war, dennoch als ein Zeichen der Tapferkeit, insonderheit bey Militair Personen, ansahe, und einen, der sich duellirt hatte, zwar öffentlich strafte, insgeheim aber doch mit allerhand Lobsprüchen belegte. Und so lange dieses währte, so diente die darauf gesetzte Strafe mehr, die Leute dazu aufzumuntern, als davon abzuschrecken. Einige neuere Moralisten haben dieses bemerket, und daher dafür gehalten, daß man diesen Unfug auf keine andre Art würde hemmen können, als wenn man diejenigen mit einer öffentlichen Schande belegte, welche sich eine Ehre daraus machten, mit einem andern einen Zweykampf einzugehen. Ich habe, um dieses zu bestärken, ein Gesez angeführet, das in der unterirdischen Welt gebräuchlich ist, und welches darinn bestehet, daß derjenige, welcher seinen Mitbürger zum Zweykampf ausfordert, verachtet, und als ein Mensch von schwachem Verstande angesehen, ja als ein Kind gehalten werden soll, welches Vormünder nöthig hat, weil er seine Affekten nicht im Zaum zu halten vermögend ist. Es scheint auch, daß die Verachtung, welche man zu unsern Zeiten gegen solche Menschen blicken lassen, mehr bey dergleichen Leuten ausgerichtet, als die strengsten Gesetze zu thun nicht im Stande gewesen. Denn da das sogenannte Point d' honneur der einzigste Bewegungsgrund zu einer solchen Tollkühnheit war, so mußte die Unordnung nothwendig aufhören, da man es nicht mehr von dieser Seite ansahe. Es ist auch nunmehro dieser Unfug

zu unſern Zeiten faſt völlig abgeſchaft, und der Verdienſt der Fechtmeiſter dadurch um ein groſſes vermindert worden. Jedoch dieſe ſo wohl als andre, deren Wohlfahrt ſich auf eine Unordnung gründet, haben nicht Urſache, ſich darüber zu beſchweren, indem keine Reformation überhaupt ſo nüzlich iſt, daß nicht dieſer oder jener dabey inſonderheit leiden ſollte. Ein Arzt büßt zu geſunden, und ein Kriegsmann zu Friedenszeiten ein. Ein Kaufmann leidet, wenn man Manufacturen aufrichtet, und ein Koch ſo wohl als ein Weinhändler, büſſen ihren Verdienſt ein, wenn eine Nation der Verſchwendung und Trunkenheit abſaget. Ein Sachwalter wird durch die Zänkereyen andrer Leute ernähret, und ein Landmann geräth in Verzweifelung, wenn das Korn und andre Wahren im Preis fallen. Alle und jede klagen über ſchwere und ſchlechte Zeiten. Weil aber dasjenige, was man ſchwer und ſchlecht nennet, eben die Wohlfahrt des Landes zum Grunde hat, ſo ſollte man ſich ſchämen, dergleichen Klagen zu führen. Ein gewiſſer Schreiber in einem Gerichte beſchwerte ſich einmal gegen mich, daß er faſt zwey drittel von ſeinen jährlichen Einkünften verlohren hätte. Ich erkundigte mich nach der Urſache, und erhielt die mit Seufzen vermengte Antwort: „Seitdem die Verordnung herausgekommen, daß diejenigen, welche muthwilliger Weiſe einen andern „in Proces verwickeln, in die Juſtizcaſſe eine gewiſſe Strafe erlegen ſollen, ſeitdem kann kein „ehrlicher Mann länger ſein Brod haben“. Ich

verſezte darauf, weil ſein Unglük aus einer ſolchen Quelle flöße, ſo wollte ich wünſchen, daß ich ſo glüklich ſeyn, und ein Mittel erfinden könnte, ihn auch noch um den übrigen dritten Theil zu bringen, wogegen er auf eine andere Art wieder verſorget werden könnte. Es ſcheint übrigens, daß auch die Tanzmeiſter mit dem heutigen Zuſtande der Welt nicht ſonderlich zufrieden ſind. Denn der Tanzmeiſter, Herr N. N. den ſie kennen, welcher ehedem ſo gepuzt zu gehen und den Kopf ſo gerade zu tragen pflegte, tritt gegenwärtig ganz niedergeſchlagen einher, und es ſcheint, daß er gerne 8 bis 10 von Hundert geben würde, wenn ſich jemand nur entſchließen wollte, ihm Geld vorzuſtrecken.

Non erat hac facie miſerabilior Crepereius
Pollio, qui triplicem uſuram praeſtare paratus
Circuit, et fatuos non inuenit — —

Wie ich mich auch nach dieſem Mann erkundigte, ſo erfuhr ich, daß gleichfalls der Mangel der Nahrung einzig und allein an ſeinen ſchlechten Umſtänden ſchuld ſey. Zwar hören die Leute nicht auf zu tanzen, die Tanzkunſt aber iſt zu unſern Zeiten nicht mehr ſo ſchwer, wie in alten Tagen, da man eine längere Zeit darauf wenden mußte, als wenn man alle Theile der Weltweißheit bey einem öffentlichen Lehrer durchgieng. Nun läßt man es bey einer bloßen Menuet bewenden, an ſtatt daß man in vorigen Zeiten ſich verſchiedener Tänze,

als der Paſſepied, Rigadon, la Bourré und andrer bediente, und mit der Folie d' Eſpagne endigte. Dieſer letzte Tanz beſtand aus verſchiedenen Veränderungen, und es ward eben ſo viele Zeit erfordert in dieſer Kunſt Doctor zu werden, als in der Weltweisheit und Medicin. Denn wer von dem Tanzboden gieng, ohne die Folie d' Eſpagne fertig tanzen zu können, der ward als Deſerteur angeſehen. Da man aber heutiges Tages nicht mehr ſo viele Regeln auf dem Tanzboden vorträgt, und die ganze Wiſſenſchaft bis auf eine bloſſe Menuet, die bald gefaßt iſt, und bis auf einige engliſche Tänze, die man ohne Anführung lernet, eingeſchränkt iſt, ſo bedarf man hiezu nicht viele Zeit, und mithin haben die Lehrmeiſter nicht viel zu verdienen. Dieſes iſt auch ſehr gut. Denn ungeachtet man an und für ſich ſelbſt das Tanzen nicht verdammen kann, am allerwenigſten in dieſen nordiſchen Landen, wo die Bewegung des Körpers und der Glieder weit nöthiger iſt, als in andern Ländern, ſo kann man doch nicht läugnen, daß in vorigen Zeiten ein groſer Mißbrauch damit getrieben worden, und das Tanzen eine Uebung geweſen, welche viel Zeit und Geld gekoſtet. Man ſiehet ſo wohl hieraus, als aus verſchiedenen andern Dingen, daß unſre Zeiten vor den vorigen viel voraus haben. Und diejenigen, welche ſo heftig wider unſre Zeiten ſchreyen, und ſo viel von unſern ehrbaren Voreltern reden, ſcheinen nicht genugſam in dem Lauf der Welt erfahren zu ſeyn. Man muß aber auch zu

gleicher

gleicher Zeit sagen, daß ungeachtet viele alte Fehler abgestellet worden, viele neue an deren statt wieder eingeschlichen. Es scheint demnach, daß die Menschen nicht sowol der Thorheiten selbst, als vielmehr der Art, sie zu begehen, überdrüßig geworden, und daß sie wie bey der Kleidertracht, bald auf die eine, und bald auf die andere Art auszuschweifen Lust haben; daher ist dasjenige, was wir eine Reformation nennen, nichts anders, als eine Veränderung der Scene in eben demselben Schauspiel. Ich könnte dieses durch viele Beyspiele bestärken; ich will aber nur ein einziges anführen. Ehedem las ein jeder, und niemand bezeugte Lust zu schreiben. Heutiges Tages will ein jeder schreiben, aber niemand lesen. Niemand wollte vormals dasjenige andern mittheilen, was er wußte, zu unsern Zeiten lehrt ein jeder, und was am seltsamsten ist, dasjenige, was er selbst nicht weiß. Wenn dieses ferner also fortwähret, so werden wir endlich mehrere Schriftsteller als Menschen haben. Ich bin ꝛc.

Der sechste Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich, daß meine Gedanken, welche ich ihnen letzthin über das Fechten und Tanzen eröfnet, ihnen gefallen haben. Sie

Sie glauben übrigens, daß dieſe beyden Uebungen in den älteſten Zeiten ſtärker geweſen, und ich geſtehe, daß die Fechtkunſt bey der alten Römern und Griechen in einem größen Anſehen als zu unſern Zeiten geweſen. Denn in Rom war eine ſolche Menge von Fechtern, daß ſie einmal ſo gar einen Aufſtand erregten, und der Republik den Untergang droheten. Indeſſen aber waren die griechiſchen und römiſchen Athletae eine andere Art von Leuten, als diejenigen, von denen ich in meinem Schreiben geredet. In Griechenland fochte man jährlich auf den gewöhnlichen Kampfplätzen, ohne Feindſchaft, bloß zur Uebung: Und in Rom wurden die Fechter bey öffentlichen Feſten aufgeführet. Alles dieſes aber hat keine Uebereinſtimmung mit denen itzt bey uns gewöhnlichen Duellen, wobey einer den andern ausfordert, um mit dem Degen in der Fauſt einen Streit auszumachen, der öfters durch den Tod des einen geendiget wird. Von einem ſolchen Zweykampfe wird man weder in der Römiſchen noch griechiſchen, weder in der ägyptiſchen noch Perſiſchen Hiſtorie ein Beyſpiel finden. Julius Cäſar ſuchte keine ſolche Genugthuung von dem Cato, da er öffentlich von ihm beſchimpfet ward, und Themiſtocles eben ſo wenig, da ihn Eurybiades mit dem Stok drohete. Daher irret Alciatus, welcher den Urſprung der Duelle bey den Römern und Griechen zu entdecken ſuchet. Denn der Zweykampf, wovon in den alten Schriften die Rede iſt, ward allein einer Staatsurſache wegen

gen angestellet, und um einen Krieg zwischen zwey Völkern zu endigen. Die Duelle haben ihren eigentlichen Ursprung hier in Norden, und sind von den nordischen Völkern auf die meisten andern europäischen Nationen gebracht worden, bey denen sie seit vielen hundert Jahren gebräuchlich, und so stark eingeführet gewesen, daß sie auch durch die öffentliche Gesetze bestätiget worden: wie ich denn in der Geschichte des dänischen Königes, Friedrich des dritten, hievon ein Exempel angeführet, daß ein solcher Zweykampf auf Befehl der Obrigkeit veranstaltet, und von der Generalität in Norwegen Zeit und Ort zum Duell zweyer Officier bey der Armee anberaumet worden. Daß ein solcher Zweykampf nach dieser Zeit hier im Lande auf Befehl der Obrigkeit veranstaltet worden, davon kann ich zwar kein Exempel beybringen, doch ist dieses gewiß, daß die Duelle bis zu unsern Zeiten in vollem Schwange gegangen. Was das Tanzen betrift: so ist dasselbe in den ältesten Zeiten, ja so gar auch unter den ernsthaftesten Nationen, als bey den Cretensern und Lacedämoniern, in Gebrauch, und sehr künstlich gewesen; ja Socrates selbst lernete von der Aspasia tanzen. Die Römer verboten zwar das Tanzen zu verschiedenen malen. Denn Tiberius jagte unter seiner Regierung die Tänzer aus der Stadt, und Domitianus entsetzte einige Ratsherren ihrer Würde, weil sie getanzet hatten. Allein, dieses ist bloß von unzüchtigen und unanständigen Tänzen zu verstehen. Bey den Alten waren übrigens drey-

erley

erley Arten von Tänzen gewöhnlich. Eine Art derſelben war ehrbar, und führete den Nahmen Emmelia, die andere Art war luſtig, und ward Cordax genannt, die dritte Art aber war eine Vermiſchung von luſtigen und ehrbaren, und führte den Nahmen von Siccinis. Man unterſchied überdem auch noch die kriegeriſchen Tänze von den geiſtlichen. Die Cretenſer bedienten ſich eines gewiſſen Tanzes, wenn ſie ihren Feinden entgegen giengen. Solcher Tanz ward Pyrrhicha genannt, und nachher von andern Völkern, inſonderheit aber von den Lacedämoniern, bey einer gleichen Gelegenheit gebrauchet. Von geiſtlichen Tänzen wird in der heiligen Schrift geredet, und aus den weltlichen Hiſtorien ſiehet man, daß Numa einen eigenen Tanz vor den Saliern oder den Prieſtern des Martis geſtiftet, und daß ſolche bewafnet getanzet. Man findet davon allerhand Nachrichten in verſchiedenen Archeſographien, oder ſolchen Schriften, welche von der Tanzkunſt handeln, aufgezeichnet; woraus man ſiehet, daß das Tanzen bey den alten eine wichtige Wiſſenſchaft geweſen. Man kann aber keinen größern Beweis hievon anführen, als was von den ſo genannten Pantomimen erzählet wird. Dieſe brachten die Kunſt auf die höchſte Spitze, und trieben ſie ſo weit, daß ſie als eine ſehr ſchwere Wiſſenſchaft angeſehen ward, worinn wenige Menſchen zu einiger Vollkommenheit gelangen könnten. Suidas bezeuget, daß dieſe Kunſt zu Rom unter dem Kayſer Auguſto zuerſt erfunden wor-

worden. Die beyden ersten Pantomimen waren Pylades und Bathyllus, wovon der erste seine Geschiklichkeit meistentheils in Trauerspielen, der andere aber in Lustspielen sehen ließ. Diese Pantomimen konnten alle Leidenschaften und ganze Geschichte, ohne ein Wort zu reden, bloß durch den Tanz und durch die Geberden ausdrucken, und daher nennet sie Cassiodorus „Menschen, deren „beredte Hände gleichsam eine Zunge auf jedem „Finger hätten“ (Orchestarum loquacissimae manus, linguosi digiti, silentium clamosum). Lucianus versichert, daß sie durch solche Geberden die Thränen bey den Zuschauern gleichsam als durch eben so viele bewegliche Worte herauszulokken gewußt; und eben dieser Skribent erzählet, daß ein asiatischer König von dem Kayser Nero einen Pantomim verlangt, um ihn zu einem Dollmetscher bey den angränzenden Nationen gebrauchen zu können. Es ward daher auch von einem Pantomim erfordert, daß er in verschiedenen Wissenschaften, in den poetischen Fabeln und Historien erfahren seyn mußte, welche nachher durch allerhand Geberden und Tanzen wieder vorgestellt wurden; wie denn, nach dem Bericht des Lucianus, ein Pantomim durch Tanzen und Springen einmal die Fabel von der Liebe der Venus und des Kriegsgottes so lebhaft und deutlich vorgestellt, daß alle Zuschauer gleichsam die ganze Geschichte lesen können. Die Tanzkunst ward also in den ältesten Zeiten weit stärker getrieben, und war weit schwerer und weitläuftiger, als itzo, auch wenn

man

man alle neue Arten der Tänze dazu rechnet. Denn diejenigen, welche mit dem größten Ruhme von den Tanzsalen in dem vorigen Jahrhundert entlassen wurden, waren mit allen ihren Menuets, Bourrees, Anjoux, Rigadons, Folie d'Espagne, nicht anders als Kinder gegen die alten Tänzer, insonderheit gegen die Pantomimen, anzusehen, als welche nicht anders, als nach einer Uebung von vielen Jahren, und durch eine ganz besondere natürliche Fähigkeit, zu einiger Vollkommenheit in diesem Stücke gelangen konnten. Am allerwenigsten kann man die itzt gebräuchlichen Tänze damit in Vergleichung ziehen. Dieselben sind nichts anders, als bloße Bewegungen des Leibes; und daher sehe ich nicht ab, wie einige so weit gehen, und das Tanzen, so wie es zu unsern Zeiten gebräuchlich ist, mit einem so grossen Eifer verdammen können. Denn auf solche Art müßte man auch diejenigen Leute tadeln, welche in ihrer Stube hurtig auf und nieder gehen. Daß die Fanatici so heftig dagegen aufgebracht sind, solches rühret daher, weil sie alles unschuldige Vergnügen hassen, und eine Sache verabscheuen, bloß weil andre daran einen Gefallen tragen. Und daher befinden sich dieselben auch bey Regen und trüben Wetter weit besser aufgeräumt, als wenn die Luft heiter ist und die Sonne scheinet. Ich bin für meine Person selbst kein Liebhaber vom Tanzen, aber deswegen tadle ich solches bey andern nicht. Wenn ich überführt wäre, daß man durch das Tanzen sich eine gesunde Bewegung verschaf-

sen könnte, wie einige meynen, so entschlöße ich mich noch in meinem hohen Alter zu tanzen. Allein der Nutzen, den man durch die Bewegung des Cörpers empfindet, geht durch das Wachen bis in die späte Nacht, durch den Staub und Qualm wieder verlohren. Es ist der Gesundheit zuträglich, zu reiten. Wenn man aber bey schlechtem und neblichten Wetter ausreitet, so thut man sich Schaden, anstatt daß man einen Nutzen davon spühren sollte. Zuletzt pflegen die Feinde des Tanzens annoch zu sagen: wenn man die Ohren bey einem Balle zustopfte, so würde man unter den Tänzern und unter unsinnigen Menschen eine große Aehnlichkeit antreffen. Weil man aber eben dasselbige von einem Prediger oder von einem Redner sagen kann, der sich auf der Kanzel oder auf der Catheter starck hin und her bewegt, so ist diese Betrachtung nicht sonderlich wichtig. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der siebente Brief.

Mein Herr,

Sie können es mir in ihrem letzten Schreiben noch nicht vergeben, daß ich in der Vorrede zu meinen moralischen Gedanken von den Begebenheiten des Telemachs mit so weniger Achtung geredet, da doch dieses Werk von allen

allen Nationen mit so vielem Beyfall aufgenommen, und von je her für ein großes Meisterstück gehalten worden. Ich habe aber das Werck selbst nicht getadelt, sondern bloß gesagt, daß ich dasjenige nicht darinn gefunden, was andere mit so vielen Lobsprüchen erhoben. Ich schreibe solches aber meinem besondern Geschmacke zu, wodurch ich schon oft veranlaßet worden, mich von der allgemeinen Bahn zu entfernen. Ich habe indeßen diese Schrift auf ihre Veranlaßung nachher noch einmahl, und mit mehrerer Aufmerksamkeit wie vorher, durchgelesen, um zu sehen ob ich nicht die großen Vorzüge entdecken könnte, welche, weil ich das Werk vorher nicht so genau geprüfet, vielleicht bisher vor mir verborgen geblieben. Ich muß aber bekennen, daß mich meine alte Ketzerey noch nicht verlaßen, sondern daß solche vielmehr noch stärker, wie vorher, zugenommen, und zwar sowol was die Materie überhaupt, als was die Schreibart insonderheit angehet. Der Verfasser läßt einen jungen Menschen reisen, um seinen Vater aufzusuchen, welcher viele Jahre entfernet gewesen, und zwar zu einer solchen Zeit, da seine Gegenwart höchstnothwendig, und der Thron ledig war. Zu gleicher Zeit schwärmt auch der Vater durch alle Länder, um seinen Sohn aufzusuchen, welcher an andern Orten vielleicht durch die Bosheit der Menschen verführet worden, um ihn durch die väterliche Gewalt zu zwingen, sich wieder nach Hause zu begeben. Dieses letztere ist indeßen noch einigermaßen wahrscheinlicher.

Denn was das erſte anlangt, ſo wird der Vater ſchon von ſelbſt ſich wieder nach Hauſe begeben, wenn er anders will und kann, ohne daß der Sohn nöthig hat, ihn zu Hauſe zu holen. Der Verfaſſer giebt ferner dem jungen Telemach einen Hofmeiſter, nämlich die Göttinn Minerva, unter der Perſon des Mentors, und ſagt, daß dieſelbe bereits lange in dem Hauſe des Ulyßes Schule gehalten. Man tadelt es an dem Homer, daß er den Göttern und Göttinnen gar zu niedrige Verrichtungen gegeben. Aber ſo arg hat er es dennoch nie gemacht. Denn hier wird eine große Göttin erſtlich gleichſam als eine Aufwärterin in die Kinderſtube geſetzt, nachher aber erhält ſie das Amt eines Hofmeiſters bey einem jungen Herrn, mit dem ſie von einem Lande zum andern herumirret. Die Aufwartung von einem Tage wäre mühſam und niedrig genug für eine Göttinn geweſen. Die heftigen und unaufhörlichen Verfolgungen, denen Telemach auf ſeiner Reiſe unterworfen iſt, rühren von der Venus her. Es wird aber keine ſonderliche Urſache von dieſem Haſſe angeführt, und weſfalls ſie ihn mehr und ſtärker, als andre keuſche Perſonen verfolgen ſollen. Virgil aber, dem der Verfaſſer hierinn nachahmen wollen, giebt eine wichtige Urſache an, weſfalls die Juno den Aeneas verfolget; und ſeine Erzählung hat alſo einen weit beſſern Grund, als dieſe. So viel von dem Inhalt des Werks überhaupt. Wenn ich nun daſſelbe auch noch ſtükweiſe unterſuch, ſo finde ich allenthalben etwas, worinn der Verfaſ-

ſer

ſer die erforderlichen Reguln nicht gehörig beobachtet. Ich will, um die Gränzen eines Briefes nicht zu überſchreiten, nur hin und wieder etwas berühren. Wie ſie mitten in der wilden See eine feindliche Flotte antrafen, ſo ließ Mentor den Schifsleuten Blumenkränze aufſetzen, recht als wenn ſie in einem Garten geweſen wären, und Blumen im Ueberfluße hätten haben können. Wie Mentor in die Sklaverey gerathen war, ſo findet man nicht das geringſte aufgezeichnet, was ihm in dieſer Sklaverey wiederfahren; welches doch nöthiger, und der Hauptſache gemäßer geweſen wäre, als die weitläuftigen Geſchichte Pygmalions und andrer, welche hier gar nicht her gehören. Bey der Beſchreibung der Stadt Tyrus heißt es, daß dieſelbe auf einer Inſel gelegen; da es doch bekannt iſt, daß die Stadt damals auf dem feſten Lande gelegen, und das neue Tyrus lange nachher erſtlich auf einer Inſel erbauet worden. Der Verfaſſer macht eine prächtige Abbildung von der Herrlichkeit und dem Reichthum dieſer Stadt, und ſchreibet alles den vortreflichen Geſetzen, der von der Regierung veranſtalteten Aufmunterung zum Handel und Gewerbe, und der groſſen Freyheit zu, deren alle Fremde ſich dorten zu erfreuen gehabt. Gleich darauf aber beſchreibt er die Tyrier als die allerunglückſeligſten Menſchen unter der Tyranney des Pygmalions. Nichts überſteigt indeßen die Schranken ſo ſehr, als der Character, welcher dem Pygmalion beygelegt wird. Denn von demſelben heißt es, daß er

nichts als Kräuter gegessen, welche er mit eigener Hand gesammlet, und nichts als Wasser getrunken, und dieses alles, weil er sich gefürchtet, daß man ihm mit Gift vergeben möchte; welche Vorsicht doch überflüßig war, indem es gleich darauf heißt, daß er alles vorher durch andre kosten und schmecken lassen, was auf die Tafel gesetzt worden. Die Absicht des Mentors oder der Minerva war dahin gerichtet, diesen jungen Prinzen so zu erziehen, daß er dermaleinst ein vortreflicher und tugendhafter Regent werden möchte. Es scheint, daß Minerva ihm den Weg zu dem Thron in Creta bahnet, welcher eben bey ihrer Ankunft erlediget war. Sie läßt ihn alle Riesen überwinden, welche um die Krone fochten, und alle Weisen in der Beantwortung der Fragen übertreffen, welche der Rath ihnen vorlegte. Wie aber Telemach von dem ganzen Lande einhellig zum Könige erwählt ward, so überredet sie ihn, diesen Antrag zu verwerffen, und sagt, es sey besser nach Hause zu reisen, und seiner Mutter alles zu erzählen, was ihm auf der Reise begegnet, als über ein großes Reich zu herrschen, welches hundert Städte in sich faßte; da doch dieses Glück, wenn es ihm zu Theil geworden, nothwendig bey seinen Eltern ein unaussprechliches Vergnügen würde erwecket haben. Durch diesen unzeitigen Rath betrübte Mentor die Einwohner von Creta, er beraubte seinen Untergebenen eines großen Glückes, und machte den Ausspruch des Orakels zunichte, welches gesagt hatte, daß das

Cre-

Cretiſche Reich in die Hände eines Fremden fallen ſollte, der das Land durch ſeine Weisheit glücklich und blühend machen würde. Gewiß, wenn ein jeder Hofmeiſter, der junge Herren führet, alſo verfahren wollte, ſo würde derſelbe bey den Eltern des Untergebenen ſehr ſchlechten Dank verdienen. Ueberdem iſt es etwas Lächerliches, daß die Cretenſer, welche unter der vernünftigſten Regierung lebten, und die allerweiſeſten Geſetze hatten, nach dem Vorgeben des Verfaſſers darauf gefallen, denjenigen für den würdigſten zum Throne zu erklären, der die ſtärckſten Arme hätte, und der bey einem Kampfe die größte Fertigkeit würde blicken laſſen, die andern zu überwinden. Der Verfaſſer hat dem Virgil, ſowohl was die heftige Liebe der Dido gegen den Aeneas als die beſtändigen Verfolgungen der Juno gegen denſelben betrifft, nachahmen wollen. Er iſt aber darinn nicht gar zu glücklich geweſen. Die Dito läſt bey dem Virgil den jungen Sohn des Aeneas, den Aſcanius, zu ſich hohlen; und wie Cupido deſſen Stellung und Geſtalt animmt, ſo wird ſie dadurch gefangen. Dieſes iſt wohl ausgeſonnen. Hier aber erſcheinet Venus ſelbſt mit ihrem Sohne, der ſowol die Calypſo als alle andre Nymphen des Landes entzünden ſoll; welches übel ausgedacht iſt. Telemach verliert ſeinen ganzen Heldenmuth, und wird ein elender Sklave der Liebe; und Mentor, welcher auf der Inſel Cypern mit ſeinem Schilde alle Pfeile des Cupido auffieng, iſt hier ganz müßig, und giebt ohne den geringſten Widerſtand zu, daß

Telemach in die äuſſerſte Schwachheit geräth, wovon er ihm auf keine andre Art zu befreyen weiß, als daß er ihn von einer Klippe ins Meer ſtürzet. Wenn man nach der Urſache forſcht, weſfalls die Venus den Telemach ſo unerbittlich hart verfolgt, ſo wird die Keuſchheit deſſelben angegeben. Jedoch die heftige Liebe, welche er zu der Eucharis faßte, gab deutlich genug zu erkennen, daß er ein getreuer Unterthan der Liebe war, ſo daß die Göttin der Liebe nicht Urſache hatte, ſich bey dem Jupiter über deſſen Härte und Unbeweglichkeit zu beſchweren, und neue Verfolgungen zu erbitten. Man darf nur den Virgil mit den Begebenheiten des Telemachs zuſammen halten, um zu ſehen, wie übel die Nachahmung gerathen iſt. Ferner: So bald Mentor ſich mit dem Telemach ins Mer ſtürzet, ſo iſt gleich nach der alten Gewohnheit ein Deus ex machina vorhanden, und ſie treffen eben ein Schiff an der Küſte an, von dem ſie aufgenommen werden. Mit dergleichen Dingen, welche wider alle Wahrſcheinlichkeit ſtreiten, iſt dieſe Schrift angefüllet. Auf dem Schiffe iſt des Narbals, ihres vertraulichſten und beſten Freundes Bruder, befindlich, und dieſes zu eben einer ſolchen Zeit, da Narbal, einen Aufſtand wider die Regierung in Tyrus erregte, und der erſte Staatsminiſter unter dem neuen Könige geworden war. Bey ſolchen Umſtänden handelte der Bruder des Narbals ſeinem wahren Nutzen nicht gemäß, daß er mit einem kleinen Schiffgen auf der See herumſchwärmte. Hierauf folgt eine weitläuftige und

ver-

verdrießliche Beschreibung von Andalusien, oder Hispania Baltica; welche aber weder mit dem Lande selbst noch mit den damahligen Einwohnern die geringste Uebereinstimmung hat, und überdem ganz und gar nicht zur Historie gehöret. Die moralischen Predigten, welche Mentor nachher vor dem Idomeo von der Pflicht eines Königes hielte, werden von allen bewundert, und ich lasse sie in ihrem Werthe beruhen. Ungeachtet ich gestehe, daß mir nichts in der Welt mehr zuwider ist, als eine gemeine und unendlich oft aufgekochte Moral; anders aber findet man nichts in den Reden des Mentors, und daher sind dieselben bey mir nicht hinlänglich, die Fehler zu ersetzen, welche man in der Geschichte des Idomenei antrifft. Von diesem Idomeneo heißt es kurz vorher, daß er von Creta mit einigen wenigen Soldaten geflüchtet sey. Gleich darauf aber trifft man ihn als einen mächtigen König in Hesperien an, dessen Macht so hoch gestiegen, daß sowohl die griechischen Völker als die barbarischen Nationen gezwungen sind, sich gegen ihn zu vereinigen. Das seltsamste ist, daß man auch den Nestor bewaffnet an der Spitze dieser verbundenen Macht antrifft. Diesen alten Helden hätte der Verfasser wenigstens zu Hause lassen können, insonderheit da derselbe wegen seines hohen Alters von verschiednen Kriegsverrichtungen schon in dem Trojanischen Kriege befreyet ward, welcher bereits vor vielen Jahren geendiget war. Die Rede, welche die angränzenden wilden und barbarischen Völker an den Idomeneus halten, ist schön

und lehrreich, allein zu gleicher Zeit auch ungereimt in dem Munde barbarischer Völker. Dieses ist eben derselbe Fehler, den man an dem Curtius tadelt, der die scytischen Gesandten philosophische Reden an den Alexander halten läßt; da doch die Scyten nicht ganz barbarisch und von aller Erkenntniß entblöset waren, ihre Reden auch den zehnten Theil nicht so philosophisch als diejenige ist, welche hier von den Hesperischen und in den Gebürgen wohnenden Völkern gehalten wird. Ich gestehe aufrichtig, daß ich viele mittelmäßige Schriften gelesen, worinn die Wahrscheinlichkeit weit besser beobachtet worden, als in diesem grossen Meisterstücke. Die Historie, welche Idomeneus von seinen bösen Ministern erzählet, wird als ein Zierrath in diesem Werke angesehen, weil darinn gezeigt wird, wie die Minister ihre Herren fesseln können, entweder wenn sie ihnen schmeicheln, oder sich auch ihnen nothwendig und unentbehrlich machen; imgleichen was sie sich oft für einer List bedienen, die getreuesten Unterthanen anzuschwärzen und zu stürzen. Es wird aber ein seltsames Exempel von einer solchen List angeführet, welche nicht füglich kann ins Werk gerichtet werden. Protesilaus nämlich beredet seinen Clienten, den Timocrates, dahin, daß er einen getreuen Bedienten, den Philocles, bey dem Könige verdächtig machen soll. Dieser Timocrates sagte daher, daß Philocles an einem Aufruhr gegen die Regierung arbeite, und daß Protesilaus mit ihm zugleich darinn verwickelt wäre. Es ist aber nicht abzusehen, was dem

Pro-

Proteſilaus mit einer ſolchen Angabe gedient ſeyn können, wodurch er zwar den Fall ſeines Feindes, zugleich aber auch ſeinen eigenen Fall beförderte. Der Verfolg der Geſchichte beſteht darinn, daß der König Befehl ertheilet, den Philocles umzubringen; der Proteſilaus aber bleibt in ſeinem Amte, und wird von dem Könige darinn beſtätiget, ungeachtet derſelbe ſeinen Herrn um die Regierung in Creta gebracht hatte. Die ganze Hiſtorie iſt ungereimt, und die Gedult des Königs alſo beſchaffen, daß man davon auch bey den allerthörichſten und einfältigſten Herren kein Exempel hat; da doch Idomeneus wegen ſeines Verſtandes und ſeiner Tapferkeit halber gerühmt wird. Unter den vielen zu der Hauptſache nicht gehörigen Erzählungen, welche faſt den halben Theil des Werkes ausmachen, iſt mir keine verdrießlicher zu leſen geweſen, als die Geſchichte des Philoctetes. Dieſer Philoctetes erzählt dem Telemach das ganze Leben des Hercules, und zugleich ſeine eigene Lebensgeſchichte; welche beyde ſo ganz gemein, und einem jeden bekannt ſind, und welche Telemach, wie man zu reden pflegt, längſt vorher auf den Fingern wiſſen konnte. Man kann nicht anders urtheilen, als daß der Verfaſſer dieſes alles bloß zu dem Ende beygebracht, um ſein Werk auszufüllen; welches man doch an andern Schriftſtellern tadelt. Der Character des Telemachs iſt nicht allenthalben gleich, ſondern widerſpricht ſich an verſchiedenen Orten. Wie derſelbe in der ägyptiſchen Wüſten war, ſo führte er ſich auf, als wenn er ein groſſer

Welt-

Weltweiſer und ein König wäre; und in Tyrus war ſeine Moral ſo übertrieben, daß er, um ſein Leben zu retten, ſeinen Nahmen und ſeine Herkunft nicht verleugnen wollte. Er war auch hiervon nicht abzubringen, ungeachtet ihm Narbal vorſtellte, daß dieſer Skrupel gar nicht gegründet wäre. Beydes geſchahe währender Abweſenheit des Mentors, und aus ſeinem eigenen Triebe. Wie Mentor wieder bey ihm war, ſo wird er als ein vor Liebe raſender Menſch vorgeſtellet, und in Heſperien tadelt man ihn ſeines Hochmuths, ſeiner Uebereilung und Hitze, und andern böſen Leidenſchaften halber. Denn daſelbſt war es, wo er ſich mit dem Hippias in einen Zweykampf einlies, und den mit Gold eingefaßten Degen zerbrach, welchen ihm ſein Großvater, der damahls zum wenigſten 150 Jahr alt geweſen ſeyn muß, dem Vorgeben nach bey ſeiner Wegreiſe geſchenket. Ich laſſe dieſes dahin geſtellet ſeyn; ungeachtet es ſchwer zu begreifen iſt, wie Telemach, der in der Sklaverey geweſen war, der Schiffbruch gelitten hatte und nackend ans Land getrieben war, und der übrigens ſo viele betrübte Begebenheiten und widrige Zufälle erfahren hatte, dennoch dem allen ungeachtet dieſen goldnen Degen mit nach Heſperien bringen können. Ehe von ſeiner Frechheit und Hitze geredet wird, ſo heißt es, welches gewiß ſehr ſeltſam iſt, daß er durch ſein ſanftes und angenehmes Weſen den Philoctetes dergeſtalt eingenommen, daß derſelbe ſeinen tödtlichen Haß in eine aufrichtige Liebe und Freundſchaft gegen den

Tele-

Telemach verwandelt. Bey dem Streite mit den Dauniern wird der Schild des Telemachs mit einer solchen Weitläuftigkeit beschrieben, daß die längst bekannten und unendlich oft schon erzählten Geschichte des Oedipus und seiner Nachfolger hiebey von neuen zum Vorschein kommen. Dieses soll eine Nachahmung des Homers seyn, welcher die Waffen des Achilles beschreibet. Aber die Beschreibung des Homers ist weder so weitläuftig noch so verdrieslich, als diese. Die Historie bey dem griechischen Dichter ist angenehm, weil der gröste Held unter den Griechen seine Waffen verlohren, die so beschaffen waren, daß sie von Menschen Händen nicht wieder konnten gemacht werden; wesfalls denn seine Mutter, die Thetis, eine eigene Reise zu dem Vulcan antreten muste. Was auf der andern Seite von dem Schilde des Telemachs befindlich ist, kann ich gegenwärtig nicht sagen. Denn die Wahrheit zu bekennen, so bin ich diesesmahl nicht weiter gekommen, sondern ich muß es denen überlassen, dieses Buch ganz durchzulesen, welche sich in dasselbe so verliebt haben, daß sie es den ewigen Werken eines Homers und Virgils weit vorziehen. Wenn der Verfasser die Reise des Telemachs in Versen ausgeführet hätte, so würde ich seine Schrift mit mehrerer Gedult durchgelesen haben. So aber kann, meiner Einsicht nach, nichts unerträglicher seyn, als in ungebundener Schreibart, insonderheit in einer Sprache, die dergleichen durchaus nicht leidet, sich durchgehend so schwülstig auszudrücken, bevorab da der

Vorwurf hier bey weiten nicht so groß und wichtig, als bey dem Homer ist. Denn hier wird bloß von der Reise eines jungen Menschen geredet, welcher von seiner Mutter ausgeschickt worden, ihren abwesenden Gemahl, seinen Vater, aufzusuchen. Ich will übrigens herzlich gerne mein Urtheil wiederrufen, und gestehen, daß ich zu hart geurtheilet, wenn andre auch im Gegentheil nur ihre Lobsprüche mäßigen, und gestehen wollen, daß die Begebenheiten des Telemachs auch von andern ohne Zauberey hätten können geschrieben werden. Ich halte dafür, daß der Name und das Ansehen des Verfassers dieser Schrift das gröste Gewichte gegeben, und glaube, daß dieselbe bey weiten nicht so sehr würde seyn bewundert worden, wenn ein schlechter französischer Abt, oder auch ein Docteur der Sorbonne, solche geschrieben hätte. Hier in Dännemark hat die dänische Uebersetzung mehrern Befall gefunden. Vielleicht legen Sie dieses der Nation zur Last. Ich kann aber aus der Erfahrung sagen, daß wenn meine Landsleute gleich nicht einen so feinen Geschmack haben, wie die Franzosen und Italiener, so ist er doch der Natur mehr gemäß, und weniger verderbet. Unsre Schauspiele können in diesem Stücke zum Exempel dienen. Denn fast keine einzige von allen übersetzten neuen französischen Comödien, die Schauspiele des Moliere allein ausgenommen, haben auf unserer Schaubühne Beyfall gefunden; da doch die französische Nation die meisten neuen Stücke, welche in Frankreich ans Licht treten, nicht hoch

genug

genug zu erheben weiß, welches dem verderbten Geschmack der Zuschauer einzig und allein zuzuschreiben ist. Ich bin ꝛc.

Der ächte Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich, daß unsre Freundin, die sonst in allen Stücken so zart ist, sich so sehr verläugnen, und mit dem Hrn. M. M. in ein Ehebündniß einlaßen können, da er bekannter maßen nicht das geringste Liebenswürdiges an sich hat, und nichts vorzügliches, als dieses besitzet, daß er der gröste Tobaksschmaucher im ganzen Lande ist. Ich aber wundere mich gar nicht darüber. Denn vielleicht ist eben dieses die Ursache gewesen, wesfalls sie ihn vor allen andern erwählet, weil viele das geräucherte Fleisch dem frischen vorziehen, und an solchen Dingen einen Gefallen haben, welche andere verabscheuen. Ich will davon zwey merkwürdige Exempel anführen, von denen das eine in der alten Historie bekannt ist, das andre aber in den neuern Zeiten von mir selbst angemerkt worden. Eine vornehme Jungfer, Namens Hipparchia, verliebte sich solchergestalt in den schmutzigen cynischen Weltweisen, Crates, daß sie ihn allen schönen, vornehmen und reichen

Män-

Männern vorzog, welche um sie anhielten. Ja ihre Liebe gieng so weit, daß sie ihren Eltern zu erkennen gab, daß sie sich selbst umbringen wollte, falls sie den Crates nicht zum Manne bekommen würde. Die Eltern baten hierauf den Crates selbst, ihre Tochter von diesem Entschluße abzurathen, und er that es auch, ja wie sein Zureden nichts verfangen wollte, so zeigte er ihr seinen elenden Leib und seinen zerrissenen und schmutzigen Rock, und sagte, daß sie sich, falls sie seine Ehegattinn werden wollte, zu eben solcher Unreinigkeit, und zu eben solchen kümmerlichen Umständen gefaßt machen müßte, worinn er lebte. Alles dieses aber war dennoch nicht vermögend, die Hipparchia in ihrem Entschlusse wankend zu machen. Sie zog vielmehr alte Lumpen an, und schwärmte als eine Bettlerin mit dem Crates von einem Orte zum andern, und ließ sich sein Leben in allen Stücken gefallen. Sie entsahe sich nicht, offenbar alle Unanständigkeiten zu begehen, und sich aller Schmach und Verachtung zu unterwerfen, welche ihr ihre neue Verbindung auflegte Das andre Exempel habe ich selbst an einer hochadelichen Dame erlebt, welche einen unüberwindlichen Abscheu gegen ihren ersten Gemahl hatte, ungeachtet derselbe unter allen Unterthanen im Reiche der vornehmste und angenehmste war. Dieses währte so lange, bis ihre Ehe getrennet ward, und wie die zweyte Ehe, die sie hierauf vollzog, nicht glücklicher war, so nahm sie zum drittenmal einen gemeinen Matrosen, mit welchem sie, ungeach-

geachtet er nicht liebreich mit ihr umgieng, dennoch, ihrem Vorgeben nach, weit zufriedner lebte, als in ihren beyden ersten Ehen. Ich habe solches aus ihrem eignen Munde gehöret, wie ich in ihrem Hause, in Falster nahe bey der Fährstätte bey ihr war, und ihr letzter Mann, eines Verbrechens halber gefangen saß; so daß es scheint, daß eben dasjenige, was bey andern einen Abscheu würde erwekt haben, bey ihr ein Zunder zur Liebe, und ein Grund zu ihrem Vergnügen gewesen. Ich könnte noch verschiedene andre Exempel von einem solchen verdorbenen Geschmake beybringen, ich will es aber bey diesen beyden bewenden lassen, und wundre mich deswegen nicht darüber, wenn ich von solchen seltsamen Ehen höre. Denn es ist in Wahrheit hiermit, wie mit dem Eßen und Trinken beschaffen, da der eine an demjenigen ein Vergnügen findet, was dem andern einen Eckel und Abscheu verursachet. Daher sagt man auch im gemeinen Sprichworte: „Der verdorbene Geschmak ist Schuld daran, daß „eine jede Jungfrau verheyrathet, eine jede „Speise gegeßen, und ein jedes Buch gelesen „wird“. Ich bin ꝛc.

Der neunte Brief.

Mein Herr,

Da ich öfters mit den Sprachreinigern, oder solchen Leuten kämpfen muß, welche kein fremdes, obgleich allenthalben angenommenes und eingeführtes Wort brauchen wollen: so bin ich vor kurzer Zeit abermals mit einem Grammattico wegen des Worts Capitain in Streit gerathen, welches er, so wie alle andre fremde Wörter und Redensarten verwarf, insonderheit, da man im Däniſchen ſich des Worts Hovedsmand bedienen könnte, welches eben so viel wäre, als das deutſche Wort, Hauptmann. Ich antwortete ihm, daß man auf ſolche Art auch alle andre in das Kriegswesen einſchlagende Wörter und Redensarten verwerfen müßte, wodurch man aber ein ganzes Kriegsheer ſeiner prima plana ſowol zu Waſſer als zu Lande berauben würde. Man müßte ſolchergeſtalt, fuhr ich fort, die Wörter General, Brigadier, Lieutenant, Amiral, Vice-Amiral, Schoutbynacht, Commandeur, ja Sergeant und Corporal bis auf das Wort Soldat verwerfen, weil es lauter fremde Wörter wären; wodurch man ein ganzes Kriegsheer und eine ganze Flotte auf einmal zu Grunde richten würde. Er meinte aber, eine ſolche Veränderung könnte nach und nach geſchehen, und

man

man könnte mit dem Worte Capitain den Anfang machen, welches eben so viel wäre als Hauptmann. Ich fragte ihn hierauf, ob er wüßte, woher das Wort Capitain seinen Ursprung hätte, und er antwortete mir: Capitaneus oder Capitain hat seinen Ursprung von dem lateinischen Worte Caput, so wie Amiral eben so viel ist, als Admirabilis, oder wundernswürdig. Ich erachtete mich hierauf verbunden; ihn aus seinem Irrthum zu helfen, und ihm zu zeigen, daß er in der Ableitung beyder Wörter gefehlet. Es ist eine gewisse neapolitanische Provinz in Apulien, welche Capitanata genannt wird, und diesen Namen zu den Zeiten erhalten, da die griechischen Kayser annoch das Land inne hatten. Im Anfange hieß dieselbe Catapania nach einem gewißen Gouverneur, Catapan, welcher von den griechischen Kayfern dahin geschikt ward. Mit der Zeit ward das Wort Catapania in Capitanata verwandelt, und daher ist der Name Capitain entstanden, wodurch sowol das Haupt von einem ganzen Kriegsheer, als von einer Compagnie Soldaten angezeigt wird. Das zweyte Wort, welches Amiral und nicht Admiral geschrieben werden muß, ist seinem Ursprunge nach arabisch. Denn Amir bedeutet in dieser Sprache so viel als Herr; und daher kommt Amirä, und Amiralii bey den Türken und Saracenen, welches ein Titel ist, der den Häuptern des Kriegsheers und den Generalspersonen beygelegt wird. Die Europäer haben nachher diejenigen damit beleget, welche eine Kriegsflotte commandiren.

diren. Einige Völker, insonderheit die nordischen, haben noch ein d dazu gelegt, und schreiben an statt Amiral, Admiral, in der Meynung, daß es ein lateinisches Wort sey, und von Admirabilis herkomme. Man sieht hieraus, daß wir diese beyden Wörter weder aus der lateinischen noch aus der französischen Sprache entlehnet haben. Wenn man so genau über alles grübeln will, so muß man auch das Wort Almanach verwerfen, welches gleichfalls arabisch ist, aber dennoch in ganz Europa angenommen worden. Woher das Wort Peruke seinen Ursprung hat, ist mir nicht bekannt; indessen siehet man, daß fast alle europäische Völker sich desselben bedienen. Die nordischen Nationen haben kein ander Wort von dieser Sache. Die Engländer sagen Perevig, und die Italiener Perucca. Die Spanier haben sich zwar des Worts Cabellera an statt Peruke, und Cabellero an statt der Perukenmacher bedienet; man bemerkt aber, daß sie heutiges Tages mit andern Nationen in dieser Benennnng übereinstimmen, und das Wort Peruquero gebrauchen, wodurch sie einen Perukenmacher anzeigen. Der eigentliche Gebrauch der Peruken ist übrigens nicht alt, und nur erstlich, wie man insgemein dafür hält, gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts aufgekommen, da der grosse Zug nach Italien unter dem Könige in Frankreich, Carl dem Achten, vor sich gieng. Die Frucht dieses Zuges war, daß die Franzosen die so genannte neapolitanische Krankheit mit zurücke brachten, welche

che die Spanier aus America geholet, und sie daher Sarva de Indias oder Las Buvas nennen. Herrera behauptet zwar, daß die Spanier diese Krankheit vielmehr zuerst nach Mexico gebracht, als daß sie dieselbe von daher sollten geholet haben; andre aber bezeugen das Gegentheil, und berichten, daß es eine epidemische Krankheit in America, obgleich nicht so gefährlich als in Europa, ist. Wie die Spanier sie nun daher die indianische Krankheit genannt, so nennen die Italiener diese Seuche, womit sie von den Spaniern zuerst angestekt worden, die spanische Seuche. Die Franzosen, welche dieselbe von dem neapolitanischen Zuge mit nach Hause gebracht, haben ihr den Namen Mal de Naples beygelegt, und andre Nationen, welche von den Franzosen damit beschmitzt worden, nennen solche noch itzo die Franzosen; und dieser Name ist noch itzt in Norden gebräuchlich. Die Franzosen pflegen sie auch bisweilen Pelade, oder die kahlmachende Krankheit zu nennen, weil die Haare darnach vom Kopfe fallen: Und man meynt, daß dieser Umstand eigentlich zu allererst Anlaß gegeben habe, die Peruken einzuführen, und die kahlen Köpfe dadurch zu bedecken. Es muß also im Anfange etwas schimpfliches gewesen seyn, sich mit einer Peruke sehen zu lassen. Ich rede aber hier von dem eigentlichen und allgemeinen Gebrauch der Peruken. Denn die Alten bedienten sich auch schon eines gewissen falschen Haares hinten im Nacken, und Martialis sowol als Juvenalis scherzen schon

über das falsche Haar des Frauenzimmers. Hannibal pflegte sich auch eines solchen falschen Haars zu bedienen, wenn er sich unkenntlich machen wollte. Nichts ist aber lächerlicher, als was Lampridius von der Peruke des Kayfers Commodus erzählet, welche mit Goldstaub bestreuet, und mit einer gewissen Art Leim angefeuchtet gewesen, damit der Goldstaub nicht herausfallen möchte. Der eigentliche Gebrauch der Peruken aber hat zu der oben gemeldeten Zeit, nämlich gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts seinen Anfang genommen, da sie aus Noth eingeführet wurden. Im Anfange waren die Peruken ohne alle Kunst, und bestunden nur aus einigen Calotten, woran Haare befestiget waren; nachher aber hat man von einer Zeit zur andern daran gekünstelt, so daß die Peruken heutiges Tages den Leuten zum größten Zierrath dienen. Die französischen Skribenten meynen, daß man im Jahr 1629 zuerst in Frankreich angefangen, lange Peruken zu tragen, und daß die Geistlichkeit erstlich im Jahr 1660 sich derselben bedienet, ungeachtet man es noch lange nachher an ihnen getadelt. Im Jahr 1684 gebot der Cardinal Grimaldi den Priestern, ohne Noth keine Peruken zu tragen. Hier im Lande war der Gebrauch der Peruken den Geistlichen gleichfalls untersaget. Das Verbot geschahe auf einer Versammlung der Geistlichen im Jahr 1628, und lautete folgender gestalt: Cauendum a noua forma Capillitii more hallicano. Zu unsern Zeiten sind sehr viele Arten von Peruken erfun-

funden, und wer davon Nachricht haben will, der darf nur des Coppenhagenschen Perukenmachers Drubins Verzeichniß davon nachsehen, welches derselbe wöchentlich den Zeitungen einverleiben läßt. Es ist glaublich, daß die Martinianer so viel man aus Klims unterirdischen Reise sehen kann, diese Kunst zu einer größern Vollkommenheit als in Europa gebracht, weil dieses Volk an allerhand Erfindungen ungemein fruchtbar war. Doch es ist Zeit, daß ich wieder dahin zurük gehe, wo ich aufgehöret. Diese Ausschweifung ist kaum zu verzeihen, und der schwatzhafte Barbier in der Comödie, Meister Gerdt Westphaler, würde mir solche selbst kaum zu gute halten. Indessen ist sie doch nicht troken, und die gemachten Anmerkungen sind nicht eben allenthalben anzutreffen. Mein Vorsatz war bloß, um zu zeigen, daß das Wort Peruke, welches in Frankreich erfunden zu seyn scheint, fast von allen europäischen Völkern angenommen worden. Die eine Nation entlehnet immer ein Wort von der andern, und die Franzosen selbst, wie reich auch ihre Sprache ist, haben dennoch fast alle Wörter und Redensarten, die in das Seewesen einschlagen, denen Holländern und denen Hansee-Städten abgeborget. Wenn man die Sprachen genau durchgehet, so wird man finden, daß der dritte oder vierte Theil der Sprache vergehet, wenn man alle fremde Wörter ausmerzen will, und man büsset dadurch nicht allein die Kunstwörter, sondern auch alle andre in das Hauswesen einschlagende

Wörter, als Acker, Oel, Milch, Wein, Toback, Papier, u. d gl. ein. Meiner wenigen Einsicht nach handelten die Herren Sprachverbeſſerer klüger, wenn ſie ihren patriotiſchen Eyfer in dieſem Stücke etwas mäßigten, und ſolchen in andern Dingen, woran mehr gelegen, blicken lieſſen. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der zehnte Brief.

Mein Herr,

Sie ſind in ihrem letzten Schreiben nicht mit mir zufrieden, daß ich ſo viel Thee und Caffee trinke, und meynen, daß ſolches der Geſundheit ſchädlich ſey, und den Magen ſchwäche. Ich aber bin in dieſem Stücke von ganz andrer Meynung, inſonderheit, was den Caffee betrift. Denn ich glaube, daß man durch Hülfe des Caffee alle Kranckheiten vertreiben könne, und ich brauche ihn ſo gar wider das Zahnweh. Dieſe Cur wird ihnen unſtreitig lächerlich vorkommen. Ich rede aber aus der Erfahrung, und kann auch eine natürliche Urſache davon angeben. Meine Zahnſchmerzen entſtehen insgemein von hitzigen und ſcharfen Dünſten, welche aus dem Magen aufſteigen, und ſo wol die Zähne als den Kopf angreifen. Der Caffee aber ſtärket den Magen, er hindert die Dünſte aufzuſteigen, und

ſtillet folglich ſo wol die Zahn- als Kopfſchmerzen, welches ich ſo oft erfahren habe, daß ich davon gänzlich überzeuget worden. Wenn das Thee- und Caffeetrinken auch ganz keinen andern Nutzen hätte, ſo wäre doch dieſer allein ſchon ſehr hoch zu ſchätzen, daß die Trunkenheit, welche ehedem ſo ſehr im Schwange gieng, dadurch ziemlicher maſſen gehemmet worden. Unſere Weiber und Töchter können nunmehro zehn Beſuche in einem Nachmittag abſtatten, und kommen ganz nüchtern wieder zu Hauſe. Dieſes aber konnte in alten Zeiten nicht geſchehen, da man denen Fremden nichts anders vorzuſetzen wuſte, als Goldwaſſer, Sect, ſpaniſchen Bitterwein, Luttertranck, u. d. g. wovon das Frauenzimmer an einem jeden Orte etwas probiren muſte, und wenn man alle die kleinen Portionen zuſammen rechnete, welche in jeder Wochenſtube genommen wurden, ſo nahm doch ſolches endlich ihren Kopf ein. Zum wenigſten kriegten ſie einen Geſchmack an gewiſſen ſtarken abgezogenem Waſſer, wovon ſie nun keinen Begriff, und wozu ſie alſo auch keine Begierde haben. Denn man hat niemalhs Luſt zu einer Sache, wo man nicht ſchon einen Geſchmack daran gefunden. Sie verlangen übrigens zu wiſſen, wie lange der Thee und Caffee bey den Europäern bereits in Gebrauch geweſen. Was die Caffeebohnen anlanget, welche die Türcken Cahueh, oder Cacoua nennen, ſo wachſen dieſelben in Arabien auf Bäumengleiches Namens, und dieſes ſind diejenigen, welche man eigentlich levantſche Bohnen nennet.

Von Indien hat man auch angefangen welche herzubringen, solche sind aber bey weitem nicht so gut wie die Levantschen. Der Gebrauch dieser Bohnen ist an dem meisten europäischen Orten erstlich gegen das Ende des 17 Jahrhunderts eingeführet worden. Hier in Norden hat man noch später angefangen sich derselben zu bedienen. In meiner Kindheit habe ich nicht das geringste davon reden hören. Wie der Caffee nachher mehr und mehr aufkam, so bediente man sich anfangs gebrannten Gerstens, und schenkte solches in den Theehäusern vor Caffee, weil die Leute damahls noch keinen Unterscheid in Absicht auf den Geschmack machen konnten. Wie man erzählet, so soll die Kraft dieser Bohnen zuerst von einem Mönche bemerket worden seyn. Denn wie ein Hirte, der die Ziegen und Cameele an dem Orte, wo die Bohnen wachsen, hütete, dem Mönch erzählte, daß so oft das Vieh, davon äße, dasselbe die ganze Nacht wachte und lärmte, so ließ er, als Prior, den Gebrauch dieser Bohnen in sein Kloster einführen, damit die Brüder wachsam seyn, und nicht nach ihrer alten löblichen Gewohnheit das Morgengebet verschlafen möchten. Uebrigens sind wegen dieser Bohnen verschiedene Streitigkeiten entstanden, indem einige ihnen eine große Kraft beylegen, andre aber sie für sehr schädlich halten. Unter denen, welche am hitzigsten dagegen geschrieben, gehöret der dänische berühmte Medicus, Simon Pauli, welcher verschiedene Schriften wider den Thee und Toback heraus gegeben.

geben. Der Thee ist in Europa zwar schon länger bekannt gewesen, doch aber auch erstlich im vorigen Jahrhundert recht bekannt geworden. Denn Olearius und Mandelsloh reden in ihren Reisebeschreibungen von dem Thee als von einem uns unbekannten Kraute, und wissen seine Tugend nicht genug zu erheben. Nichts destoweniger hat der Thee doch sowol als der Caffee seine Feinde, welches insonderheit aus der medicinischen Disputation de tribus impostoribus, Thee, Caffee et Chocolade mit mehrern erhellet. Der Toback, den die Americaner Petun nennen, und wider welchen oben angeführter Simon Pauli gleichfalls geschrieben, ist von den Spaniern zuerst in der americanischen Provinz Jucatan bekannt gemacht, und in Frankreich zuerst dem Großprior und der Königin Catharina von Medicis durch den französischen Ambassadeur, Jean Nicot präsentiret worden, daher derselbe auch zuerst das Nicotianische Kraut genannt worden, und noch itzt in der lateinischen Sprache Herba Nicotiana genannt wird. Eine Zeitlang hieß der Toback auch Herbe an grand Prieur oder Herbe à la Reine. Dieses Kraut ist von vielen, ausser dem Simon Pauli, angefochten worden. Ich habe in dem Leben des Persischen Schach Abbas des artigen Mittels Erwehnung gethan, dessen sich derselbe bedienet, um seinen Unterthanen den Gebrauch des Tobacks abzugewöhnen. Jacob der erste in England hat einen eignen Tractat wider den Toback geschrieben, und der Pabst Urban der VIII. ließ eine Bulle herausgehen, worinn alle

diejenigen in den Bann gethan wurden, welche Toback in den Kirchen gebrauchen würden, welches doch nur von dem Schnupftoback zu verstehen ist. Ehedem ward der Toback allein aus Indien gebracht, nun aber bauet man an verschiedenen Orten in Europa selbst Toback, womit ein grosser Handel getrieben wird, indem man denselben nicht nur raucht und schnupft, sondern auch an gewissen Orten käuet, welches insonderheit von den Norwegischen Bauern geschiehet, die in diesem Käuen einen himmlichen Geschmack finden. Viele wissen die Kraft und die Vorzüge dieses Krauts nicht genug zu erheben. In der dänischen Sprache ist ein Gedicht zum Lobe des Tobacks vorhanden, welches ein Meisterstück in der dänischen Dichtkunst ist. Ich meines Theils, der ich nie gewohnt bin, mit jemanden über seinen Geschmack zu streiten, will daher diejenigen, welche daran ein Vergnügen finden, weder loben noch tadeln. Und eben so wenig bin ich im Stande zu sagen, ob der Toback wirklich die gute Wirkung habe, welche einige von ihm rühmen. Dieses müssen indessen alle und jede zugeben, daß in dem Rauche keine natürliche Annehmlichkeit zu finden ist, und daß die Stuben so wol als die Kleider dadurch verunreiniget werden. Der vielen Unglücksfälle und Feuersbrünste zu geschweigen, welche durch das Tobackrauchen entstanden; wesfalls auch noch immer denen Bestallungen der Vögte dieser Artickel einverleibt wird, daß niemand auf dem Hofe Toback rauchen soll. Welcher Befehl

fehl aber sehr selten befolget wird: Denn die Begierde zu rauchen hat bey den meisten so sehr überhand genommen, daß weder Strafe noch Drohungen dieselben davon abzuhalten vermögend sind. An keinem Orte in der Welt wird damit ein gröſserer Mißbrauch getrieben, als in Holland, und solches bemerkt man insonderheit bey denen, welche sich der Treckschöyten zu ihrer Reise bedienen. Denn kaum hört man, daß einer seine Pfeife rein bläset, so wird das Feuerzeug schon wieder zu einer andern angeschlagen. Mit dem Schnupftoback ist es auf gleiche Art bewandt. Einige haben so viele Tobacksdosen als Taschen, und sie stecken nicht so bald eine wieder ein, daß sie nicht schon aus einer andern Tasche eine neue wieder hervorlangen. Ich habe selbst ehedem hierinn zu viel gethan; seit einiger Zeit aber bemühe ich mich, sowol was den Schnupftoback als den Caffee betrifft, besser Maasse zu halten, als von welchem letztern sie mich beständig abrathen. Denn ich trinke nunmehro den ganzen Tag nicht mehr, als vier bis fünf Schalen. Ich bin ꝛc.

Der

Der eilfte Brief.

Mein Herr,

Die Frage, welche ſie mir in ihrem letzten Schreiben vorlegen, was ich von den Zauberern und Zaubereyen hielte, kann ich nicht anders beantworten, als wie ich bereits in Abſicht auf die Geſpenſter, und die Hiſtorien, welche man davon erzählet, gethan habe. Man hat ſo viele Geſchichte hievon, welche völligen Glauben verdienen, daß es ſchwer fällt, die Zaubereyen gänzlich zu läugnen; es werden aber auch an der andern Seite ſo viele ungereimte Fabeln erzählet, daß man dadurch faſt verleitet werden ſollte, nichts zu glauben. Am meiſten wird die Lehre von der Zauberey durch dieſen Umſtand geſchwächet. Je mehr man zweifelt, ob auch wirklich Zauberer und eine Zauberey vorhanden, deſto weniger höret man davon reden. Was demnach durch einen übertriebenen und blinden Glauben ehedem täglich zunahm, das nimt durch den Unglauben täglich ab, und hat alſo der Zweifel in dieſem Stücke weit mehr ausgerichtet, als die härteſte Strafe und die ſtrengſten Geſetze auszurichten nicht vermögend geweſen. In alten Zeiten, da man die Hexen und Hexenmeiſter aufſuchte, und ſie mit dem Scheiterhaufen beſtrafte, hieß es faſt von einer

ner jeden alten Frauen an gewiſſen Orten, daß ſie auf einem Beſemſtiel nach dem Blocksberg ritte, und man entdeckte viele Verſchreibungen, welche bald dieſer, bald jener an den Teufel ausgeſtellt. Unter der Regierung Jacob des Erſten und Carl des Zweyten ſuchte man die Hexen allenthalben mit groſſer Sorgfalt auf, und England war damahls damit angefüllet. Zu den Zeiten Heinrich des Vierten wurden auf Befehl des Parlaments zu Bourdeaux mehr als 600 Hexen und Hexenmeiſter verbrannt. So bald man aber mit der Beſtrafung aufhörte, ſo verſchwand die Zauberkunſt mit der Zeit von ſelbſt. In dem Bezirk von Paris höret man faſt nichts von Zaubereyen, weil das Parlament über ſolche Sachen nicht urtheilet. Ein Cornelius Loos, ein Becker, und andre, haben den Teufel faſt gänzlich ſeiner alten Nahrung in Holland beraubet. Ja die Handlung des böſen Geiſtes hat hier in Norden ſo ſehr abgenommen, daß ſolche heutiges Tages auf Finnmarken allein eingeſchränkt iſt, wo ſolche bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts einigermaßen geblühet, weil die Amtmänner und andre dortige obrigkeitliche Perſonen annoch der alten Orthodoxie des Landes beypflichteten. Der erſte, welcher von der alten Bahn abwich, war der Amtmann Lork; und ich kann mich nicht enthalten, von der Heterodoxie dieſes Mannes ein Beyſpiel anzuführen, welches ich bey meinem Aufenthalt in Bergen ſelbſt erlebet. Wie dieſer Amtmann einmahl den Landrichter beſuchte, und bey ſeinem Eintritt in die Stube einen

Finn-

Finnlappen in die länge ausgestreckt, und gleichsam todt auf der Erde liegen sahe, so ward er dadurch in eine nicht geringe Bestürzung gesetzet. Wie er sich hierauf erkundigte, was dieses zu bedeuten hätte, und die Antwort erhielte, „er möchte stille seyn, itzt sey die Seele nicht im Körper; „wenn sie aber wieder zurück käme, so würden sie „allerhand Neuigkeiten erfahren:“ so sagte er, „dieses möchte zu lange währen, ich will die Seele „in dem Augenblick wieder zurückbringen,“ und versetzte hierauf dem Finnlappen mit seinem Stock einen dermaßen heftigen Streich auf den Rücken, daß derselbe aufsprang, und heftig zu schreien anfing. Man sieht hieraus, wie sehr der Amtmann aus der Art geschlagen, und von der Orthodoxie seiner Vorfahren abgewichen, und daß er zwar zur Handhabung der Gerechtigkeit geschickt, dem Finnmärkischen Handel aber überaus schädlich gewesen. Denn dem bösen Feinde konnte unmöglich ein solcher Amtmann anständig seyn. Der Handel hat auch wirklich seit der Zeit merklich abgenommen, und man wird dadurch in den Gedanken bestärket, daß die Zauberey und die schwarze Kunst sich gröstentheils auf den Unglauben und Aberglauben der Obrigkeit gründet; wo man nicht dafür halten will, daß der Teufel seine ehemahlige Munterkeit durch sein itziges hohes Alter eingebüßet, oder daß er in ein gewisses Unvermögen gerathen, und wegen Mangel an Gelde nicht so viele Hexenmeister mehr, als ehedem, unterhalten kann; ja daß niemand mehr Handschriften und Verschreibungen an ihn

aus-

ausstellen will, weil man bemerkt, daß er nicht mehr im Stande ist, den gewöhnlichen Geldvorschuß zu thun, und praestanda zu prästiren. Ich entdeckte in meiner Jugend einmahl eine Verschreibung, worinn ein junger Mensch sich dem Teufel übergeben, und sich dagegen jährlich eine Tonne Goldes ausbedungen. Ich überlieferte diese Handschrift demjenigen, welcher die besondere Aufsicht über ihn hatte, und derselbe bat mich, nachdem er die Schrift zerrissen, diese Sache nicht weiter auszubreiten, weil er seinen Untergebenen schon insgeheim deswegen züchtigen wollte. Der Arge muß demnach damals nicht bey Cassa gewesen seyn, um diese Summe auszuzahlen, wesfalls er denn auch die Verschreibung diesesmal nicht annehmen können. Es ist wahrscheinlich, daß das meiste, was von Hexereyen und Zauberkünsten erzählt wird, sich auf bloße Verblendungen und Fabeln gründet; und Beckers bedoverde Wereld würde demnach in dieser Absicht ein nützliches Werk seyn, wenn der Verfasser nicht zu weit gegangen wäre, und alles, was man von den Geistern erzählet, als Fabeln und leere Vorstellungen verworfen hätte. Diejenigen erwählen einen sicherern Weg, welche weder alle Historien verwerfen, noch auch alle Historien glauben. Die meisten aber können bey ihren Reformationen keine Maasse halten. Denn kaum merken sie, daß sie einmal betrogen worden, so glauben sie, daß sie immer betrogen werden. Wie dieses nicht nur geschehen könne, sondern noch täglich geschehe, solches habe ich in dem Schauspiele

dargethan, welches den Titel führet: Ohne Kopf und Schwanz. In demselben wird aufs deutlichste vorgestellt, wie man aus dem Unglauben in den Aberglauben, und wieder aus dem Aberglauben in den Unglauben fallen, und wenn man nicht gewisse hier vorgeschriebene Reguln beobachtet, und bey der Untersuchung einer Sache nicht allemahl das Ruder in der Hand behält, aus einem Extremo in das andre gerathen könne, daß man bald zu viel, bald zu wenig, bald alles, und bald nichts glaubet. Ich bin ꝛc.

Der zwölfte Brief.

Mein Herr,

Sie freuen sich, daß unser Freund, der Herr N. N. unlängst zu einem einträglichen Amte befördert worden. Ich habe diese Nachricht gleichfalls mit großem Vergnügen gehöret; indessen ist es mir doch allemahl noch weit erfreulicher, wenn ich vernehme, daß ein Amt mit einem tüchtigen Manne versehen worden, welcher geschickt ist, demselben wohl vorzustehen. Wenn von einem Regenten auch sonst viele andre Regierungsregeln versäumet werden, so verdient derselbe dennoch ein großes Lob, wenn er bey der Austheilung der Stellen nicht nach Aemter suchet, um dadurch diesem oder jenem zu helffen, sondern sich

nach

nach geſchickten Perſonen umſiehet, um ſolche denen Aemtern vorzuſetzen. Denn wie der Zuſtand eines Hauſes nicht verbeſſert werden kann; wenn ſolches mit geſchickten Bedienten zur Ausrichtung eines jeden Geſchäfts, was im Hauſe vorfällt, verſehen iſt; ſo kann auch keine größere Stärke für den Staat erfunden werden, als wenn ein jedes Amt wohl beſetzt iſt. Wenn ein Hausherr einen Bevollmächtigten, einen Koch, einen Kellner, u. ſ. f. verlangt, ſo bemühet er ſich nicht nach ſolchen Leuten, welche er am meiſten nöthig haben, ſondern er ſuchet ſolche aufzutreiben, welche er für die geſchickteſten hält, der Bedienung im Hauſe vorzuſtehen, welche ledig iſt. Man handelt zwar allezeit hochrühmlich, wenn man einem Nothleidenden unter die Arme greift, die Hülfe aber muß nicht auf eine ſolche Art geſchehen. Die öffentlichen Bedienungen müſſen nicht an die Perſonen, ſondern die Perſonen an die Aemter gegeben werden. Es müſſen keine Gaben und Allmoſen, ſondern Belohnungen ſeyn. Man muß nicht ſagen, „hier iſt ein armer Mann, dem muß geholfen „werden, ſondern hier iſt ein wichtiges Amt, „das muß beſetzt werden.“ Daß aber dieſes insgemein aus der Acht gelaſſen wird, ſolches beweiſen die Geſchichte aller Länder, und von allen Zeiten her. Die Aemter, welche eigentlich eine Laſt und Bürde heiſſen ſollten, werden allenthalben Wohlthaten genannt, und daher ſagt man nicht: dieſes oder jenes Amt iſt mit einem geſchickten Manne, der es zu verwalten vermögend iſt, be-

neficiret worden, welches in allen Sprachen heutiges Tages unverständlich ist, sondern Titius ist mit einem Amte begnadiget worden, welches leichter verstanden werden kann. Die Bittschriften der meisten Sollicitanten geben solches auch aufs deutlichste zu erkennen. Denn der Anfang und das Ende derselben enthält insgemein nichts anders, als eine Beschreibung von der Noth und dem schlechten Zustande derer, die um ein Amt anhalten. Dieses sollte aber billig eben so wenig ein Bewegungsgrund seyn, ein öffentliches Amt zu erhalten, als wenn jemand sucht, bey einem Herrn als Schreiber zu dienen, aus keiner andern Ursache, als weil er arm ist. Denn der Hausherr erkundiget sich nicht nach den Hausumständen desjenigen, der ihm dienen will, sondern nach seiner Fähigkeit, und ob er geschickt ist, die Feder zu führen. Er erkundiget sich eben so wenig nach seinen andern Eigenschaften, denn derjenige, welcher sich angiebt, kann ein guter Hausvater, aber dennoch dabey ganz ungeschickt seyn, einen Schreiber abzugeben. Es ist zwar einem Regenten, der ein großes Land zu regieren hat, nicht so leicht, diese Pflicht zu erfüllen, als einem Hausvater, der nur im kleinen herrscht, und zu einer kleinen Haushaltung nur wenige Bedienten nöthig hat. Wie aber ein Regent eine größere Herrschaft hat, so hat er auch mehrere Gevollmächtigte und Staats-Minister, deren vornehmste Pflicht es seyn könnte, die Mittel hiezu ausfündig zu machen, und die dabey vorkommenden Schwierigkeiten zu he-

ben.

ben. Ein Staat könnte durch nichts so sehr, als hiedurch beveſtiget werden. Einem Regenten würde es zu einem unausſprechlichen Vergnügen gereichen, alle Aemter in ſeinem Lande wohl beſetzt zu ſehen, und ein jeder Beamter würde ſich dieſes zur Aufmunterung dienen laſſen, ſeine Pflicht genau zu erfüllen, um dem Vertrauen eine Genüge zu leiſten, welches die Regierung auf ihn geſetzet, da dieſelbe ihm ein Amt ꝛc. anvertrauet, weil dieſelbe ihn für den geſchickteſten gehalten, demſelben würdig vorzuſtehen. Von dieſer Regel erwehnen doch diejenigen, welche von der Pflicht eines Regenten geſchrieben haben, wenig oder nichts. In eben dieſen Büchern wird auch von einigen andern Punkten nur überhin geredet, welche doch wegen der daraus flieſſenden Folgen von einer großen Wichtigkeit ſind. Ich will davon ein Exempel beybringen. Wenn es die Noth erfordert, daß eine außerordentliche und allgemeine Schatzung ausgeſchrieben werden muß, ſo iſt vor allen Dingen dahin zu ſehen, daß alle und jede nach Maßgebung ihres Zuſtandes gleich viel erlegen. Denn die Erfahrung lehret, daß ein jeder die Auflagen, wie groß dieſelben auch ſeyn mögen, gedultig abträgt, wenn ſie nur für alle und jede gleich eingerichtet ſind; wenn aber ein Mitbürger oder Nachbar verſchonet wird, ſo ſcheint auch die kleinſte und mäßigſte Ausgabe den übrigen unerträglich. Man bemercket dieſes täglich an den Bauren, welche zu Hofe dienen müſſen, und ohne Murren große Abgiften bezahlen, wenn ſolche nur allge-

mein sind. Ihre Schultern sind aber gleich zu schwach auch das allergeringste zu tragen, wenn sie sehen, daß dieser oder jener von ihren Nachbaren frey ausgehet. Deswegen wird ein kluger Landmann nicht leicht einem Bauren den Hofdienst erlassen, wo er nicht die Arbeit mit baarem Gelde bezahlet. Bey der Auflegung neuer Lasten äussern sich eben so wol Schwierigkeiten, wie bey der Austheilung der Aemter, allein die Regul muß so genau in acht genommen werden, als man nur immer kann. Es wäre zu wünschen, daß alles aufs genaueste abgewogen werden könnte, denn auf solche Art würde die Obrigkeit alles ohne Mühe und ohne Klage von den Unterthanen erhalten können. Wie es demnach nicht ohne Verdruß abgehet, wenn bey allgemeinen Auflagen dieser oder jener verschonet wird, indem ein jeder Bürger sich einbildet, daß die ganze Last, welche man seinem Mitbürger abnimmt, ihm allein wieder aufgelegt werde, so handeln diejenigen nicht wohl, welche um eine solche Befreyung anhalten. Denn sie geben dadurch zu erkennen, daß sie zwar aller Vortheile, nicht aber auch der Last, in einer Republik theilhaftig seyn wollen; welches wieder alle Gesetze der Societät streitet. Ich bekenne aufrichtig, daß, wenn mir bey solchen Umständen auch eine Befreyung angeboten würde, ich solche weder annehmen könnte noch wollte. Doch können auch hier, wie in allen andern Fällen, gewisse Umstände vorhanden seyn, welche eine solche Befreyung verantwortlich machen. Denn einer kann

sich

sich durch besondere Verdienste um das Publicum so sehr verdient gemacht haben, daß er eine solche Befreyung bey allgemeinen Auflagen als eine Belohnung und als eine Abrechnung ansehen kann; ob ich es gleich dem allen ungeachtet dennoch für das sicherste und rathsamste halte, daß man einen solchen verdienten Mann lieber auf eine jede andere als auf diese Art belohne, welche bey den übrigen Mitbürgern Verdruß erwecket, und eine ganze Gesellschaft in Bewegung setzet. Denn ungeachtet die Sache an sich selbst einerley ist, so hat doch die Art, womit sie geschiehet, in dieselbe einen großen Einfluß. Hierauf gründen sich die vielen Erfindungen, deren man sich bey der Auflegung der Bürden bedienet, und die vielen Namen, welche man denen Schatzungen beylegt. Viele sehen dieses als eine bloße Pedanterey an, da doch ein großer Kunstgriff darunter stecket. Denn die Erfahrung bezeuget, daß man mit den meisten Menschen als mit kleinen Kindern umgehen muß, und daß man sie ohne Mühe zur Erlegung auch der schwersten Abgiften bringen kann, wenn sie nur unter gewissen Namen eingefordert werden. Wenn man z. E. einen auf zwanzig Thaler schätzet, so wird er darüber vielleicht heftig klagen. Wenn man aber diese ganze Summe theilet, und einen Theil auf die Peruke, den andern aber auf die gestickte Weste setzet, so findet sich mancher besser darinn; weil er meynt, daß dieses nicht auf ihn, sondern auf seine Peruke und Weste gnmünzt sey. Sonst ist bey allen auser-

ordentlichen Auflagen kein beſſer Mittel, als wenn man die Schatzung auf ſolche Dinge leget, welche bloß zur Wolluſt und zum Uebermuth dienen; imgleichen auf Titel, welche aus bloßer Eitelkeit geſucht werden. Denn dadurch erhält man einen gedoppelten Vortheil: Das Geld wird in die öffentliche Caſſe gebracht, und die Bürger lernen dadurch inskünftige ſparſamer und weniger eitel zu ſeyn. Sie ſehen aus dieſen Anmerkungen, daß ich auch von Staatsſachen reden kann, wenn ich mich angreiffe. Ihr Urtheil aber ſoll es entſcheiden, ob meine Gedanken Grund haben, oder ob ſie verdienen, mit den Staatsmaximen Hermanns von Bremen, des bekannten politiſchen Kanngieſſers, in eine Claſſe geſetzt zu werden. Ich bin ꝛc.

✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻

Der dreyzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wiſſen, woher das Wort Krone (Corona) ſeinen Urſprung genommen, und zu welcher Zeit man zuerſt angefangen, die Könige zu krönen. Einige meynen, daß das Wort Corona ſeinen Namen von Cornu oder Horn erhalten, weil die alten Kronen ſo ſpitz wie ein Horn geſtaltet geweſen. In der hebräiſchen Sprache wird Horn

und

und Krone durch ein Wort ausgedruckt, und man pflegte ehedem durch ein Horn die Hoheit und Stärke, wie auch das Ansehen, anzuzeigen. Einige Skribenten legen die Erfindungen der Kronen dem uralten italienischen König Janus bey, und Athenäus bezeuget, daß verschiedene alte italienische und sicilianische Münzen vorhanden gewesen, auf deren einer Seite eine Krone, auf der andern aber ein Janus mit einem doppelten Angesicht befindlich gewesen. Sie verstehen unstreitig durch das Wort Krone doch den Hauptschmuck, womit die Potentaten bey dem Antritt ihrer Regierung gezieret werden, und welchen sie bey andern Feyerlichkeiten tragen. Denn Corona oder Στεφανος, welches so oft bey den lateinischen und griechischen Schriftstellern gefunden wird, bedeutet etwas ganz anders. Solche Kronen, welche von Rosen, Lorbeerblättern, u. d. gl. geflochten waren, wurden gebraucht, um berühmte Männer damit so wol zu Kriegs- und Friedenszeiten zu schmücken. Man bediente sich derselben auch zur Wollust bey den Gastmahlen, ja die Sklaven, welche man in den Kriegen gefangen nahm, wurden auch öffentlich mit Kronen auf dem Kopfe verkauft, und daher rührt die lateinische Redensart, sub corona venire. Was die königlichen Kronen anlanget, so ist es schwer zu bestimmen, zu welcher Zeit dieselben in einem jedem Lande aufgekommen. Unter den 12 ersten römischen Kaysern ist Nero der einzige, von dem man findet, daß er eine Krone getragen. Denn Augustus ward erst-

Digitized by Google

lich nach seinem Tode damit beehret, und die Krone, welche Julius Cäsar trug, war nur von Lorbeerblättern. Justinianus ist der erste, welcher eine geschlossene Krone getragen. In dem mittlern Alter aber findet man auf den Münzen überall kayserliche Kronen mit 12 Spitzen oder Strahlen. Auf den Französischen Münzen, welche von den Königen des ersten und zweyten Stammes geschlagen worden, findet man wenige gekrönte Häupter. Doch weiß man, daß Carl der Große eine mit Edelgesteinen versetzte goldene Krone machen lassen, welche in der Abtey St. Denys verwahret wird, und womit die Könige von Frankreich gekrönet werden. Hier in Norden ist der Gebrauch der Kronen im zwölften Jahrhundert aufgekommen. Dem Vorgeben nach hat Svend Grathe, welcher von einigen deutschen Skribenten Peter genannt wird, von dem Kayser Friedrich dem Rothbart, die Krone empfangen, welches man aus dem Briefe dieses Kayſers an Otto von Freysingen beweiset, wo es heißt: Rex Danorum Petrus Coronam Regni de manu noſtra accepit. Wo man nicht glauben will, daß das Wort Krone nichts anders als das Reich bedeute, womit es oft verwechselt wird. Unter den folgenden dänischen Königen finde ich keine Spur von einer Krönung, als zu den Zeiten Waldemar des andern. Denn dieser König soll von dem Erzbischof Andreas, zu Lund im Jahr 1203 gekrönet worden seyn. Vielleicht haben die Skribenten solches so wol von den vorhergehenden, als von den nachfolgenden Königen

Digitized by Google

gen aufzuzeichnen vergeſſen, und daher kann man nichts gewiſſes von dem beſtändigen Gebrauch der Krönungen hier im Reiche beſtimmen, als bis die Könige aus dem Oldenburgiſchen Stamme zur Regierung gelanget. In der Norwegiſchen Hiſtorie wird vor den Zeiten Magni Erlingſens und Hagen Hagenſens keiner Krönungen erwehnet. Und es iſt glaublich, daß ſolche vorher nicht gebräuchlich geweſen, weil der Pabſt, der die Krönung durch einen Kardinal verrichten ließ, ſich dabey verſchiedene Vortheile bedingen wollen. Dieſes iſt es, was ich gegenwärtig beybringen können, um ihre Frage zu beantworten. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen in ihrem letztern Schreiben zu erfahren, wie es zugegangen, daß das Herumlauffen auf den Gaſſen in Copenhagen mit Verſen und Wundergeſchichten, welches ſeit einigen Jahren verboten geweſen, nunmehro wider ſo ſtarck als jemals überhand genommen. Ob das Verbot aufgehoben worden, oder ob die Verſemacher ſich ſelbſt wieder dieſe Freyheit genommen, kan ich nicht ſagen: Wenn es auf mich ankäme, ſo würde ich ihnen dieſes nicht wehren weil ich gefunden habe, daß ſolches in allen Lan-

Landen gebräuchlich ist. Denn der gemeine Mann muß etwas haben, womit er sich beschäftiget, und die Buchdrucker können dabey einen Handschilling verdienen. Indessen könnte es doch nicht schaden, wenn man unter den vielen Versen und Wundergeschichten, die in der dänischen Sprache gedruckt worden, einmahl eine Musterung hielte, um zu sehen, welche von ihnen als unschuldig könnten erlaubt, und welche als ärgerlich und schädlich müsten verboten werden. Unter die letzten rechne ich die bekannte dänische Geschichte von Doctor Faust. Diese Schrift ist seit einer geraumen Zeit von dem gemeinen Manne mit einer solchen Andacht gelesen worden, als wenn es ein Symbolisch Buch gewesen wäre, und diese Erzählung preßt auch noch Thränen aus den Augen mancher alten Matrone. Was kann aber ungereimter seyn, als eine so heßliche Abbildung von einem Manne zu machen, dem zu Ehren in allen Ländern Ehrensäulen aufgerichtet seyn sollten. Dieser Johann Faust oder Fust, von welchem diese Erzählung handelt, und den der Teufel soll geholet haben, war der erste Erfinder der herrlichen Buchdruckerkunst, wodurch die Wissenschaften so sehr befördert worden. Es ist aber diesem vortreflichen Manne, wie vielen andern Gelehrten, ergangen, die sich durch große Wissenschaften hervor gethan, und deswegen für Zauberer und Schüler des Satans gehalten worden. Verschiedene redliche Männer haben in neuen Zeiten solche grobe und unvernünftige Meynungen widerleget, insonderheit hat Gabriel Naudäus, eine

be-

besondere Schrift, von den berühmten Männern ans Licht gestellet, welche der Zauberey fälschlich beschuldiget worden. Es hat aber dieses zu der heßlichen Historie von Johann Faust Gelegenheit gegeben, daß niemand sein Ende beschrieben, worüber man sich billig wundern muß, da man uns das Leben so manches Pedanten geliefert. Indessen hat doch noch kürzlich ein gelehrter Mann in einer besondern Schrift dargethan, daß Johann Faust im Jahr 1466, an der damahls in Paris graßirenden Pest mit Tode abgegangen. Denn, da seine Vaterstadt Maynz durch die großen Streitigkeiten, da zweene nach dem Erzbisthum strebten, in eine große Verwirrung gerieth, so begab sich Johann Faust nach Paris, um daselbst seine gedruckten Bücher zu verkauffen. Und weil man weiß, daß er sich in eben dem Jahre dorten aufgehalten, wie die Pest daselbst regieret, so kann man mit großer Gewißheit daraus schliessen, daß er auch dadurch, wie unzählich andre, aufgerieben worden. Auf solche Art darf man sich nicht wundern, daß von seinem Tode nichts aufgezeichnet worden, weil bey einem so allgemeinen Sterben niemand insonderheit auf des andern tödtlichen Hintritt Achtung giebet. Ich bin ꝛc.

Der

Der funfzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich wohnte in der abgewichenen Woche einer gelehrten Gesellschaft bey, wo man verschiedene Muthmassungen von dem Ursprung des Worts Campana, oder Klocke, beybrachte. Wie ich zu Hause kam, so war ich begierig; nachzusehen, was die Skribenten hievon beygebracht. Einige meynen, daß das Wort Klocke aus Norden seinen Ursprung habe, weil man in den ältesten nordischen Historien diese Worte findet, vt Cloca habeatur in Ecclesia. Es erhellet hieraus, daß man sich bey dem Anfange des Christenthums hier in Norden des Worts Cloca anstatt Campana bedienet. Einige französische Skribenten leiten das Wort Cloca von Cloche, und dieses wieder von Clocher, hinken, her. Denn wie ein Hinkender von einer Seite auf die andre fällt, so wanke, wie sie sagen, auch die Klocke hin und her. Andre suchen den Ursprung des Worts in dem lateinischen Clangor, wie auch in dem griechischen Worte, καλεω, oder ich rufe, ja einige führen es so gar von dem Worte Cochlea, eine Schnecke, her, weil dieselbe mit der Klocke sehr viel ähnliches hat. Ich überlasse es ihrem

Ur-

Urtheil, welche Meynung unter allen ihnen die beste zu seyn scheinet. Was das lateinische Wort Campana anlanget, so ist dasselbe zuerst in Italien gebräuchlich gewesen, und man hat den Klocken zu Nola in Campanien zuerst diesen Namen beygeleget. Der Bischof Paulinus wird insgemein für den ersten Erfinder derselben gehalten. Es scheint übrigens, daß man die grossen Klocken Campanas, und die kleinern Nolas genennet. Wenn aber itztgedachtem Paulinus die erste Erfindung der Klocken beygelegt wird, so ist solches allein von dem Gebrauch derselben bey dem Gottesdienst zu verstehen. Denn man findet bey den alten römischen Skribenten, daß man lange vorher solche Maschinen gehabt, welche man Tintinnabula genannt, und nun Becken nennet, und wodurch man ein Zeichen zu geben, und das Volk zusammen zu rufen, gewohnt gewesen. Im Orient hat man von dem Gebrauch der Klocken lange nichts gewußt: Man berief das Volk durch den Schlag von hölzernen Hämmern zur Kirche, so wie die Türken noch itzt durch Rufen und Schreyen zu erkennen geben, wenn ihr Gottesdienst seinen Anfang nimmt. In den alten Zeiten läuteten die Priester selbst, insonderheit in den Hauptkirchen, und wurden daher Campanarii oder Klöckner genannt. Die Römischcatholischen taufen ihre Klocken, und bitten rechte Pathen zu einer solchen Taufe; wodurch die Klocken bey ihnen zu einem heiligen Gebrauch eingeweihet werden. Helgaudus bezeuget, daß man ihnen,

wie

wie den Menschen, gewisse Namen beyleget, und Ingulfus saget: „er liesse zwo grosse Klocken „machen, die Bartholomäus und Bettelinus ge„nannt würden, und zwo kleine, welche die Na„men von Pega und Bega erhielten“. Man entschuldiget solches zwar dadurch, daß dieses keine eigentliche Taufe, sondern nur ein Zeichen der Taufe sey; welches aber nicht hinlänglich ist, dem Vorwurfe, den man der Römischen Kirche hieraus mit Recht macht, abzuhelfen. Es ist übrigens schwer zu bestimmen, zu welcher Zeit man angefangen, die Zeiten und Stunden durch den Klockenschlag anzuzeigen. Hier im Reiche ist dieser Gebrauch zuerst durch einen Klökner in Ripen, Namens Elias, eingeführt worden, welcher nachher in dem zwölften Jahrhundert das Bisthum erhalten, wovon das Chronicon Anonymi Ripense folgendergestalt redet: Hic dies et horas campanarum pulsatione distinxit. Man hat an diesen Maschinen wie an allen andern gekünstelt, und man hat dieselben nicht allein bey dem Gottesdienst, sondern auch bey andern Feyerlichkeiten, und insonderheit bey Begräbnissen gebraucht, durch welches ewige Läuten die Menschen an vielen Orten sehr beschweret werden. Dahin zielet der bekannte Vers des grossen französischen satyrischen Dichters:

Pour honnorer les morts, ils font mourir les vivans.

Von dem Geläute ist das so genannte Bayern unter-

terſchieden, welches eine Art von einem Klockenſpiel iſt, und bey verſchiedenen Gelegenheiten als ein Freudenzeichen gebraucht wird. Daher ſagt ein alter Dichter:

Au jour, que naquit chatillon
On ſonna double carillon.

In keinem Lande iſt das Bayern mehr gebräuchlich, als in England, wo ein jeder ſolches für Geld erhalten kann, und wesfalls England auch the ringing Island genannt wird. Das Klockenſpiel, welches auch Carillon genannt wird, iſt noch etwas anders. Man findet ſolches in allen Städten in den Niederlanden, und die Erfindung hat auch daher ihren Urſprung. Das Klockenſpiel welches vor einigen Jahren in Copenhagen angelegt worden, iſt eines von den vollkommenſten in Europa. Daß den Einwohnern aber daſſelbe nicht ſo gut gefällt als das alte, welches vor dem Brande in dem Thurm der Heiligen Geiſt Kirche in Copenhagen befindlich war, daran iſt nicht das Klockenſpiel Schuld, ſondern einzig und allein, daß die meiſten ein ſo ſchlechtes Gehör haben. Ich bin ꝛc.

Der sechszehnte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen zu wissen, was bey unserer hohen Schule neulich vorgefallen. Ich bin aber diesesmal nicht im Stande, ihnen neue Schriften zu übersenden; weil seit einiger Zeit nichts ans Licht getreten, welches sonderlich verdiente gelesen zu werden. Ich will deswegen, in deren Ermangelung, ihnen von der Unterredung Nachricht geben, welche neulich in einer angenehmen Gesellschaft von dem Ursprunge der alten heydnischen Götter und Göttinnen, wie auch von der Vergötterung der grossen und berühmten Helden gehalten ward. Ich pflichtete dem Urtheil eines gelehrten Mannes in der Gesellschaft bey, welches er insonderheit über die in den Geschichten so bekannten grossen Helden fällete, und von denen er urtheilete, daß man sie ohne Verdienst und Würdigkeit so sehr über andre Menschen erhoben, bloß weil sie unzählige andre Menschen aufgeopfert, und in der Wissenschaft, ihre Mitbürger ums Leben zu bringen, sich hervorgethan; wesfalls kein andrer Unterscheid unter ihnen und den übrigen Mezgern befindlich sey, als daß die ersten gewußt Menschen auf die Schlachtbank zu liefern, an statt, daß die letztern das Vieh zu schlachten gewohnt sind. Was die Vergöt-

götterung der alten betrift, wodurch viele Menschen der ersten Zeiten zu Göttern und Göttinnen gemacht worden, so pflichtete ich ihm zwar bey, daß die Blindheit der Zeiten hieran allein schuld gewesen, ich fügte aber hinzu, daß meiner Meynung nach auf die Canonisationen der römischen Kirche noch weit mehr zu sagen sey. Die alten Heiden erwiesen der Ceres göttliche Ehre, weil sie die Menschen in dem Ackerbau unterrichtet; und den Hercules verehrten sie gleichfalls göttlich, weil er verschiedene Länder von Räubern und Mördern gerieniget. Andern geschahe ein gleiches, weil sie dem menschlichen Geschlechte grosse Wohlthaten erwiesen. Viele von den Römischcatholischen Heiligen aber können bey weiten keine so gute Ursache zu ihrer Canonisation und Vergötterung anführen, indem verschiedene von ihnen eine unnütze Last der Erden gewesen, und unter die Zahl der Heiligen bloß wegen ihres Müßigganges, wegen ihres blinden Aberglaubens, und wegen ihrer Heucheley versetzet worden. Ein gewisser römischer Rathsherr sagte ehedem: Censeo, ne quis post hanc diem Deus fiat ex his, qui ἀχρεῖος κάρηνον ἔδωσιν: „Ich halte dafür, daß man nach diesen keine Menschen unter die Zahl der Götter aufnehmen müsse, welche bloß um zu essen in der „Welt gelebt haben“. Dieses aber schikt sich noch weit besser auf die Heiligen in der catholischen Kirche. Man giebt zwar vor, daß man den Heiligen keine göttliche Ehre erweise, wenn man aber siehet, daß ihnen jährliche Festtage gewidmet,

Kirchen zu Ehren geweihet, und tägliche Gebete an sie gerichtet werden, und daß die Menschen vor ihren Statuen und Bildern niederfallen: so findet man einen sehr geringen Unterscheid unter der Verehrung, die den Heiligen bezeugt wird, und unter derjenigen, welche man ehedem den heidnischen Göttern erwieß, die von den Heiden nicht anders als Subalternen von dem höchsten GOtte angesehen wurden. Es ist also unter den heidnischen Vergötterungen, und unter den Canonisationen der römischen Kirche kein andrer Unterscheid, als in dem blossen Namen. Die Canonisation wird von dem Worte Canon hergeleitet, welches eine Liste oder ein Register bedeutet. Und daher ist canonisiren nichts anders, als in das Register der Heiligen eingetragen werden. Aus dieser Ursache werden auch die biblischen Bücher Canonische Schriften genannt, weil sie allenthalben angenommen, und als wahre Bücher dem Verzeichniß oder dem Canon der Kirchen einverleibet worden. Die Canonisationen geschahen ehedem von der ganzen Kirche. Man meynt aber, daß der Pabst Alexander der Dritte der erste gewesen, welcher sich das Recht angemasset, allein zu canonisiren. Man pfleget die Canonisation nicht gerne eher, als 50 Jahr nach dem Tode des Heiligen vorzunehmen. Dieses geschiehet allemal mit grossen Feyerlichkeiten, und man verordnet, daß der Verstorbene in den Kirchen öffentlich verehret, und angerufen werden soll. Kein Heiliger ist leicht mit einer grössern Feyerlichkeit

und

und mit mehrern Ceremonien zu dieser Ehre erhoben worden, als der Augspurgische Bischof Luitolfus, welches von dem Pabste Johannes den Funfzehnten im Jahr 995 geschahe. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der siebzehnte Brief.

Mein Herr,

Es ist mir sehr angenehm, daß ihnen der erste Band, welchen die hiesige Königliche Akademie der Wissenschaften von ihren Schriften herausgegeben, wohlgefallen, und daß sie insonderheit die darinn befindliche Abhandlung von der Erfindung des Pulvers mit Vergnügen durchgelesen. Ich hege mit ihnen in diesem Stük gleiche Gedanken. Denn die Materie ist wohl ausgearbeitet, und mit einer gründlichen Gelehrsamkeit ausgeführet. Man hält insgemein dafür, daß die Erfindung schädlich sey, und daß man den ersten Erfinder des Pulvers mit größerm Rechte für einen Feind als für einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts ansehen könne. Ich glaube es gleichfalls. Wie aber nichts so schädlich ist, daß nicht etwas gutes daraus fließen sollte, so hat auch diese sonst höchstschädliche Erfindung doch den Nutzen bey sich, daß viele Menschen, welche sich ehedem mit ihrer

Stärke gebrüstet, und gleichsam eine gewisse Herrschaft über andere Menschen angemaßet, weil sie mit den stärksten Armen versehen gewesen, dadurch gedemüthiget worden, indem nunmehro der stärkste Riese eben so leicht durch einen Flintenschuß getödtet werden kann, als der kleinste Zwerg, und ein Schläger erwekt nunmehro bey niemand mehr eine so grosse Furcht als in alten Zeiten, da es immer hieß: **Weiche dem stärkern.** Die Erfindung, welche mit weit größern Fug verdienet, verdammet zu werden, ist der Gebrauch der Bomben, weil dieselben nicht gebraucht werden die Städte zu bestürmen, sondern umzukehren. Und daher scheint es, daß der Herr Blondel, der ein Buch von der Kunst, Bomben zu werfen, geschrieben, seine Zeit und Mühe besser anwenden können, wenn er die Menschen nützlichere Dinge gelehret hätte. Denn es ist einem Weltweisen nicht sonderlich anständig, denen Leuten die Art zu zeigen, wie man Städte und Kirchen in der Geschwindigkeit herum werfen, und in die Asche legen könne. Man meynt, daß ein Bürger zu Venlo in Geldern, die Kunst Bomben zu machen, im Jahr 1588 erfunden, ungeachtet er dieselben im Anfange nicht anders, als zu einem Feuerwerk angewandt. Die Probe aber, ob sie auch zum Kriege dienlich, ward zu Horn von einem italiänischen Ingenier angestellet, und der Graf von Mannsfeldt bedienete sich derselben bey der Belagerung von Wachtendonk, welche in eben demselben Jahre vorgenommen ward. Ein

engli-

engliſcher Ingenieur, Maltbus, hat am allergründlichſten gewieſen, wie man mit Bomben umgehen müße. Das Wort hat ſeinen Namen von dem griechiſchen Βομβος, oder dem lateiniſchen Bombus, welches einem Knall bedeutet, und dieſer Name drücket die Sache ſehr eigentlich aus, wegen des Knalles, den die Bombe verurſachet, wenn ſie zerſpringet. Wie man glaubt, ſo hat der Gebrauch der Bomben den Potentaten Anlaß gegeben, bey den Städten beſondere Caſtele anzulegen, und ſolche mit regulairer Militz zu beſetzen, unter dem Vorwand, daß man die Vertheidigung der Städte nicht wie vormals den Bürgern und Einwohnern anvertrauen könnte, weil ſie ſich bey der erſten Bombe ergeben würden, um die Einäſcherung ihrer Häuſer zu verhüten. Die Erfindung der Bomben iſt alſo nicht alt, ungeachtet in der Hiſtorie des Königs in Frankreich, Ludwig des Eilften von einer Maſchine geredet wird, welche mit den Bomben eine Aehnlichkeit hat, und von Monſtreles alſo beſchrieben wird, daß ſie inwendig hohl geweſen, und daß man dieſen Raum; nachdem man Pulver hinein gelegt, mit einem Stöpſel zugemacht, welches nun auch mit den Bomben geſchiehet. Denn ungeachtet dieſe Maſchine den Namen Canon führte, ſo ward ſie doch nicht gegen Mauren und Wälle gebraucht, ſondern um die Häuſer einzuſtürzen, auf welche ſie niederfiel. Weil aber von den Bomben nichts weiter vorkommt als gegen das Ende des folgenden Jahrhunderts, ſo kann man

Digitized by Google

ihren eigentlichen Gebrauch nicht eher als von dieser Zeit anrechnen. Ich bin ꝛc.

Der achtzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich, daß ich als ein alter Mann, und der dem Studiren von je her ergeben gewesen, mehr Vergnügen in dem Umgange mit Frauenspersonen, als mit Männern finde. Sie werden sich aber noch mehr wundern, wenn ich ihnen sage, daß ich eben meines Studirens halber eine solche Gesellschaft suche. Um ihnen dieses deutlicher zu machen, so muß ich ihnen melden, daß ich zu Hause niemals müßig bin, sondern beständig arbeite, und den Kopf angreife. Wenn ich aber ausgehe, so geschiehet es bloß in der Absicht, um mich ein wenig auszuruhen. Diese Ruhe aber finde ich am allererſten bey dem Frauenzimmer, wo solche Unterredungen gepflogen werden, die kein Nachdenken erfordern. Wenn ich also durch gar zu fleißiges Lesen und Nachdenken mir Kopfschmerzen zugezogen, so besuche ich niemand lieber, als die Frau N. N., welche mir nichts anders erzählet, als was sie heute gespeiset, wie viele Eyer ihre Hüner in der verflossenen Woche geleget, und

und andere dergleichen Dinge, wodurch der Kopf nicht angegriffen, und wobey keine Aufmerksamkeit erfordert wird. Mit der Gesellschaft der Männer hat es aber insgemein eine ganz andere Bewandniß. Man führet daselbst solche Reden, welche Nachdenken erfordern. Man spricht von Rechts- und Staatssachen, welche Materien nützlich, auch zu gewissen Zeiten angenehm seyn können; nur nicht, wenn man sich in eine Gesellschaft bloß zu dem Ende verfüget, um sich aufzumuntern, und dem Kopfe einige Ruhe zu gönnen. So bald die erste Bewillkommung vorbey, so fängt man an, eine Sache zu erzählen, welche entweder von dem Rathe, oder auch von dem höchsten Gerichte entschieden worden, und verlangt mein Urtheil darüber zu vernehmen, oder man verwickelt mich auch in Staatssachen, wozu entweder eine neue Verordnung, oder die letzte Zeitung Anlaß gegeben; welches eben so viel ist, als wenn man einem, der aus seiner Studierstube ermüdet heraustritt, das Schachspiel darbietet, und ihn dadurch aufs neue zum Studiren auffordert. Daher leiden die Engländer unter andern Anstalten, woraus ihre Beurtheilungskraft hervorleuchtet, auch kein Spiel, welches Nachdenken erfordert. Ihr Back Game ist lange nicht so weitläuftig, als unser Verkehr; und eben dasselbe gilt auch von allen ihren andern Spielen. Die Franzosen haben also nicht Unrecht, wenn sie sagen: Le jeu dechec n'est pas assez jeu. Man kann indessen das Schachspiel niemanden am besten

anbieten, als solchen Leuten, welche nichts zu thun haben, und wegen ihres beständigen Müßiggangs besorgen müssen, daß ihr Gehirn verrosten möchte. Man muß aber keine arbeitsame Leute einladen, Schach zu spielen, welche durch das Spiel und durch die Gesellschaft einzig und allein sich eine Erleichterung zu machen suchen. Gewisse Leute, die mit Geschäften überhäuft sind, haben deswegen auch gewisse Stunden des Tages ausgesetzt, worinn sie nichts anders als gleichgültige und scherzhafte Reden hören wollen; und man erzählet, daß Richelieu sich deswegen eine Stunde des Tages in einer solchen Gesellschaft aufgehalten, weil er seine Rechnung nicht dabey gefunden, von neuen einen metaphysischen Satz abzuhandeln, wenn er ermüdet aus seinem Cabinet gekommen. Aus eben derselben Ursache hüpfte und lärmte Socrates bisweilen mit seinen Kindern herum. Die zweyte Ursache, wesfalls ich die Gesellschaften des Frauenzimmers suche, bestehet darinn: Wenn ich in eine Gesellschaft von lauter Mannspersonen komme, so wird mir entweder ein Glas Wein oder eine Pfeiffe Toback vorgesetzt, welches beydes nicht nach meinem Geschmacke ist. In den Frauenzimmer Gesellschaften aber trincke ich Thee und Caffee, und spreche von lauter gleichgültigen Dingen, welches mir in meinen ledigen Stunden besser zu statten kommt. Sehen sie; mein Herr, dies ist die Ursache, wesfalls ich diese Lebensart einer andern vorziehe. Ich bin ꝛc.

Der

Der neunzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie billigen in ihrem letztern Schreiben, was ich von den Frauenzimmer-Gesellschaften und von dem Schachspiel angeführet. Sie verlangen bey dieser Gelegenheit meine Gedanken von dem Ursprung dieses Spieles zu wissen, und woher der Name desselben entstanden. Das Schachspiel führt in der lateinischen Sprache den Namen Ludus Latrunculorum, weil die Steine mit eben solcher Behutsamkeit gesetzt werden, als die Diebe sich bedienen, die Leute zu bestehlen. Ovidius zeigt solches durch folgenden Vers an:

Quod latrocinii sub imagine calculus iret.

Woher das nun gebräuchliche Wort Schach seinen Ursprung habe, darüber sind die Gelehrten nicht einig. Diejenigen kommen der Wahrheit am nächsten, welche es für ein persisches Wort halten. Denn Schach bedeutet in dieser Sprache einen König, und Schach matt ist eben so viel, als der König ist todt. Wenn aber einige den persianischen Mathematicum Statrenscha zum Urheber und Erfinder dieses Spiels machen, so fehlt es an einem hinlänglichen Beweise. Denn dieses Spiel ist sehr alt; und wenn es wahr ist, was einige vorgeben, daß der griechische Held Palamedes

medes der Erfinder desselben sey, so muß man das Alter desselben bis auf den trojanischen Krieg hinauf führen. Ich urtheile folgendergestalt hiervon. Weil man findet, daß das Schachspiel bey den alten Griechen bekannt gewesen, so ist es für eine griechische Erfindung zu halten. Den griechischen Namen Zatrikion hat man in Persien in Schach verwandelt, welche Benennung nachher bey den Europäern eingeführt worden. Weil bey diesem Spiele alles lediglich auf die Kunst, und nichts auf das Glücke ankommt, und man solches als ein Merkmahl der natürlichen Fähigkeit eines Menschen angesehen, so hat solches bey vielen die Ehrbegierde angeflammet, und zugleich auch oft zur Feindschaft Gelegenheit gegeben, wovon verschiedene Exempel vorhanden sind. Wie Canutus der Grosse mit Ulf Jarl, Schach spielte, so ward dieser Jarl nicht lange darauf ermordet. Eben dieses findet man auch von dem Könige Erich, welcher unmittelbar nach einem solchen Spiele von seinem Bruder Abel umgebracht ward. Aubery bezeugt, daß der Prinz Moritz von Oranien gleichsam ausser sich gewesen, so oft er ein Spiel im Schach verlohren. Wenn man in andern Spielen verlieret, so kann man dem Glücke die Schuld geben; in diesem Spiele aber hat man alles bloß seiner eignen Unachtsamkeit zu danken. Der epirotische König Pyrrhus wird unter die grösten Schachspieler gerechnet. Und eben dieses erzählt man auch von Tamerlan und Carl dem Grossen, dessen Schachspiel annoch in

dem

dem Kloſter St. Denys in Frankreich gezeigt wird. Einige Gottesgelehrte verwerfen das Schachſpiel, aus der Urſache, weil damit ſo viele Zeit verlohren gehet. Ich habe in meinem letzten Briefe bereits die Urſachen angeführet, weſfalls diejenigen, welche dem Studiren obliegen, ſich dieſes Spiels begeben müſſen. Ich empfehle es aber ſolchen Leuten, welche wenig oder nichts zu thun haben, bey denen es auch, wie die Erfahrung zeiget, von allen Zeiten her im Gebrauch geweſen. Die Spanier, deren Haupt Eigenſchaft gewiß nicht die Arbeitſamkeit iſt, haben dieſes Spiel ſo weit getrieben, daß ganze Städte ſich einander zum Schachſpiel herausgefordert. Und aus eben dem Mangel der Arbeit muß es nothwendig herrühren, daß die Isländer damit gleichfalls ihre Zeit vertreiben. Ja dieſe Art der Beſchäftigung, welche von dem Palamedes angeführt wird, dient zum deutlichſten Beweiſe, daß der trojaniſche Krieg ſehr ſchläfrig geführet worden, und man hat alſo nicht Urſache ſich zu wundern, daß die Belagerung von Troja zehn Jahre gewähret. Ich bin ꝛc.

Der

Der zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Es sind ihnen zwar, wie ich aus ihrem letztern Schreiben abnehme, die Anmerkungen lieb gewesen, welche ich in meinem letztern Briefe über die Krankheit, welche man hier in Norden Franzosen nennet, gemacht habe: Sie meynen aber, daß diese Krankheit schon eher in Europa graßiret, als in Westindien erfunden worden, und daß man also nicht eigentlich sagen könne, daß solche aus America zuerst nach Europa gebracht worden. Sie gründen ihre Meynung auf die Anmerkungen, welche der englische Chirurgus Becket gemacht hat, und führen noch andre Muthmaßungen an, um zu beweisen, daß diese Seuche weit älter sey, ungeachtet dieselbe anfänglich einen andern Namen gehabt, und daß solche mit dem Aussatz einerley gewesen sey. Ich kann aber dieser Meynung um deswillen nicht beypflichten, weil diese beyden Krankheiten so sehr weit von einander unterschieden sind. Der Aussatz ist unheilbar, da im Gegentheil ein jeder Wundarzt die andre Seuche heilen kann, wenn solche anders noch nicht gar zu sehr überhand genommen. Beyde Krankheiten rühren auch von verschiedenen Ursachen her. Der Aussatz kann

viele

viele Jahre verborgen seyn, ehe er sich äusserlich zu erkennen giebet; die andre Krankheit aber kann man sich auf einmal durch eine Unordnung zuziehen. Und daher sind auch die venerischen Krankheiten, seit dem sie in Europa bekannt geworden, stets von dem Aussatze unterschieden gewesen. Bey dem Aussatze ist dieses als etwas besonderes zu merken, daß solcher gewissen Nationen vor andern angeklebet, und auch nur in solchen Lande befindlich gewesen. Die Juden wurden unaufhörlich damit geplagt. Die griechischen und römischen Skribenten bezeugen, daß die Israeliten damit in Aegypten stark behaftet gewesen; und aus der Historie des alten Testaments siehet man, daß diese heßliche Seuche in Palästina sehr unter ihnen im Schwange gegangen. Einige meynen, daß der Aussatz durch Kinderblut könne geheilet werden; und dieses hat vielleicht zu den Beschuldigungen Anlaß gegeben, welche man so oft gegen die Juden vorgebracht, daß sie heimlich Christen Kinder geschlachtet. Seit der Zeit die Juden in alle Welt zerstreuet gewesen, haben sie von dieser epidemischen Krankheit nichts mehr gewußt. Doch hat solche sich noch überall in Europa einigermaßen geäußert, bis vor 200 Jahren, da sie fast gänzlich aufgehöret, biß auf einige wenige Oerter in Norwegen und Island, wo sie annoch bisweilen, und insonderheit unter den Fischbauren, verspüret wird; woher man schliesset, daß der Aussatz von dem salzen Wasser, und von der Art Speise, die aus Fischen und Le-

bern

bern bestehet, erzeuget werde. Das Wort Spedalskhed, wodurch der Aussatz hier in Norden angezeigt wird, kommt von dem Worte Hospital her; weil die damit behafteten in die Hospitäler, die in Norwegen noch Spedaler genannt werden, eingeschlossen wurden. Spedalske ist demnach eben so viel als Hospitalische, oder solche Kranken, welche in die Hospitäler aufgenommen werden. Der Aussatz nimmt indessen heutiges Tages auch mehr und mehr in Norden ab, und allem Vermuthen nach wird diese Krankheit endlich völlig aufhören. Es scheint, daß gewisse Seuchen und Schwachheiten ihre gewisse Gränzen, und ihr non plus vltra haben, und daß andre, welche man bisher noch nicht gekannt, wieder an ihre Stelle treten. Unter die letzten gehören die Blattern. Diese Krankheit, welche man sonst auch noch insonderheit die Kinderblattern nennet, weil man insgemein in der Kindheit damit befallen wird, war zu den Zeiten des Hippocrates, des Celsus, und des Galenus, noch nicht bekannt, denn diese grossen Aerzte erwähnen nicht das geringste davon. Die arabischen Skribenten, als Avicenna, Rasis, und andre, welche im zwölften Jahrhundert gelebet haben, thun am ersten derselben Erwehnung; und daher schließt man, daß diese Krankheit nicht älter ist, und zuerst in Arabien bekannt geworden. Man hat zu unsern Zeiten eine Methode erfunden, die Blattern durch die Inoculation andern gleichsam einzupropfen. Wenn dieses geschiehet, so bekommt ein

andrer

andrer zwar auch die Blattern, aber weder so stark noch so gefährlich, als wenn sie sich von selbst einstellen, und von Hunderten, die sich dieses Mittels bedienen, soll kaum einer gestorben seyn, wenn man die Zahl derjenigen dagegen hält, welche solches Mittel nicht gebrauchen wollen, und an den ordentlichen Blattern sterben. Jedoch diese Erfindung ist, wie alle andre, von verschiedenen getadelt worden, und die meisten Menschen wollen sich zu einer solchen Probe nicht verstehen, und sich einer gewissen Krankheit vor einer ungewissen unterwerfen insonderheit, da sie nicht versichert sind, daß die eigentlichen Blattern, der Inoculation ungeachtet, sich nicht noch einmal einstellen sollten, welche sodann denen alten weit gefährlicher, als jungen Personen sind. Diese Erfindung ist von Constantinopel, wie man sagt, zu uns gekommen, und soll mit sehr gutem Erfolg in England gebraucht werden. In andern Ländern aber hat man dieselbe nicht annehmen wollen, und hier in Norden ist mir niemand bekannt, der sich zu dieser Cur verstanden hätte. In Island und Grönland hat man sonst von dieser Krankheit nichts gewußt. Doch graßirte dieselbe vor einigen Jahren an beyden Orten so stark, daß sehr viele von den Einwohnern des Landes dadurch aufgerieben wurden. Die Franzosen nennen diese Krankheit la petite Vérole von dem lateinischen Worte Variola. Ich bin ꝛc.

Der ein und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe aus ihrem letztern Schreiben nicht ohne Bekümmerniß ersehen, daß sie ungeachtet der genauen Diät, welche sie beständig beobachten, dennoch immer schwach und kränklich sind. Ich will ihnen zwar keinesweges rathen, ihre ordentliche Lebensart zu verändern, ich glaube aber doch, nach der Freyheit, die ich mir nehme, in verschiedenen Dingen, und also auch in der Medicin, von den gemeinen Meynungen abzuweichen, daß eine gar zu genau abgezirkelte Diät, den Menschen nicht den Nutzen schaffet, den man insgemein dadurch zu erhalten glaubet. Man sagt scherzweise, es sey keine bessere Krankheit, als wenn man sich durch gar zu vieles Essen überladen; und dieses ist nicht völlig ungegründet. Denn, wenn man im Essen und Trinken keine Maaße gehalten, so folgt insgemein ein Fieber oder dergleichen darauf, wodurch der Körper wieder gereiniget und hergestellet wird. Ich habe es selbst einmahl versucht, und mich der strengen Diät unterworfen, welche von dem bekannten Cornaro beobachtet worden, und habe meine Speise ordentlich abgewogen. Ich kann nicht sagen, daß

ich

ich mich im Anfange übel dabey befunden, aber in die Länge merkte ich doch verschiedene verdrießliche Folgen von dieser mathematischen Lebensart. So bald ich demnach solche verließ, so befand ich mich wieder so gut als vorhin, und bin seit dieser Zeit auf die Gedanken gekommen, daß eine kleine Unordnung nicht so schädlich seyn könne, als Doctor Diaforius, und sein Sohn Thomas, in der Comödie vorgeben. Eine gar zu genau abgemessene Ordnung scheint der Natur des Menschen entgegen zu seyn. Die Seele so wol als der Leib gerathen dadurch in eine gewisse Schläfrigkeit, und können nicht anders, als durch einen starken Affekt wieder aufgeweckt und munter gemacht werden, ungeachtet man dergleichen Leidenschaften überhaupt für schädlich hält. Schrecken und Zorn können die Menschen oft in eine Krankheit stürzen. Die Krankheiten aber können auch oft dadurch gehoben werden. Wie der Leib, wenn er keine Bewegung hat, dem Skorbut und andern Schwachheiten unterworfen ist, so kann derselbe auch durch eine unveränderliche Diät und Lebensart in eine gewisse Taubheit und Unempfindlichkeit verfallen. Ich glaube daher, daß es der Gesundheit nicht so zuträglich seyn würde, als man insgemein vorgiebt, wenn wir beständig gut Wetter hätten. Vor einigen Jahren war es fast sechs Wochen beständig ein solches schönes und angenehmes Wetter, als alle Kranke sich wünschen. Ich befand mich eine Zeitlang wohl dabey. Wie es aber zu lange währte, so war es, als wenn mir etwas fehlte, und

Digitized by Google

mich dünkte, daß das Gemüth so wol als der Leib, wieder Wind, Regen, schlackricht und böses Wetter nöthig hätte. Wenn die Diät des Cornari bewährt wäre, so würden gewiß mehrere sich derselben mit einem eben so guten Erfolg bedienet haben. Da aber solches nicht geschehen, so ist es glaublich, daß diese Diät bey andern von keiner Wirkung gewesen. Meiner Einsicht nach wird die Gesundheit des Menschen durch die Umwechselung des Guten und Bösen mehr erhalten, als beschädiget. Der Sinn schläft gleichsam ein, wenn man ihm nicht die geringste Veränderung giebet. Ein Engländer hielt sich einmahl eine Zeitlang in Paris auf, und suchte daselbst einzig und allein sein Vergnügen zu sättigen. Wie er aber keine Veränderung darinn wahrnahm, sondern immer einerley erfuhr, so ward er endlich des unaufhörlichen Wohllebens so müde, daß er sich selbst erhängte. Cicero bestätiget eben dieses. Er sagt: Wie das Gemüth durch die Wohllust, wo solche nicht mit allerhand Widerwärtigkeiten abwechselt, stumpf und schläfrig wird, so verrostet auch der Leib gleichsam durch eine beständig aufs genaueste abgezirkelte, und gar zu sorgfältig beobachtete Diät. Ich bin ꝛc.

Der zwey und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich, daß Ihnen meine letztern ortographischen Anmerkungen nicht unangenehm gewesen. Sie berichten mir zugleich, daß sie vorher stets das Wort Amiral, wo sie dasselbe gefunden, durch Admiral verbessert, weil sie solches für das richtigste gehalten, indem dieses Wort auf solche Art geschrieben, bey unsern besten Skribenten, und so gar auch in unserm Gesetzbuch angetroffen wird. Es sind außerdem noch verschiedne andre Wörter, worin die Ortographie der Ungelehrten besser, als der Gelehrten ist, welche daher von den letztern ohne Grund verbessert wird. Ich will, um dieses zu beweisen, nur einige Wörter anführen, welche in das Militärwesen einschlagen, und von eben derselben Beschaffenheit sind. So oft ein ungelehrter Caporal schreibt, so meynt ein Sprachverständiger, daß dieses ein Fehler sey, und daß man Corporal schreiben müsse, da doch die erste Schreibart die rechte ist. Die Italiäner schreiben Caporale von dem Worte Capo, woher die Franzosen das Wort Caporal entlehnet, welches nachmahls auch bey andern Nationen eingeführet worden. Das Wort Cornet

das ſolidatas noſtras. Aus eben dieſer Urſache ward eine Hure Soldataria genannt, weil ſie ſich für einen gewiſſen Sold allen und jeden Preis giebet. In den Verordnungen des aragoniſchen Königs, Jakob des Erſten, geſchiehet einer ſolchen Soldataria mit dieſem Worten Erwehnung: Statuimus, quod nulla ſoldataria ſedeat ad menſam militis, nec oſculetur eundem. Weil dieſe und andere Wörter längſtens von den fremden Nationen entlehnet, und allenthalben angenommen worden, ſo müſſen wir ſolche aus Noth brauchen, und daraus folget, daß wir auch die Rechtſchreibung derjenigen annehmen müſſen, welche den Wörtern zuerſt ihre Namen beygelegt haben. Ich bin ꝛc.

Der
drey und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen ſehr verbunden, daß Sie mir das neue Manuſcript von den vier Hauptreligionen, der Chriſtlichen, der Mahometaniſchen, der Jüdiſchen und der Heidniſchen zum Durchleſen mittheilen wollen. Die Materie iſt wohl ausgeführet. Ich bin aber darinn mit dem Verfaſſer nicht einig, daß er die Anzahl der Mahometaner

aus des Chardins Persianischen Reisebeschreibung, worinn der Verfasser bezeuget, daß von der ganzen Religion nichts weiter als einige Ceremonien, und auch diese nicht einmahl mit der gehörigen Ernsthaftigkeit beobachtet würden. Mit welcher Andacht ihre Messen verrichtet werden, davon bringt Chardin folgenden Beweis bey. Wie der Priester dorten einmal mitten in der Messe war, und den Chardin als einem fremden bey der Kirchenthür stehend erblickte; so hörete er gleich auf Messe zu lesen, und lief zu ihm hin, um mit ihn zu reden. Wie demnach die Religion beschaffen ist, so sind auch die Priester, und daher trug ein mingrelianischer Edelmann kein Bedenken, eine ganze Schaar Priester zu verkauffen, welche er zu Gaste geladen, nachdem er schon vorher ihre Weiber und Kinder verkauft hatte. Die Europäischen Mißionarien reden zwar sehr prächtig von der Bekehrung unzähliger Indianer. Man kann aber von ihrer Bekehrung nichts anders sagen, als daß sie getauft sind. Denn der Unterricht, den sie nachher erhalten, und die Predigten, welche sie hören, sind von keiner grossen Bedeutung. Ich erinnere mich in einer glaubwürdigen französischen Reisebeschreibung gelesen zu haben, daß ein Priester in Indien am Ostertage seine Predigt folgendergestalt angefangen habe: Es ist an solchen hohen Festen gebräuchlich, zuförderst seinen Zuhörern Glück zu wünschen, zweytens sie zu ermahnen, und endlich drittens, ihnen etwas zu sagen, welches ihnen angenehm ist. In dieser Absicht wünsche ich euch allen zuerst ein fröliches

noch beyde diese Stunde zwischen der Jungfrau Maria und GOtt dem Vater. Der Verfasser, welcher dafür hält, daß diese Historie keinen Glauben finden möchte, beruft sich auf das Zeugniß der damahls noch lebenden Leuten von dreyen Schiffen, welche diese Predigt mit angehöret und also es nebst ihm bekräftigen könnten. Seinem Berichte nach, setzen die bekehrten Americaner den Bildern der Heiligen gewiße Speisen vor, und halten solches für eine Pflicht des Christenthums. Denn weil sie sehen daß die spanischen Priester solche Bilder mit prächtigen Kleidern schmücken: so stehen sie in den Wahn, daß die Bilder auch Speise und Trank von nöthen hätten. Man kan aus diesen und vielen andern Historien abnehmen, wie schlecht es mit den sogenannten bekehrten Indianern beschaffen seyn müße. Die Anzahl der Christen wird also merklich vermindert, wenn man diese Leute, wie billig, auf der Liste der Christen ausstreichet. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der
vier und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich im abgewichenen Sommer auf meinen Gütern war, und sahe, wie ein junger Bursch mit grosser Ernsthaftigkeit ei-

ne große Heerde Schafe herum trieb, so gerieth ich auf folgende Gedanken: Alle Menschen haben eine Begierde über andere zu herrschen, und ein jeder Mensch übt auch wirklich eine gewisse Art der Herrschaft über andere aus. Diejenigen, welche an einem Orte von allen unter die Füße getreten werden, treten an einem andern Orte andern wieder auf den Hals. Ein jeder ist also ein kleiner Potentat in seinem Hause, in seinem Districte, und in seinem Amte. Ein König herrschet über ein Reich und ein Statthalter über eine Provinz. Ein Bürgermeister stellt einen Potentaten in seiner Handelsstadt vor, ein jeder Hausvater herrschet in seinem Hause, und ein Schulmeister in der Schule, wo sich derselbe seinen Lehrstuhl und seine Ruthe als Thron und Scepter vorstellet. Ja ein Hirtenknabe, welcher die Heerde hütet, stellet sich hiebey eben so ernsthaft an, als ein grosser Monarch. Die Ausübung des Regiments ist einerley. Der Unterscheid beruhet bloß auf die Districte, von denen einige größer, und andre kleiner sind. Wenn die Thiere urtheilen könnten, so würden sie ihre Hirten für die höchsten Obrigkeitlichen Personen ansehen, weil sie sonst mit niemanden etwas zu thun haben. Ungeachtet demnach ein Reitvoigt nur eine kleine Creatur in Ansehung seiner Obern ist, so wird er doch von den Bauern mit großen Augen angesehen, und höher geachtet als eine abwesende Herrschaft. Die Schüler sehen sich nicht als Unterthanen des Königs ihrer Obrigkeit oder auch ihrer eigenen Eltern, sondern als Unterthanen

nen ihrer Schulmeister an, denen sie als irdischen Regenten und unumschränkten Monarchen gehorsamen. Deswegen sagte auch jene alte Frau, welche viel gutes von ihrem Könige hatte rühmen hören: Wenn es allein bey mir stünde, so sollte niemand, als er, Bürgermeister in Aarhus werden. Denn weil sie niemahls ausserhalb ihrer Vaterstadt gekommen war, so kannte sie niemanden, der grösser und vornehmer wäre, als ihr Bürgermeister. Wie einer von unsern Königen einmal auf der Reise einen kleinen Ort berührte, so stellte sich auch der Stadtvogt ein, um seine Aufwartung zu machen. Wie der König denselben ansichtig ward, und sich erkundigte, wer er wäre, so antwortete der Stadtvogt: „Ich bin Ew. Majestät „Obrigkeit an diesem Orte.“ Der König lächelte darüber, und sagte: „So will ich mich „denn eurer Gewogenheit empfohlen haben, und „hoffe an euch einen gnädigen Stadtvogt zu finden.“ Vielleicht haben einige von den Einwohnern der Stadt, welche niemals weiter gewesen, dieses Compliment für ganz ernsthaft gehalten, weil sie keine andre Obrigkeit jemals gesehen, und dasjenige, was in die Augen fällt, nur allein gehorsam und Ehrerbietung erwecket. Daher kommt es, daß eine jede weltliche Obrigkeit, weil dieselbe sichtbar ist, durch Gebote und Befehle mehr ausrichtet, als der grosse himmlische Monarch, weil er den Menschen nicht sichtbar ist, und gleichsam abwesend zu seyn scheinet, da doch alle irdische Monarchen wie Staub und Asche gegen

den

den allmächtigen GOtt zu rechnen sind, und der ganze Erdkreis noch weniger als ein Sandkorn ist, wenn man denselben gegen den unermeßlichen Raum und gegen so viele Millionen Welten hält, die alle unter Gottes Herrschaft stehen. Dieses erwegen aber doch die Menschen fast niemals, sondern lassen sich bloß durch dasjenige einnehmen, was in die Sinnen fällt. Dieses betrachten die Großen in der Welt eben so wenig, sondern glauben, daß ihre Macht und Herrschaft keine Gränzen habe; da doch dieselbe gänzlich verschwindet, so bald man sie mit der grossen Monarchie des Allerhöchsten in Vergleichung setzet. Jenem kleinen Monarchen in Africa, welcher sehr hohe Gedanken von seinem Reiche hatte, ward einmal von einem Europäer eine Landkarte gezeiget. Wie er nun sein Land auf derselben mit grossem Fleisse suchte, solches aber nirgends entdecken konnte, und darüber in eine nicht geringe Verwunderung gerieth, so antwortete ihm der Fremde, daß man dergleichen kleine Länder nicht auf solche generale Karten brächte. Dadurch ward dieser kleine Monarch dahin gebracht, daß er die hohen Gedanken fahren ließ, welche er bisher von seinem Reiche gehegt hatte. Ein gleiches würde den grösten irdischen Monarchen begegnen, wenn sie sich selbst mit philosophischen Augen betrachten wollten; Denn bey der Vergleichung ihrer Herrschaft mit der unermeßlichen Macht Gottes würden sie inne werden, wie wenig sie Ursache haben, auf ihre Macht stolz zu seyn. Ich bin ꝛc.

Der

Der fünf und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie machen bey Gelegenheit des grossen Sieges, welchen Schach Nadir in diesem Jahre über die Türken erfochten, die Anmerkung: Daß die zaghafteste und ungeschickteste Nation durch einen klugen Regenten dergestalt könne umgeschmolzen werden, daß sie nicht allein streitbar und muthig, sondern auch fast unüberwindlich wird. Ihr Urtheil ist wohl gegründet: Denn es ist offenbar, daß die Persianer unter dem itztregierenden grossen Monarchen so sehr verändert und so tapfer geworden, daß sie nicht mehr eben dasselbe Volk zu seyn scheinen, welches sich unter der vorigen Regierung von den Aguanern unter die Füsse treten ließ. Wenn sie aber glauben, daß die Perser niemals vorher streitbar gewesen, sondern allererst durch Schach Nadir zur Tapferkeit aufgemuntert worden; so erhellet aus der persianischen Historie das Gegentheil: Denn solche zeigt, daß die Tapferkeit jederzeit eine Haupteigenschaft der Perser gewesen. Schach Nadir hat sie also vielmehr nur zu ihrer alten Tapferkeit wieder aufgemuntert, als daß er aus einem feigen und verzagten Volke ein streitbares sollte gemacht haben.

Man

Man darf nur, um hiervon überzeugt zu seyn, die persische Historie von Anfang an bis auf unsere Zeiten durchgehen. Nach dem Bericht des Xenophons waren die ältesten Persianer das streitbarste und im Kriegswesen am meisten geübte Volk in ganz Asien. Unter dem grossen Cyrus glänzte ihre Tapferkeit am stärksten und zwar so sehr hervor, daß niemand, und auch selbst die Griechen nicht, ihrer Macht widerstehen konnten. Unter dem Cambyses bemerkte man, daß sie noch nicht aus der Art geschlagen waren: Denn damahls brachten sie das ganze Aegypten unter ihre Bothmäßigkeit. Die Regierung Darii Hystaspis ist auch eine Kette von Siegen: Denn unter dessen Herrschaft ward Indien nebst allen griechischen Städten in Asien bezwungen. Dieses währte bis auf die unglükliche Schlacht bey Marathon, da die Perser auf einmal den Muth so sehr fallen liessen, daß sie nachher in einer geraumen Zeit nicht wider die Griechen Stand halten können. Der ganze Reichthum Asiens und Aegyptens, welcher durch verschiedene Canäle nach Persien, als dem Mittelpunkte, floß, hat auch hier die Wirkung wie an andern Orten, daß die Nation wollüstig und zärtlich, mithin auch zaghaft und weibisch ward, welches mehr und mehr überhand nahm, bis sie von dem grossen Alexander bezwungen wurden. Man muß solchergestalt in der persischen Historie einen Zeitlauf von ungefehr 150 Jahren fest setzen, nämlich von Darius Hystaspes bis auf den Darius Codomannus, in welchen

chem die persianische Nation sich selbst nicht mehr ähnlich gewesen. Gleich darauf aber ward die alte Tapferkeit wieder erneuert, und solche hat auch bis auf unsere Zeiten gedauert. Daß man überhaupt so schlechte Gedanken von den Persianern hat, solches rührt von den griechischen und römischen Skribenten her, welche den oben angeführten Periodum beschreiben, und in den Händen aller derjenigen sind, die sich den Studien widmen. Von den Thaten der Perser aber, welche sowol vor diesem Zeitlauf vorhergegangen, als auch auf denselben gefolget, hat man keine so umständlich ausgeführte Schriften. Doch findet man, daß das persische und parthische Reich, welche kurz nach den Zeiten Alexander des Grossen entstunden, einzig und allein viele hundert Jahre gegen die römische Macht Stand gehalten, welcher alle andere Nationen weichen mußten. Wie die Saracenen nicht lange nach dem Tode Mahomets ganz Asien überschwemmten, ward zwar auch das persische Reich über einen Haufen geworfen; es erhohlte sich aber doch gleich wieder, und hat sich bis auf den heutigen Tag gegen die grosse türkische Macht erhalten. Mahomet der zweyte, welcher dem griechischen Kayserthume ein Ende machte, und so viele andre Reiche unter seine Botmäßigkeit brachte, konnte in den persischen Kriegen, welche er führte, keine Ehre einlegen, sondern Persien ist vielmehr seit dieser Zeit stets ein Kirchhof der Türken gewesen. Den Schimpf, welcher Persien vor einigen Jahren betraf, muß

man nicht der Nation, sondern einzig und allein der schlechten Regierung des vorigen Königs, zur Last legen. Denn wie die Persianer beschaffen sind, solches zeigt die gegenwärtige Regierung, da man siehet, daß die Türken, welche mit den mächtigsten europäischen Potentaten glükliche Kriege geführet, allen ihren erworbenen Ruhm in Persien einbüßen. Die Vortheile, die Persien über das ottomannische Reich erhalten, wogegen es nur ein mößiges Land ist, können daher keiner andern Ursache, als der natürlichen Tapferkeit der Persianer, zugeschrieben werden; doch trägt auch die Regierungsform dazu das ihrige bey, welche in Persien besser als in der Türkey und in dem Reiche des grossen Mogols eingerichtet ist. Dem äusserlichen Ansehen scheint zwar die Regierungsform in allen dreyen Reichen auf einen Fuß eingerichtet zu seyn; wenn man aber solche etwas genauer ansieht, so bemerkt man einen grossen Unterscheid. Die persischen Könige sind unumschränkte Monarchen, welche keine Mitregenten an der Seite haben. In der Türkey scheint auch zwar wol eine absolute Monarchie eingeführt zu seyn; die Erfahrung aber zeigt, daß die Regierung in den Händen der Miliz ist, und der Staat ist also nichts anders, als eine auf die Miliz beruhende Democratie. Auf welchen Grund das Reich des grossen Mogols gebauet ist, solches habe ich in meiner Heldenhistorie gezeiget, und dargethan, daß zu Indostan eine grössere Regierungs-

rungskunst, als in England und Pohlen, erfordert wird. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie halten sich noch beständig über unsern gemeinschaftlichen Freund auf, und lachen über dessen eingebildete beständige Krankheit. Ich wundere mich nicht darüber, wenn andre, die in der Medicin nicht erfahren sind, ein solches Urtheil fällen; ich kann aber nicht bergen, daß ich mich darinn nicht zu finden weiß, daß sie, als ein so erfahrner Arzt in diesem Stücke dem Urtheile der Unerfahrnen beypflichten. Ich erkühne mich vielmehr zu sagen, daß sich niemand jemals einbildet, daß er krank sey, wo er es nicht auch wirklich ist. Denn dergleichen Vorstellungen können niemals statt haben, wenn der Leib gesund und in guten Umständen ist. Man tadelt einen Febricitanten nicht, wenn er Gespenster siehet, und sich durch seinen eignen Schatten, oder durch andre Dinge, welche nicht vorhanden sind, schrecken läßt. Wenn man dieses merket: so nennt man es die Wirkung von dem Fieber, welches man durch dienliche Arzneyen zu heben suchet

weil die Erfahrung zeigt, daß die Einbildung zugleich mit der Krankheit aufhöret. Der berühmte Hobbes, getrauete sich nicht, im dunkeln allein zu gehen, ungeachtet er in seinen Schriften den Aberglauben mit so grossem Nachdruck bestritten, und sich über diejenigen so oft aufgehalten, welche sich durch solche Dinge schrecken lassen, die nichts wirkliches und wesentliches bey sich haben. So oft er deswegen ausgelacht und getadelt ward, daß er durch seine eigne Aufführung seine Lehre schwächte, so antwortete er mit jenem Dichter: Video meliora proboque, deteriora sequor. Man sieht aus diesem und verschiedenen andern Exempeln, daß die Vorstellung und die eingebildeten Krankheiten wirkliche Krankheiten sind, welche aus dem Blute und aus den Säften ihren Ursprung haben, und Magister Petronius leitete daher in der Comödie die Wankelmüthigkeit der Lucretia nicht ohne Grund aus dieser Quelle her. Insgemein wird dieser Fehler der Seele zugeschrieben, und man sucht, denselben durch allerhand Vorwürfe und Erinnerungen zu heben. Wie oft hört man nicht, daß man zu solchen Kranken sagt: **Glaube daß du gesund seyst, so bist du auch wirklich gesund.** Weil aber die Erfahrung zeigt, daß viele Patienten, welche an dieser eingebildeten Schwachheit darnieder liegen, selbst, wiewol vergebens, suchen, eine solche Einbildung zu bestreiten, so erhellet daraus aufs deutlichste, daß der Fehler nicht in dem Willen lieget, sondern daß es wirklich eine Schwachheit

des

des Körpers ist, welche sich besser durch Tincturen und Pillen, als durch Predigten, und besser durch Arzneyen als durch den Seneca vertreiben läßt. Wenn man sich nur selbst untersucht, so wird man finden, daß die Einbildung stärker oder schwächer wirket, nachdem der Leib so oder anders beschaffen ist. Und daher sind die Vorwürfe und Vorstellungen, welche man den eingebildeten Kranken macht, oft eben so wenig gegründet, als wenn man dergleichen bey einem anwenden wollte, der das Fieber hat; und die Redensart: **Glaube daß du gesund seyst**, ist eben so klug, als wenn man sagen wollte: **Glaube nur, daß du gesunde Zähne habest, so wirst du keine Zahnschmerzen empfinden.** Wenn jemand an einer eingebildeten Krankheit darnieder liegt, so grämet er sich unaufhörlich, und ist beständig mißvergnügt. Und dieses ist ein neuer Beweis, daß der Wille daran nicht schuld ist. Denn niemand grämt sich über dasjenige, was er selbst will, sondern der Wille eines Menschen ist vielmehr, wie man zu sagen pflegt, sein Himmelreich. Wer wird doch jemals betrübt seyn wollen, wenn es in unsrer Macht stehet; frölich zu seyn? und wer wird doch jemals begehren krank zu seyn, wenn man gesund seyn kann? Ich war einmal sehr betrübt, weil ich gegen einige meiner besten Freunde ein Mißtrauen gefaßt hatte. Ein Freund, dem ich mein Mißtrauen offenbahrte, zeigte mir meinen Irrthum. Allein diese Vorstellung hatte bey mir nicht die geringste Wirkung. Ich setzte

Digitized by Google

mich demnach mit meinen Grillen zu Pferde, und merkte, nachdem ich eine Stunde geritten hatte, daß mein Mißtrauen eine bloſſe Einbildung gewesen, und daß ich die Befreyung von derselben mehr meinem Pferde, als den gründlichen Vorstellungen meines Freundes, zu danken hatte. Ich bemerkte, daß alle Skrupel aufhörten, so bald der Magen durch diese Bewegung wieder in seinen vorigen Stand gesetzt ward. Es giebt auſſer dem noch verschiedene andre Fehler und Schwachheiten, von denen man ein gleiches Urtheil fällen kann, ohne der Orthodoxie etwas zu vergeben. Ich habe einen geizigen gekannt, welcher nach einem ausgestandenen Fieber freygebig ward, und daher schlieſſe ich, daß ein Hochmüthiger durch eine Salivation demüthig, und die Verschwendung eines andern durch eben dasselbe Mittel in eine vernünftige Sparsamkeit verwandelt werden könne. „Ich habe bemerkt, sagt jener in der Co„mödie, daß man durch das Tanzen die unor„dentliche Liebe vertreiben kann. Denn manch„mal, wenn ich eine Jungfer zum Tanze aufforde„re, so bin ich so verliebt, als ein Franzose. Oft „aber bin ich, wenn der Tanz zum Ende, schon „wieder so keusch, als ein Westfriese, und daher „glaube ich, daß die Liebe durch die starke Bewe„gung und durch den Schweis ihren Abschied „nimmt“. Ich will indessen diese Gedanken doch auch nicht zu weit treiben, sondern gestehe gerne, daß verschiedene Schwachheiten durch gute Lehren und Ermahnungen geheilet werden können. Weil

aber

aber die orthodoxen Moraliſten ſelbſt geſtehen, daß der Zorn von der Galle, die Leichtfertigkeit von der Uebermaſſe im Eſſen und Trinken ꝛc. herkommt, ſo müſſen ſie, wenn ſie meinen Satz als eine Ketzerey anſehen, auch eine Lehre zu einer Ketzerey machen, welche aus ihren eignen Grundſätzen herflieſſet. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der
ſieben und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Die Monarchien ſind ſehr alt, und man kann mit Recht ſagen, daß die allererſte Regierungsform monarchiſch geweſen. Sie haben aber, inſonderheit in Europa, vordem auf ſchlechten Füßen geſtanden, und man darf nur die gegenwärtigen Reiche mit den vorigen vergleichen, ſo wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, daß die letztern faſt nichts, als den bloßen Namen der Monarchien geführet. Der Zuſtand in den alten Reichen war folgendergeſtalt beſchaffen. Die Könige theilten insgemein das Reich unter ihre Söhne, wie anderes Erbgut, wodurch die gröſten Reiche in viele kleine Staaten und Herrſchaften zergliedert wurden. Es hieß zwar insgemein, daß der älteſte Prinz die Oberherrſchaft haben, und daß die andern unter ihm, als dem Haupt der Familie,

stehen sollten. Man hat aber nur sehr wenige Exempel von einer solchen Vereinigung; sondern diese Theilungen haben vielmehr zu allerhand innerlichen Kriegen unter den Brüdern selbst Gelegenheit gegeben, weil ein jeder geglaubt, daß ihm bey der Theilung zu nahe geschehen; und da nachher diese getheilten Lande auf die Nachkommen eines jeden fortgepflanzt würden: so ist aus einem jeden Reiche mit der Zeit ein ganz abgesondertes Land entstanden. Es ist wahrscheinlich, daß verschiedene regierende Königinnen aus Liebe zu einigen von ihren Söhnen, welche ihre Lieblinge gewesen, und die sie mehr als die Erstgebohrnen geliebet, zu solchen schädlichen Theilungen Anlaß gegeben, und ihre Herren, die Könige, beredet haben, solche schädliche Testamente zu machen. Die dänische Historie giebt davon ein merkwürdiges Beyspiel an der Königinn Dorothea, einer Gemahlinn Christian des Ersten. Denn ihre unzeitige Liebe, sowol zu ihrer Tochter als zu ihrem jüngsten Sohn, verursachte, daß Norwegen und Dännemark einen unersetzlichen Verlust litte, und es war ihre Schuld nicht, daß ihr jüngster Sohn Friderich nicht alles erbte. Kein Reich aber ist öfterer den schädlichsten Theilungen unterworfen gewesen, als Spanien und das Kayserthum in der Carolingischen Familie. Deßfalls führen die meisten Provinzen in Spanien annoch den Namen der Königreiche, weil eine jede Provinz bey den Theilungen ein besonderes Reich ward, und diesen Titel haben sie auch noch behalten, ungeachtet sie nunmehro alle wieder unter ein Haupt gekom-

gekommen sind. Wie sehr das mächtige Kayserthum, welches Carl der Große gestiftet, durch die Theilungen geschwächt und zergliedert worden, davon legen die deutschen und französischen Geschichte ein unwidersprechliches Zeugniß ab. Was im Anfange aus einer freywilligen Anordnung der Könige herrührte, das sahe man nachher als ein festgesetztes Recht an, und ein jeder Prinz forderte so gut seinen Antheil von dem Reiche als von einer privat Erbschaft. Man würde billig Ursache haben, sich zu wundern, daß die Stände dieses alles ohne die geringste Widerrede geschehen lassen, da sie doch damahls in Regierungssachen weit mehr als itzt zu sagen hatten, wenn nicht, allem Vermuthen nach, der Adel nebst den Vornehmsten des Reichs bey einer solchen Unordnung ihre Rechnung gefunden hätten. Sie hielten selbst um gewisse Provinzen an, um damit auf Lebenszeit belehnt zu werden; und dieses ward ihnen fast niemahls abgeschlagen. Dadurch wurden die alten Monarchien ungemein geschwächt: Denn ein jeder von diesen Belehnten sahe sich nicht nur als einen souverainen Herrn an, sondern suchte auch, die ihm anvertrauten Provinzen auf seine Nachkommen fortzupflanzen. Daher rühren die vielen verschiedenen Staaten in Deutschland, worinn die Statthalter sich mit der Zeit ein solches Recht angemaßet, daß sie aus Beamten und Bedienten des Reichs unumschränkte Fürsten und Herren geworden; der römische oder deutsche Kayser aber dadurch in einen solchen Zustand gerathen, daß der-

selbe, wenn er anders nicht selbst wichtige Erbländer besitzt, kaum seine Familie von den Einkünften, die er von seiner Würde hat, unterhalten, geschweige denn den prächtigen Kayserl. Hofstaat führen kann. Aus dieser Belehnung mit den Provinzen, welche die Statthalter auf ihre Lebenszeit an statt der jährlichen Besoldung erhielten, entstunden allerhand Unordnungen, welche das Reich nothwendig schwächen musten. Zuförderst setzten sich die Statthalter in denen ihnen anvertrauten Provinzen so feste, daß man ihnen solche nicht wieder entreissen konnte. Hiernächst nahmen sie auch die besten Einkünfte von den Provinzen zu sich, und liessen den Königen wenig oder nichts übrig. In Dännemark hatte sich der Adel gleichfalls das Recht an alle Lehen der Krone angemaßet, und die damit belehnet wurden, genossen an statt der jährlichen Besoldung die Einkünfte der Provinzen, und erlegten etwas sehr weniges an die Krone. Ueberdem war in allen Ländern eine unzählige Menge von Knechten und Leibeigenen befindlich, welche, eigentlich zu reden, weit mehr ihren Herren und dem Adel, als dem Könige, unterworfen waren. So oft sich demnach ein solcher Herr wider die Regierung auflehnte, so hatte er alle seine Unterthanen zu seinen Diensten. In einer solchen Verfassung ist noch itzt das Königreich Pohlen; und dieses ist Schuld daran, daß dies grosse und mächtige Reich nur eine schlechte Figur in Europa macht, und bey andern Reichen Schutz suchen muß, über welche es sonst herrschen könnte.

Diese

Diese Fehler, wodurch alle Reiche ehedem geschwächt wurden, haben die Regenten in den beyden letzten Jahrhunderten auf alle Art und Weise zu heben gesuchet, wodurch verschiedene schwache und kleine Staaten stark und mächtig geworden. Zuförderst hat man das Recht der Erstgeburt allenthalben eingeführt, und die Reiche werden heutiges Tages nicht mehr wie eine andere Erbschaft getheilet; sondern das Land, wie groß und weitläuftig es auch immer seyn mag, fällt dem erstgebohrnen Prinzen ungetheilt und unzergliedert allein anheim, und die nachgebohrnen Prinzen müssen sich entweder mit gewissen abgetheilten Provinzen begnügen, denen sie als Statthalter vorstehen, so lange es dem Könige gefällt, oder sie erhalten auch gewisse Einkünfte an baarem Gelde, welches hier in Norden gebräuchlich ist. Nächstdem hat man auch mit den Statthaltern in den Provinzen oder mit den Gouverneurs eine Veränderung vorgenommen. Denn da dieselben ehemahls alle Einkünfte der Provinz gegen einen gewissen Abtrag an die Krone erhuben, so empfangen sie itzt ein jährliches Gehalt aus der Königl. Schatzkammer, und die Einkünfte der Provinz fliessen in die allgemeine Casse. Wie sehr diese alten Lehnsmänner von den itzigen Stiftsamtmännern unterschieden sind, solches erhellet aus den Bestallungen, welche die letztern erhalten. Das dritte Mittel, dessen sich die Regenten bedienet haben, ihre Reiche zu bestärken, ist die Aufhebung der Knechtschaft. Dem gemeinen Vorgeben nach ist dieses zwar nur

einzig

einzig und allein aus einer christlichen Absicht geschehen. Allein diese Aufhebung der Knechtschaft gründet sich gewiß und hauptsächlich auf politische Ursachen, und man hat dadurch unstreitig gesucht, die großen und mächtigen Familien zu entwafnen. Diese Staatsabsicht ist bewährt, ungeachtet einige Regenten die Sache zuweit getrieben, und dadurch dem Fehler nur durch einen andern Fehler abgeholfen haben. In England war der Adel nebst den Baronen des Reichs denen Königen zu mächtig geworden, und daher suchten die Könige immer mehr und mehr, das Volk zu erheben und hervor zu ziehen. Weil sie aber in dieser Staatsmaxime keine Maaße gehalten, so haben sie dadurch dem Volke alle Macht in die Hände gespielet, und das Unterparlement, welches vorher nichts zu sagen hatte, ist nun die Seele der Regierung, und die Könige selbst haben nunmehro so wol als die Großen des Reichs an den Gemeinen sehr beschwerliche Aufseher und Mitregenten. Ein Regent kann keinem sicherern Plan folgen, als der in diesen Reichen von dem König Friderich dem Dritten glorwürdigsten Andenkens gelegt worden, nämlich alle Unterthanen vom Adel und Bürgerstande auf einen gleichen Fuß zu halten, und mehr die Verdienste als die Geburt anzusehen. Denn diesem Gleichgewicht, und dieser Aemulation unter beyden Ständen hat die Regierung Stärke und Sicherheit zu danken. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe auf meinen Reisen außerhalb Landes bemerkt, je näher man denen gegen Mittag gelegenen Ländern kommt, desto weniger bekommt man zu essen, und destomehr wird man mit Complimenten überhäuft. Damit ist aber denen nordischen Völkern gar nicht gedient, welche lieber ein Essen mehr, und ein Compliment weniger haben wollen. Deswegen bestellte einer von den Hofleuten, welcher den hochseligen König, Friderich den Vierten, nach Italien begleitete, in allen Wirtshäusern in Italien so viel Essen, als zu vier Personen nöthig war, ungeachtet niemand mehr, als er allein essen wollte. Die Complimenten aber nehmen im Gegentheil zu, je mehr man sich der Aequinoctiallinie nähert, bis sie endlich ganz lächerlich und ungereimt werden. Hier in Norden läßt man es bey diesem Compliment bewenden. Dero Diener, oder Dienerin, welchen Gruß dennoch unsre Bauern, die bloß guten Tag, oder der Friede Gottes sagen, nicht für gar zu aufrichtig halten. In Frankreich ist dieses Compliment nicht mehr hinlänglich, denn daselbst sagt man: Ich habe die Ehre, Dero

Diener zu seyn. In Italien gehet man noch weiter: Denn da sagt auch ein Bauer zu dem andern: **Ich bin ein Sklave von Eurer Herrlichkeit.** In Spanien complimentiret man so gar mit den Bettlern, denen man kein Allmosen geben will. Denn anstatt sich des Nordischen Styls zu bedienen: Du bekommst nichts für diesmahl, oder den Franzosen nachzuahmen; welche sich feiner ausdrücken, und sagen: Dieu vous beniſſe, ungeachtet solches eben so wenig sättiget, weisen die Spanier einen Bettler mit weitläuftigen Complimenten ab, und bezeugen nicht nur, daß es ihnen sehr nahe gehe, daß sie ihnen die Hände nicht reichen können, sondern sie bitten auch, dieses nicht übel aufzunehmen. Im Orient und hauptsächlich in China, sind die Redensarten sehr prächtig, und aufs höchste getrieben, und man hält denjenigen für grob und unhöflich, welcher sich auf eine natürliche Art ausdrücket. Alles ist dorten abgezirkelt. Man complimentiret mit einem andern eine halbe Stunde, ehe man in die Thüren tritt, alles geschiehet nach einer abgemessenen Ordnung, und man speißt so gar nach dem Takte. Man findet in verschiedenen Reisebeschreibungen solche orientalische Höflichkeiten aufgezeichnet, welche von den Europäern nicht ohne Lachen können gelesen werden. In Persien begeht man eine Unhöflichkeit, wenn man zu jemanden sagt, dieser oder jener ist gestorben, sondern man bedient sich dafür dieser Redensart: **Er hat euch die übrige Zeit geschenket, welche er noch hätte**

re leben können. Chardin meldet, daß dieſes Compliment einmal gemißbrauchet worden, und Anlaß zum Gelächter gegeben habe. Schach Abbas der Zweyte, hatte einem von ſeinen Hofbedienten ein Pferd anvertrauet, um für daſſelbe Sorge zu tragen, wie ſolches aber nicht lange darauf ſtarb; und der König nach einiger Zeit ſich nach dieſem Pferde erkundigte, ſo antwortete der Hofbediente: Das Pferd hat Eurer Majeſtät die übrige Zeit geſchenkt, welche es noch hätte leben können. Der König lachte darüber, und ſagte: Ich danke dir, daß du mir ein Pferde-Alter ſchenken wollen. Mit fällt bey dieſer Gelegenheit eine gewiſſe Art der Condolenz ein, welche hier in einem Trauerhauſe abgelegt ward, wo eine gewiſſe Perſon, anſtatt zu ſagen, es iſt mir leid, daß ſie ihren Vater verlohren haben, ſich folgendergeſtalt, und zwar ihrer Meynung nach zierlicher ausdrücke: Es iſt mir ſehr leid, daß ihr Herr Vater ſo bald in den Himmel gekommen; worauf aber der Leidtragende verſetzte: Ich bin ihnen für ihre Condolenz ſehr verbunden, und wünſche, daß ihr geliebter Vater nicht ſo geſchwinde dorten anlangen möge. Ich meines Theils finde nichts unerträglicher, als abgezirkelte Worte, und eine aufs genaueſte abgemeſſene Lebensart; und da ich mich insgemein entſchuldige, wenn ich zu Gaſt geladen werde, ſo würde ich mich noch vielweniger bey einem chineſiſchen Gaſtmahle einfinden, es wäre dann, daß

ich

ich durch einen richterlichen Ausspruch dazu angehalten würde. Ich bin ꝛc.

Der neun und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Wenn man über Religionssätze disputiret, welches leider oft und allemal ohne Frucht geschehen, und welches auch, allem Ansehen nach, so lange die Welt stehet, ohne Frucht geschehen wird, weil ein jeder stets auf neue Gründe bedacht ist, um seinen Glauben zu befestigen, und die Sätze andrer Religionsverwandten zu schwächen; und manche darüber irrig und wankelmüthig werden, so können sie sich durch nichts kräftiger, als durch folgende Gedanken aufrichten: „Ungeachtet mein Glaube nicht ohne „alle Schwierigkeit ist, und verschiedene Artikel „darinn zu wanken scheinen, so kann ich mich doch „zufrieden geben, da alle meine Gegner bekennen „müssen, daß der Hauptartickel wahr, und in „dem Grund meiner Religion nichts anstößiges, „noch sonst etwas befindlich ist, was von dem göttlichen Wesen, das ich verehre, eine unanständige Vorstellung mit sich führet". So wie ein Schiffer sich freuet, daß er in einem Hafen angeꝛ

gelanget, welcher, ob es gleich nicht der rechte ist, den er suchet, dennoch ein sicherer Hafen ist, der ihn vor einem Schifbruche sichert. Mit einer solchen Antwort können sich die Mahometaner einiger maßen gegen die Heyden vertheidigen. Das Mahometanische Glaubensbekenntniß bestehet hauptsächlich hierinn: „Ich glaube an einen „einzigen GOtt und Schöpfer, den ich verehren „muß, und welcher seinen Propheten, den Ma„homet, gesandt hat, um mir solches zu erkennen „zu geben. In diesem Bekenntniß oder Haupt„artikel, sagt ein Mahometaner, ist nichts anstö„siges. Denn ungeachtet man wider das Credi„tiv des Mahomets allerhand Einwendungen ma„chen kann, so muß man doch gestehen, daß die „Lehre von der Einigkeit GOttes wahr ist, und „ohne Gefahr geglaubet werden kann, da ihr „Heyden, im Gegentheil das göttliche Wesen be„leidiget; indem ihr dasselbe vervielfältiget, und „andre der Ehre mit theilhaftig machet, die eurem „Schöpfer allein zukommt". Wenn man gegen andre Nebenartikel und Lehren, welche die Art der Verehrung betreffen, allerhand Einwendungen macht, so antwortet ein Mahometaner: „Dergleichen Einwendungen kann man auch ge„gen andre Religionen machen, und am meisten „und stärksten kann man solche gegen die heydni„sche Religion beybringen. Es ist genug, daß „wir den Trost vor euch, ihr Heyden, voraus „haben, daß unsre Grundlehre nach dem allge„meinen Geständniß über alle Critik erhaben ist.

„Denn ungeachtet wir vielleicht in der Art der „Verehrung fehlen, so fehlen wir doch nicht in „der Verehrung selbst. Ungeachtet demnach euer Gottesdienst vielleicht ordentlicher, als der „unsrige zu seyn scheinet, so beleidiget ihr Heyden „doch das göttliche Wesen, indem ihr die Majestät desselben durch die Vergötterungen schwächet, und demselben gleichsam seine unumschränkte Gewalt streitig machet. Euer Gottesdienst ist demnach kein Gottesdienst, weil der „Grund nicht tauget, und aus einer unreinen „Quelle kein klares Wasser fliessen kann. Daß „bey unsrer, eurem Urtheile nach, unordentlichen Religion mehr Sicherheit zu finden, als „bey eurer ordentlichen und philosophischen Religion, solches kann folgendes Exempel deutlich „machen. Man setze: Ein König hätte zweyerley Unterthanen. Einige feyern seinen Geburtstag und andre ihn angehende Feste mit „schlechten und unordentlichen Gebräuchen, sie „erklären aus Irrthum seine Gesetze und Verordnungen unrecht, sie legen ihm gewisse Eigenschaften bey, die er nicht besitzet, sie glauben „aber dabey, daß er ihr rechtmäßiger und einziger Herr sey, dem sie den Eyd der Treue zu leisten hätten, daß keiner außer ihm ein Recht an „die Regierung habe, und daß seine Gebote und „Befehle die einzige Regel und Richtschnur sey, „nach welcher sie sich zu richten hätten. Die andern Unterthanen im Gegentheil sind glüklicher, „die eigentliche Meynung der Königlichen Gesetze

„zu

„zu erfinden, sie verehren ihre Regenten mit an„ständigern Ceremonien, sie fällen von seinen „Eigenschaften ein vernünftiges und ordentliches „Urtheil, sie glauben aber zu gleicher Zeit, daß sie „mehrern Herren, als ihm allein unterworfen sind. „Der König wird ohne allen Zweifel die ersten für „gute, die andern aber für böse Unterthanen er„klären, weil jene ihn für ihren alleinigen Herrn „erkennen, diese aber ihm noch mehrere an die „Seite setzen. Unser Alkoran mag demnach mit „so vielen Ungereimtheiten und thörichten Din„gen angefüllet seyn, als er immer will, so ist er doch „sicherer und weit eher anzunehmen, als das beste „philosophische System, dessen Grund falsch ist, „worinn die Einheit u. unumschränkte Macht Got„tes geläugnet wird, und wodurch Menschen zu „Göttern gemacht werden". Die Mahometaner haben überdem den Vortheil gegen die Heyden und Polytheisten, daß sie sagen können, wenn von der göttlichen Sendung und dem Creditiv des Stifters ihrer Religion, die Frage entstehet: „Wir geben „uns keine sonderliche Mühe, um dieses zu bewei„sen. Es ist genug, in unser Grundlehre ist „nichts widersprechendes, sondern eine Wahrheit „enthalten, welche uns die gesunde Vernunft be„fiehlt anzunehmen, die uns solche auch gelehrt „hat. Ihr aber beruft euch auf eine Offenbarung, „welche wider die Vernunft streitet, und daher „müßt ihr den Beweis führen, um die Sendung „eures Stifters darzuthun." Aus dieser Ursache bemühen wir Christen uns, weil in der Hauptleh-

re des Christenthums von der heiligen Dreyeinigkeit, und von der Menschwerdung Christi, ein Geheimniß enthalten ist, das die Vernunft nicht begreifen kann, den göttlichen Ruf des Stifters darzuthun, welcher durch die vorhergeschehenen Weissagungen und durch die Wunderwerke bestätiget wird. Denn darauf gründet sich die Catechisation der Apostel, wenn sie sagen, daß die Lehre von dem gekreuzigten Christo den Heyden eine Aergerniß sey, und sie sind allein bemühet, die Wahrheit derselben durch die Weissagungen, durch die Wunderwerke, und durch die herrliche Sittenlehre Christi, zu bestätigen. Darauf gründet sich die Richtigkeit unserer Religion, und dabey können wir uns beruhigen; sintemahl dieses nicht von andern gesagt werden kann, welche solche Dinge lehren und vortragen, die entweder der Vernunft entgegen sind, oder solche auch übersteigen, wenn ihnen der Beweis von der göttlichen Sendung ihres Stifters mangelt, und daher ihre Lehre nicht als ein Geheimniß angesehen werden kann, sondern für ein unnatürliches und gefährliches System zu halten ist. Man sieht hieraus, daß die Mahometaner in Religionsstreitigkeiten durch den Hauptartikul in ihrer Lehre, welcher auf das Licht der Natur gegründet ist, sich zwar wider andre schützen können, welche allerhand paradoxe Lehren führen, die sie ein Geheimniß uennen. Gegen die Christen aber sind ihre Waffen nicht hinlänglich, als welche allein von den Geheimnissen ihrer Religion Rechenschaft ablegen können,

weil

weil solche Geheimnisse ihnen und allen durch eine göttliche und über allen Zweifel erhabene Offenbahrung zu glauben geboten worden. Und daher können die Mahometaner nicht gegen die Christen, als wie gegen andere, einwenden, es sey am sichersten, bey ihrem einfältigen Bekenntnisse zu bleiben, welches ein jeder Gesetzgeber, auch ohne seine Vollmacht aufzuweisen, lehren, und andern zu glauben auflegen könne. Denn die Offenbahrung, welche allen und jeden geschehen, und die durch Prophezeyungen und Wunderwerke bestätiget worden, benimt ihnen alle Entschuldigung, und kann ihnen zu keiner Entschuldigung dienen, es wäre denn, daß alle Beweise und Gründe der Christen, welche dieselben um die Göttlichkeit der Offenbarung zu erweisen beybringen, entkräftet und über einen Haufen geworfen würden, welches aber in Ewigkeit nicht geschehen kann. Es erhellet zugleich aus dem, was ich beygebracht habe, daß es sicherer sey, in der protestantischen Religion zu beharren, weil dieselbe gebietet, niemanden als GOtt allein göttliche Ehre zu erweisen, als die römisch-catholische anzunehmen, welche canonisirte Menschen dem Höchsten als Collegen an die Seite setzt, und gleichsam die Verehrung zwischen GOtt und ihren Heiligen theilet. Denn dabey hat man nicht die allergeringste Gefahr zu besorgen, wenn man GOtt allein verehret; da man im Gegentheil Gottes Zorn zu befürchten hat, wenn man andre der Ehre theilhaftig macht, von welcher er selbst sagt, daß sie ihm einzig und allein zukomme.

Eben dasselbe kann man auch von verschiedenen andern Glaubensartikuln der römischen Religion behaupten, welche eben so beschaffen sind. Endlich kann man auch sagen, daß es in dieser Absicht nicht so gefährlich sey, viele Götter zu verehren, als gar keinen. Denn die Polytheisten schwächen Gottes Macht; die Atheisten aber läugnen dieselbe gänzlich. Wo durch die Vielgötterey nicht eine solche Lehre eingeführt wird, die uns einen nachtheiligen und unwürdigen Begriff von dem göttlichen Wesen giebt, und GOtt die Tyranney, Falschheit, Unreinigkeit und andre böse Eigenschaften beylegt, wie die alten Poeten und der gemeine Mann mit den römischen und grichischen Göttern gethan haben. Denn auf solchen Fall kann man dem Herrn Bayle Beyfall geben, und mit dem Plutarch dafür halten, daß es besser sey, gar nichts zu glauben. Es ist nicht so gefährlich, das Daseyn oder die Vorsicht eines Regenten zu läugnen, als ihn durch Beylegung von allerhand Lastern und bösen Eigenschaften zu beflecken; und es ist besser, zu allen Dingen untüchtig, und eine unnütze Last der Erden zu seyn, als seine Munterkeit und seinen fähigen Verstand durch Missethaten an den Tag zu legen. Epicurus sagt: „Der ist „nicht gottlos, der die Menge der Götter verwirft, „sondern der den Göttern solche Dinge beylegt, „welche der Gottheit unanständig sind“ Wenn er gesagt hätte: Derjenige ist nicht so gottlos; so könnte man seinem Satze Beyfall geben. Denn

bey-

beyde werden Gottlose genannt, obgleich die erstern in einem geringern Grade. Ich bin ꝛc.

Der dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich, daß ihnen die sogenannten Lettres Persannes wohl gefallen, und daß Sie dieselben mit Vergnügen durchgelesen. Meiner Meynung nach sind dieselben ein rechtes Meisterstück. Ich finde fast auf einem jeden Blatte solche Gedanken, welche erhaben, vortreflich und neu sind, und wenn gleich bisweilen einige Stellen vorkommen, die man schon anderwärts gelesen, so sind sie doch auf eine solche Art vorgetragen, daß sie neu zu seyn scheinen. Der Verfasser weicht zwar hin und wieder von der allgemeinen Orthodoxie so wol in der Gottesgelahrtheit als in der Sittenlehre ab; weil er aber auch zu gleicher Zeit Anlaß giebt, verschiedenen wichtigen Dingen nachzudenken, die einem jeden nicht gleich einfallen, und zugleich dabey allerhand bisher noch nicht eben so sehr bekannte Wahrheiten entdecket, so halte ich dafür, daß ein jeder Leser, wegen der Vorzüge, welche diese Schrift überhaupt besitzet, ein gelindes Urtheil fällen, und erwegen müsse, daß verschiedene Sätze, welche von

unsern Vorfahren für anstößig und widersprechend gehalten worden, nunmehro als unwidersprechliche und unumstößliche Grundwahrheiten vertheidiget werden. Mir meines Theils ist nichts mehr zuwider und unerträglicher, als eine gemeine und unzählig oft aufgewärmte Moral, in welcher Schreibart und in welchem Kleide es auch immer geschehen mag; und daher schätze ich auch diese Schrift weit höher, als die Begebenheiten des Telemachs, welche von andern als das größte Meisterstück erhoben werden. Sie verlangen übrigens mein Urtheil von den Gründen zu wissen, welche der Verfasser obgedachter Briefe von den Ursachen anführet, wesfalls die Anzahl der Menschen sich täglich vermindere. Meiner Einsicht nach sind die angeführten Gründe zwar durchgehends gut. Die Hauptschwierigkeit aber wird dadurch doch nicht völlig gehoben. Nach der Meynung des Verfassers kann eine solche Abnahme der Menschen den ansteckenden Seuchen, insonderheit dem so genannschwarzen Tod, zugeschrieben werden, wodurch ehedem alles bis auf die Wurzel der Pflanzen ertödtet ward. Allein die ansteckenden Seuchen haben auch in alten Zeiten geherrschet, da die Erde mit Einwohnern recht überhäuft war, und der schwarze Tod graßirte im vierzehnten Jahrhundert, da die Anzahl der Menschen bereits vorher merklich verringert war. Wie groß aber auch die Zerstörung gewesen seyn mag, welche durch die Pest jemahls verursachet worden, so war dieselbe doch noch lange nicht so groß, als welche durch die

Sünd-

Sündfluth geschahe, da nur eine einzige Familie errettet ward; und nichts desto weniger war die Erde einige wenige hundert Jahr nachher wieder mit Einwohnern angefüllet. Der zweyte Grund von der Abnahme der Menschen, den der Verfasser von der Vielweiberey entlehnet, ist eben so wenig hinlänglich. Zwar ist die Verschneidung eine Folge der Polygamie, wodurch viele Menschen untüchtig gemacht werden, ihr Geschlecht fortzupflanzen. Die Polygamie war aber auch in alten Zeiten im Gebrauch, und ist nunmehro nirgends mehr als in der Türkey und im Orient zugelassen. Wenn also dieses die Ursache wäre, so müßten die Länder der Christen fruchtbarer seyn, welches aber wider die Erfahrung streitet. Den dritten Grund nimmt der Verfasser von der Sorgfalt her, welche die Alten anwanndten, die Anzahl ihrer Sklaven zu vermehren, weil der Wohlstand und der Reichthum begüterter Leute damals hauptsächlich in der Menge ihrer Sklaven bestand. Jedoch, allen unsern Landleuten ist gegenwärtig annoch eben so viel an der Vermehrung ihrer Bauren und Leibeigenen gelegen; und doch ist die Fortpflanzung derselben nicht so groß, wie in alten Tagen. Die Trennung der Ehen giebt dem Verfasser den vierten Grund an die Hand, welche ehedem allenthalben erlaubt war, nunmehro aber durch die christlichen Gesetze abgeschaft und verboten worden. Es ist nicht zu läugnen, daß ein solches Verbot die Vermehrung der Nachkommen verhindert. Denn, wenn jemand einmal

eine unfruchtbare Frau im Ehebette hat: so bleibt die Ehe unfruchtbar, so lange sie lebet. Weil aber doch auch die Länder, worinn die Ehescheidung erlaubt ist, eben sowol einen Mangel an Einwohnern haben, als diejenigen, in welchen solche verboten ist; so kann man diesen Umstand nicht als eine Haupturſache ansehen, wesfalls die Menschen abgenommen. Den fünften Grund nimmt der Verfasser von dem Priester- und Mönchsstande her, wodurch so viele tausend Menschen zu einem ewigwährenden einsamen Stande verpflichtet werden. Dieses aber erstrekt sich allein auf die römischcatholischen Länder; welche aber dennoch nichts desto weniger eben so volkreich sind, als die protestantischen. Denn ein anders ist es, das Gelübde der Keuschheit zu leisten, ein anders aber, dasselbe zu halten. Das letzte ist von so vielen fetten und starken Mönchen nicht wohl zu vermuthen, welche bloß allein zu dem Ende in den Klöstern scheinen genährt zu werden, um desto geschikter zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts zu seyn. Und daher besteht die Wirkung von diesem Verbot, und von dem Gelübde der Keuschheit, einzig und allein darinn, daß in den römischcatholischen Landen mehrere unächte, in den protestantischen Staaten aber mehrere ächte Kinder gebohren werden. Den sechsten Grund entlehnet der Verfasser von den vielen Colonien, welche von den Europäern in Indien, insonderheit in America, gestiftet worden. Dadurch aber ist kein Land sonderlich

mehr

mehr von Volk entblößt worden als Spanien. Eine wichtigere Ursache kann von der Niederlage hergenommen werden, welche die Spanier unter den Einwohnern in America, und die Türken in denen von ihnen eroberten Städten angerichtet. Dieses alles aber beweiset indessen doch nichts weiter, als daß die Anzahl der Menschen in Westindien und in der Türkey abgenommen. So wichtig und scheinend demnach auch die itzt angeführten Gründe sind, so kann doch die Hauptschwierigkeit dadurch nicht gehoben werden, indem man findet, daß die Anzahl der Menschen allenthalben und in allen Theilen der Welt abnimmt, außer in China. Denn dieses Land ist ohne allen Zweifel noch eben so volkreich, als es jemals gewesen, indem die Reisebeschreibungen versichern, daß das Land nicht mehrere Menschen zu fassen vermögend ist. Man könnte noch eine Ursache hinzufügen, nämlich das späte Heyrathen. Denn man siehet heutiges Tages überall, daß die Mannspersonen, insonderheit solche, welche vom Stande sind, dreyßig bis vierzig Jahre und darüber warten, bis sie sich verheyrathen, weil eine vornehme Frau für ein kostbares Hausgeräth angesehen wird, und das Hauswesen, da die Pracht und Verschwendung so sehr zugenommen, gegenwärtig doppelt so viel zu unterhalten kostet, als in vorigen Zeiten, da die Weiber mit ihren Töchtern zu Fuße giengen, Kleider trugen, die sie selbst gemacht hatten, und man nicht von so vielen Lakayen und Hausgenossen, wie itzt, zu sagen wußte. Weil

aber

aber nun alle Moden des Landes weit mehr Ausgaben zur Unterhaltung einer Familie erfordern, so erkühnet sich niemand, in den Ehestand zu treten, bis er sich in den Stand gesetzt, eine Familie nach der Mode zu unterhalten, das ist, bis er außer Stand ist, die Welt fortzupflanzen. Jedoch, so großen Schein auch dieses Argument hat, so ist es doch nicht vermögend, alle Schwierigkeiten, welche hiebey vorkommen, völlig aufzulösen, denn zuförderst kann dieses nicht von dem gemeinen Manne, und am wenigsten von den Bauren gesaget werden, welche sich gegenwärtig eben so zeitig, als in alten Tagen, verheyrathen, und doch bemerket man so wohl auf den Dörfern als in den Städten einen Mangel an Leuten. Hiernächst ist es auch nicht wahrscheinlich, daß vornehme Mannspersonen, welche ihre Ehre bis 40 Jahr und darüber aussetzen, alle junge Mädgen in dieser Zeit als verbotene Bäume des Lebens angesehen haben sollten, sondern es ist, allem Vermuthen nach, währender Zeit manches Mädgen von ihnen befördert worden. Es ist also sehr schwer diesen Knoten aufzulösen, wo man nicht alles, was in der alten Historie von der Menge der Menschen erzählet wird, für prächtige Fabeln halten will. Dieses aber erkühnet sich dennoch niemand zu thun, insonderheit in Absicht auf die Juden. Ich nehme es daher keinem übel, wenn er auf die paradoxe Meynung verfällt, welche von den meisten verlachet wird, nämlich, daß die Erde Alters halben unfruchtbar geworden, und daß die-

dieselbe, wie ein Acker, der beständig gebraucht wird, endlich die vorige Kraft verlohren habe. Am sichersten ist es, zu gestehen, daß man keine vollkommen zuverläßige Ursache davon angeben könne. Ich bin ꝛc.

Der
ein und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Wenn man die schlechten Früchte erweget, die das Bücherschreiben den Skribenten zuwege bringet, so hat man billig Ursache sich zu wundern, daß noch so viele Schriftsteller angetroffen werden. Ich will nicht von den Verdrießlichkeiten reden, denen die Skribenten unterworfen sind, als dem Neide, wenn sie gut schreiben, und dem Spotte, wenn ihre Schriften nicht gut gerathen. Denn man findet, daß keine Schriften heftiger angegriffen werden, als welche am besten ausgearbeitet sind, und ich kann dieses so wol mit meinem eigenen, als mit dem Exempel anderer Gelehrten beweisen. Man hat mich in Absicht auf die lateinische Schreibart keiner Schrift halber mehr gerühmt, als meiner dritten lateinischen Epistel wegen. Meine Schreibart aber ist in den gelehrtn Zeitungen in

keiner von meinen andern Schriften so sehr als in dieser getadelt worden, und ich kann daher nicht anders urtheilen, als daß die Journalisten sich aus keiner andern Ursache vorgenommen, die Schreibart zu tadeln, als weil sie gehöret, daß solche von allen gerühmt worden. Wenn man etwas schreibet, welches mäßig und gemein ist, so wird man zwar deswegen nicht angefochten, man wird aber doch an der andern Seite verachtet. Dieses ist das Schiksal der meisten Skribenten, und zwar nicht ohne Ursache. Denn man siehet, daß die meisten bloß aus keiner andern Ursache schreiben, als um zu schreiben, oder dasjenige noch einmal zu sagen, was bereits tausendmal vorher schon gesaget worden. Der gelehrte Huetius behauptet daher, daß alles, was von Anfang der Welt geschrieben worden, in neun bis zehen Folianten Raum haben würde, wenn eine jede Sache nur einmal wäre gesagt worden. Er nimmt zwar die Geschichte hievon aus, aber die vielen hundert historischen Bänder könnten auch bis auf einige wenige vermindert werden, wenn alle aufgekochte Sachen davon abgesondert würden. Man kann zum Exempel die Geschichte Alexander des Grossen in mehr als hundert verschiedenen Büchern lesen, und kaum ist eine Historia Universalis verkauft, so läßt sich eine andere in einer neuen Kleidung sehen. Die Früchte also, welche ein Skribent von seinen Schriften einerndtet, sind Mißgunst und Verachtung. Wenn aber ein Schriftsteller sein Werk also abfaßt, daß

er

er keines von beyden zu besorgen hat, so ist er deswegen doch nicht frey, und zwar wegen des so sehr veränderlichen Geschmacks der Leser. Denn dasjenige, was dem einen angenehm ist, das ist dem andern unerträglich. Ein Demosthenes, ein Cicero und ein Livius selbst, haben es nicht allen zu Dank machen können. Ja wie sehr auch die Alten den Homer erhoben, so hat derselbe doch auch allerhand hartr Urtheile auch so gar von denjenigen erfahren müssen, denen er durch seinen Schriften den meisten Nutzen geschaffet; wesfalls ein gewisser Skribent diese Richter nicht unbillig mit den Kindern vergleicht, welche ihre Amme schlagen, durch deren Milch sie Stärke und Kräfte erlanget. Caligula, welcher für einen Kenner guter Schriften gehalten ward, urtheilte von diesem grossen Dichter so verächtlich, daß er einmal so gar willens war, einen öffentlichen Befehl heraus zu geben, daß kein Mensch denselben lesen sollte, und wie einige ihn davon abzurathen suchten, so anwortete er: „Plato hat alle „Poeten aus seiner Republik verbannet, und mit „sollte dieses nicht einmal mit einem einzigen frey„stehen“? Alcibiades aber verfiel auf die andre Seite. Denn wie er einmal in eine Schule kam und unter den Schulbüchern den Homer nicht antraf, so gab er dem Schulmeister eine Maulschelle. Um sich desfalls nach dem verschiedenen und veränderlichen Geschmak der Leser zu richten, vermengen gewisse Skribenten Scherz und Ernst, erhabene und muntere Gedanken miteinander, so wie

ein

ein Krämer sich auf allerhand Waaren, ein Koch auf allerhand Speisen, und ein Musicant auf allerhand Töne einrichtet. Denn was der eine verachtet, das gefällt den andern, und niemand gehet also völlig mißvergnügt weg. Der eine will solche Schriften haben, die voller Geist sind, der andere will hin und wieder nur etwas Gelehrtes angebracht haben; dem dritten aber gefällt weder das eine noch das andere. Der eine legt eine Schrift alsbald wieder weg, so bald er siehet, daß andere Gelehrte darinn aufgeführet worden, ein anderer aber sieht ein Werk mit Verachtung an, wenn nicht alle Seiten desselben mit tausend Namen und Stellen berühmter Männer prangen. Einige mögen gern einen kurzgefaßten, andere aber einen weitläuftigen Styl leiden. Dieser will kurze und jener lange Perioden haben. Bey so bewandten Umständen haben gewisse Skribenden für nöthig gefunden, den Köchen nachzuahmen, welche ein Ragout solchergestalt zubereiten, daß kein Ingredienz davon hauptsächlich zu schmeken ist. Terenz wird von einigen verachtet, weil er gar zu trocken, und Plautus weil er gar zu munter schreibet. Plinius wird wegen seiner gar zu sehr geschmükten, und Cicero wegen seiner gar zu wenig ausgearbeiteten Schreibart getadelt; und Horatius muß sich wegen seiner leichtsinnigen, Juvenal aber wegen seiner gar zu heftigen Sittenlehre von vielen beurtheilen lassen. Kurz, eine Schrift mag noch so gut eingerichtet seyn, wie sie immer will, so wird sie doch von einigen verachtet wer-

werden, wo sie nicht auf die oben angeführte Art eingerichtet ist. Denn sonst heißt es Toujours chapon, und man wird einerley Töne endlich überdrüßig, wenn solche auch an sich selbst noch so herrlich klingen. Ich habe z. E. bemerkt, daß meine Schauspiele mit mehrerm Erfolg würden seyn vorgestellet worden; wenn sie nicht so lebhaft geschrieben, und nicht mit so vielen Abwechselungen und muntern Einfällen angefüllt wären. Denn ein sinnreicher Einfall hat einen viel bessern Eindruk, wenn er selten kommt. Ein grüner Platz fällt niemals so schöner in die Augen, als wenn man ihn unter Bergen und Klippen hin und wieder zerstreuet antrift, und man weiß niemals von der Süßigkeit des Honigs mit solchem Nachdruke zu urtheilen, als wenn man kurz vorher bittre, saure und scharfe Sachen gekostet. Einige Skribenten haben gesucht, das Urtheil der Leser dadurch zu gewinnen, daß sie ihre eigne Schriften gerühmet. Die grossen Männer, Cato, Cicero, Skaliger, und andre, haben gesucht, ihren Schriften dadurch ein grösseres Ansehen zu geben. Nichts ist daher gemeiner, als daß man auf dem Titel der Bücher diese Wörter findet: **Mit grossem Fleiß ausgefertiget. Ein Werk, worauf 10 bis 20 Jahr gearbeitet worden.** Malherbe redet folgendergestalt selbst von seinen Schriften:

Les ouvrages communs vivent quelques années;
Ce que Malherbe ecrit, dure eternellement.

Und Arrianus sagt von sich selbst: Daß er unter den Skribenten eben so groß, wie Alexander Magnus unter den Helden sey. Allein durch solchen Eigenruhm blendet man niemanden, als den Pöbel. Ich bin ꝛc.

Der zwey und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie fragen mich, welche Schrift ich unter denen, die ich herausgegeben, für die beste halte. Diese Frage ist schwer zu beantworten; und sie würden gewiß eben so verlegen seyn, mir eine Antwort zu ertheilen, wenn ich sie fragen wollte, welche unter ihren Töchtern sie für die schönste hielten: Denn die Bescheidenheit läßt es nicht zu, seine eignen Producte zu loben. Ich erkühne mich daher nicht zu sagen, daß eine einzige unter allen meinen Schriften wohl gerathen sey: Denn sie sind alle nur mittelmäßig. Die meisten legen doch meiner dänischen Reichshistorie den Vorzug bey, und zwar so wol in Absicht auf die Materie, als auf die Einrichtung. Man urtheilet von der Schreibart, daß dieselbe historisch, deutlich, und dabey munter sey, so daß die trockensten Materien, und welche den Leser am wenigsten anzu-

anzugehen scheinen, doch nicht ohne Vergnügen gelesen werden. Was die Materie betrift, so urtheilet man insgemein davon, daß die Historie so unpartheyisch ausgeführet worden, als es an solchen Orten geschehen kann, wo die Freyheit zu schreiben einer öffentlichen Censur unterworfen ist. Es kommen auch darinn nicht bloße Begebenheiten, sondern auch solche Dinge vor, welche dem Leser von den Eigenschaften der Nation, von der alten und neuen Einrichtung der Regierung, von den berühmtesten Männern, und von dem Ursprung der vornehmsten Stiftungen, sowol in geistlichen als weltlichen Dingen, einen Begriff machen, so daß man daraus so wol den alten als den neuen Zustand des Reichs kann kennen lernen. Insonderheit hat vielen die Abtheilung der Historie in gewisse Perioden, und das allgemeine Urtheil gefallen, welches ich zuletzt bey dem Ende eines jeden Periodi beygebracht. Daher hat dieses Werk bey vielen, insonderheit hier im Lande, Beyfall gefunden, wo wir vorher nichts anders als einige trockene und übel zusammen hängende Jahrregister aufweisen können; und es haben sich viele gefunden, welche es in meinem Namen mit denen aufgenommen, die aus einem hin und wieder eingeschlichenen Fehler entweder in der Jahrszahl oder in dem Namen ein grosses Verbrechen gemacht, und mich deswegen aufs bitterste getadelt haben. Ein Fehler ist zwar und bleibt allezeit ein Fehler, wo er auch angetroffen wird. Man muß aber in einer

mit allem nur möglichen Fleisse ausgearbeiteten Historie, welches die beschwerlichste Arbeit ist, die jemand nur übernehmen kann, nicht alles so genau nehmen, als in trocknen Tageregistern, und in einer Sammlung von Documenten, welche sonst keinen Vorzug, als eine genaue Beobachtung der Namen und der Jahrszahl, aufzuweisen haben. Denn diejenigen, welche dem Publico dergleichen mittheilen, sind nicht sowol unter die Zahl der Verfasser und Schriftsteller, als vielmehr unter die Copiisten zu rechnen; indem ihre ganze Arbeit einzig und allein darinn bestehet, daß sie dasjenige ins reine schreiben, was ihnen von andern zugestellt worden. Wenn aber ihre Copeyen und Abschriften nicht richtig und accurat sind, so verdienen sie aus einer gedoppelten Absicht getadelt zu werden. Denn das Publicum leidet nicht nur dabey, sondern auch diejenigen, welche ihnen als Handlangern die Bekanntmachung der Documenten anvertrauet, haben gleichfalls Ursache, sich über ihre Unachtsamkeit zu beschweren. Es ist daher so wol dem Publico, als denen, welche entweder alte Documente besitzen, oder auch neue ausfertigen, sehr viel daran gelegen, daß solche Sachen accuraten Copisten in die Hände fallen, und besonders solchen zu Theil werden, welche einigermaßen in den Geschichten bewandert sind, damit sie einen Fehler verbessern können, welcher sich vielleicht in ein Originaldocument eingeschlichen, und im Stande seyn mögen, zu errathen, wie ein etwa vorkommendes unleserliches Wort müsse geschrie-

ſchrieben werden. Mit wohleingerichteten hiſtoriſchen Werken aber hat es eine andre Beſchaffenheit. Denn in denſelben können hin und wieder Schreibfehler angetroffen werden, und das Werk kann doch ein Meiſterſtück ſeyn. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der
drey und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen mir in ihrem letztern Schreiben ihr Beyleid, daß ich mein Vieh auf meinen beyden Güthern durch die Seuche verlohren, und ermahnen mich, dieſes Unglück nicht gar ſehr zu Herzen zu nehmen. Ich kann ihnen die aufrichtige Verſicherung geben, daß dieſes Unglück mich nicht in die geringſte Unruhe geſetzet. Denn ich kann groſſe Unglücksfälle weit gelaſſener, als kleine Verdrießlichkeiten, ertragen. Ueberdem habe ich keine Familie, welche meiner Vorſorge bedarf, und mein Alter iſt bereits ſo hoch hinangeſtiegen, daß ich mich alle Augenblicke gefaßt halten muß, von dem Schauplatze dieſer Welt abzutreten, und ich weiß, daß ich ſodann in meine Sterbgrube nichts mitnehmen werde. Indeſſen kann ich doch niemahls an dieſes Unglück ohne Empfindung gedenken, wenn ich meine Gedanken

zugleich auf das Publicum richte, und es fällt mir hiebey ein Gedanke ein, welcher sehr fürchterlich ist. Denn da sich eine so grosse Aehnlichkeit zwischen den Kühen und Pferden findet, wie leicht hätte es doch geschehen können, daß diese Seuche auch die Pferde angegriffen, welche mit dem Hornvieh einerley Nahrung haben. Darauf aber würde eine allgemeine Zerstörung erfolgt, und das ganze Land würde ungebauet liegen geblieben seyn, wessfalls denn die Menschen endlich Hungers hätten sterben müssen. Diese Pest unter den Pferden, wenn GOtt auch dieselbe verhängen sollte, kann zu viel ernsthaftern Gedanken, als die Seuche unter dem Hornvieh, Gelegenheit geben. Denn ungeachtet dieselbe bisweilen schon unter dem Hornvieh grausam gewütet, so ist doch noch hin und wieder etwas übrig geblieben, und man hat Hoffnung haben können, den Rest wieder fortgepflanzt und erhalten zu sehen. Dieses Sterben aber, welches wir erleben, hat fast allenthalben, wo es hingekommen, völlig aufgeräumet; ja es hat wie ein Jäger, der Hasen und Hirsche auftreibet, das Hornvieh in allen Ecken und Winkeln aufgesuchet, und man hat Ursache, es als ein Wunder anzusehen, wenn hier oder dort noch ein kleiner Platz gerettet worden. Diese Contagion hat auch nicht, welches am merkwürdigsten ist, wie andre ansteckende Seuchen, nur eine gewisse Zeit geraset, und nachher wieder aufgehöret, sondern sie währet von einem Jahr zum andern, und erneuert gleichsam ihre Kräfte; ja sie kommt,

nach

nach Verlauf einiger Monate oder eines Jahres an eben denselben Ort wieder zurück, wo sie schon einmahl gewesen, und tödtet das Vieh von neuen, welches man sich nach dem ersten Sterben wieder angeschaffet. Wenn dieses Sterben auch die Pferde angegriffen hätte, so würde ein solches Elend darauf erfolgt seyn, dergleichen man seit dem Anfange der Welt vielleicht noch nicht erlebet. Ich habe in einer kleinen Abhandlung, die den Schriften der hiesigen Königlichen Societät der Wissenschaften mit einverleibt worden, mein Bedenken über diese Viehseuche eröfnet, und den Landleuten und Bauren bey diesen Umständen meinen Rath mitgetheilet. Und da kein Unglück so groß ist, daß nicht etwas Gutes daraus herfliessen sollte: so können sich hiedurch die Wälder und Hölzungen, welche seit hundert Jahren allenthalben so sehr abgenommen, daß man dieselben in einer kurzen Zeit gänzlich verödet zu sehen befürchten muß, einiger maßen wieder erholen. Die Ursache, wesfalls die Hölzungen zu unsern Zeiten so sehr abgenommen muß hauptsächlich der grossen Menge der Ochsen und Kühe zugeschrieben werden, von denen die Landleute sich zu diesen Zeiten eine weit größere Anzahl als in vorigen Zeiten zugeleget. Denn auf vielen großen Höfen, wo man ehemahls vor funfzig Jahren nur funfzig Kühe hatte, zählt man itzo hundert, und darüber. Und wo man vordem hundert hielte, hält man itzo zweyhundert. Viele schreiben zwar die Abnahme der Waldungen andern Ursachen zu, als der gar

zu großen Nachläßigkeit in Pflanzung junger Bäume, und dem gar zu vielen Holzfällen. Die eigentliche Ursache aber ist die große Menge Vieh, womit die Hölzungen angefüllet sind, wesfalls kein junger Baum aufwachsen kann. Denn eine Kuh oder ein Ochs kann in einer halben Stunde dasjenige verzehren, woraus mit der Zeit tausend Faden Holz werden können. Unsere Vorfahren sind eben so nachläßig in Pflanzung junger Bäume gewesen, als wir gegenwärtig sind, und man hat in alten Zeiten, da alle Gebäude noch von Holz aufgeführet wurden, weit mehr Bäume gefället als itzo, und dennoch waren alle Hölzungen einige tausend Jahre durch in einem guten Zustande. Woraus man klärlich siehet, daß die Wende des Hornviehes in den Wäldern an der Abnahme der Hölzungen hauptsächlich schuld ist. Die Schafe und Pferde thun der Hölzung eben keinen sonderlichen Schaden. Die Kühe und Ochsen aber fressen hauptsächlich die Pflanzen von jungen Eichen und Büchen. Ich bin ꝛc.

Der

Der vier und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin Ihnen für die vielen guten Erinnerungen sehr verbunden, welche sie mir bey den betrübten Umständen ertheilen, dadurch das Viehsterben auf meinen Gütern alles in die äußerste Verwirrung gesetzet worden. Ich will mir dieselben gewiß zu Nutze machen, indem die meisten Mittel, welche Sie vorschlagen, mir nicht allein thunlich, sondern auch nützlich scheinen. Nur zu dem einzigen kann ich mich nicht bequemen, daß ich mir Ziegen anschaffen, und dadurch den Schaden einiger maßen wieder zu ersetzen suchen sollte. Ich gestehe zwar, daß man diese Thiere besser als Schafe halten kann, und daß sie auch mehr Milch geben. Weil aber die Ziegen unter allen Thieren am schwersten im Zaum zu halten, und den Hölzungen am allerschädlichsten sind, wo sie alles bis auf den Grund verderben; so ist es eben so viel, als ob Sie sagten: Weil alles auf ihren Güthern in Verwirrung gebracht worden, so ist es am besten, durch die Anschaffung der Ziegen die Unordnung vollkommen zu machen. Niemand weiß, was die Ziegen einem für Verdruß verursachen, als der es versucht hat. Kein Be-

hältniß, wie stark es auch ist, und keine Zäune, wie hoch man dieselben auch aufgeführet, sind vermögend, die Ziegen eingeschlossen zu halten. Ich müste mich daher darauf gefaßt machen, wenn ich Ziegen halten wollte, meine Hölzungen verderbet, die Kohl- und Krauthöfe meiner Bauren verheeret, und mich in tägliche Processe mit meinem Nachbaren verwickelt zu sehen; weil ich nicht verhindern konnte, daß meine Ziegen nicht täglich einen Besuch bey ihnen ablegten. Sie meynen zwar, daß man dieses verhüten könnte, wenn man besondere Leute dazu bestellte, um auf die Ziegen Acht zu geben: Aber es würden in Wahrheit viele Leute erfordert werden, eine so grosse Anzahl unruhiger und munterer Thiere in Zaum zu halten; und wenn ein jeder darzu bestellter Aufseher auch so viele Augen als Argus hätte, so würde es doch nicht hinlänglich seyn. Man erzählet, daß dem Teufel einmahl von seiner Mutter vier Ziegen übergeben worden, um dieselben zu hüten; er habe sich aber, nach einem kurzen Versuche, von dieser Commißion wieder losgemacht, und gestanden, daß er mit aller seiner Fähigkeit nichts auszurichten vermögend sey, und lieber mit einem ganzen Regiment Dragoner, als mit einem einzigen Ziegenbock, zu schaffen haben wollte. Ich bin ꝛc.

Der

Der fünf und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Es scheint, daß die Italiener in dem Kriegswesen immer mehr und mehr zunehmen, so daß man sie gegenwärtig für gute Soldaten halten kann. Denn ihre Feldschlachten sind nun viel blutiger, als sie vor 300 Jahren und darüber waren, da ganze Kriegsheere, nach dem Bericht des Machiavells in seiner florentinischen Historie, von Morgen bis an den Abend mit einander fochten, ohne daß ein einziger Mann auf der Wahlstatt geblieben wäre. Ja man kann sagen, daß damals niemand in Italien weder Flinten noch Degen zu gebrauchen gewußt, als allein der römische Pabst, welcher durch einen einzigen Schuß ganze Reiche auf einmal zu Boden werfen konnte. Nun aber haben sich die Sachen so sehr verändert, daß ein jeder italienischer Bauer gewisser trift als der Pabst, welcher zu unsern Zeiten niemanden mehr fällen kann. Die Canonen des Pabstes sind heutiges Tages in Raketen verwandelt, und er gebraucht nur los Kraut, welches zwar ein Geräusche, nicht aber einen Fall verursachet. Ich verstehe hierdurch die päbstliche Excommunication, welche in alten Zeiten sol-

che

che fürchterliche Wirkung hatte. Nichts kann, meinem Bedünken nach, einen stärkern Beweis von dem Aberglauben der damaligen Zeiten, als dieses, geben. Denn man hielt dafür, daß diese Verbannung den zeitlichen und ewigen Tod nach sich zöge, so daß es scheint, daß die Päbste damals GOtt seines Richteramts berauben, und sich eine Gerichtsbarkeit anmaßen wollen, die den Menschen nicht zukömmt. Ein einfältiger Richter fragte einmal einen Juristen um Rath, was er für ein Urtheil in einer gewissen Criminalsache fällen sollte; und wie der letztere ihm antwortete, daß er das Urtheil nicht scharf genug abfassen könnte, weil die Uebelthat, die bestraft werden sollte, sehr groß sey, so verurtheilte der Richter den Missethäter zum zeitlichen und ewigen Tode. Das Urtheil war lächerlich, aber doch nicht ungereimter als die Päbstlichen Excommunicationen. Das eine ist so wenig als das andere in Erfüllung zu bringen; und der Teufel hat eben so wenig Anspruch auf die Seele eines Bauren, worauf der Pabst ihm die Assignation gegeben, als die Seele des Pabstes dem Teufel zugehöret, wenn der Bauer ihm solche zutheilet. Ein Mensch kann zwar den andern mit einem Fluch belegen, darauf aber folgt keine wirkliche Verdammniß, weil GOtt sich allein die Gerichtsbarkeit über die Seelen der Menschen vorbehalten hat. Mit keiner Sache ist wohl leicht ein größerer Mißbrauch in der Kirche getrieben worden, als mit der Excommunication. Solche war im Anfange nichts anders,

ders, als ein ordentliches Recht, welches alle Societäten hatten, diejenigen aus der Gemeinschaft auszustoßen, welche sich die Gesetze der Societät nicht wollten gefallen lassen. Die geistlichen Excommunicationen kamen also mit der Aufkündigung der Bürgerschaft in einem weltlichen Staat überein. Solche Excommunicationen wurden in den ältesten Zeiten von der ganzen christl. Kirche, nachher von den Bischöfen, und endlich hauptsächlich von den römischen Päbsten verkündiget, welche dieses Recht immer weiter und weiter ausgedehnet, und es nicht dabey bewenden lassen, Privatpersonen zu excommuniciren, sondern eben dasselbe gegen Könige und Kayser, ja gegen ganze Länder ausgeübt, so daß ein ganzes Reich wegen eines Streits, worinn der Regent mit einem Bischof gerathen war, in den Bann gesetzt werden konnte. Man bediente sich in diesem Fall insgemein des Worts Interdict, und dadurch wurden alle Einwohner des Landes für unwürdig erkläret, an den Sacramenten der Kirche Theil zu haben. Die Excommunication hatte in der ersten Kirche nicht anders statt, als in Religionssachen, und niemand konnte einer andern Ursache wegen in den Bann gethan werden, als wenn er sich eines ruchlosen Lebens, oder einer falschen Lehre schuldig gemacht hatte. Nachher aber bediente man sich derselben bey allerhand Gelegenheiten. Die Bischöfe und die geistlichen Richter excommunicirten alle diejenigen, welche ihnen ihre geistlichen Einkünfte strei-

tig

tig zu machen sich erkühnten; und die Schuldner waren eben diesem Urtheil unterworfen, welche ihre Schuld entweder nicht bezahlen konnten, oder auch nicht im Stande waren zu bezahlen. Ja dieses erstreckte sich auch auf die Weiber und Kinder der Schuldner, wovon ein Canon in dem zu Würzburg gehaltenen Concilio folgendermaßen redet: Nonnulli, sicut audiuimus, pro maritorum seu filiorum debitis vxores seu matres excommunicant. Woraus man sieht, daß auch eine Mutter wegen der Schulden ihres Sohnes konnte verdammet werden. Niemand aber hatte wegen einer daraus folgenden Verdammniß mehr zu besorgen, als der solche Excommunication ausübte. Denn was konnte doch wohl unchristlicher seyn, als eine Mutter zu excommuniciren, weil der Sohn ihre Mittel herdurchgebracht? Und was konnte unmenschlicher seyn, als viele tausend Unterthanen bis in die unterste Hölle zu verdammen, bloß weil der Regent mit dem Pabste oder Bischof in einen Streit verfallen war, woran die Unterthanen keinen Theil hatten? Wollte man etwa sagen, daß das Excommuniciren und das Verdammen nicht einerley sey; so ist das letztere doch eine Folge von dem erstern. Denn ein jeder Excommunicirter konnte nach den damaligen Sätzen, wenn er vor der Absolution starb, sich keine Rechnung auf die Seligkeit machen. Man verstattete auch einem solchen Menschen nicht, bey andern Christen in einer Erde zu ruhen, und gab auf eine lächerliche Weise vor, daß die Körper

solcher Menschen nicht verwesen könnten, sondern unverweset liegen blieben, bis sie absolviret würden. Wenn dem also, so hätten alle Kinder Ursache, ihren Eltern die Excommunication anzuwünschen; weil sie sodann die Kosten sparen könnten, ihre Körper zu balsamiren. Man siehet übrigens aus verschiedenen Excommunicationen, daß dadurch eine wirkliche Verdammniß verstanden worden. Denn bey dem Streite, welchen der dänische König, Christoph der Zweyte, mit dem Bischof Tycho zu Vorlum hatte, übergab der Pabst Johannes der XXII sowol den König als das ganze dänische Volk dem Teufel: Regem et Danos diris deuouet. In dem Jahr 1080 kömmt ein merkwürdig Exempel vor, von der päbstlichen Excommunication, welche gegen Könige und Fürsten ausgeübt worden, da der Pabst Gregorius der VII mit dem Kayser Henrich dem IV wegen der geistlichen Lehne stritte. Urbanus der II excommunicirte nachher diesen Kayser abermals; und darauf erfolgten noch viele andere, wegen eben so schlechter und geringer Ursachen. Denn der Kayser Friderich der II ward in den Bann gethan, weil er bey sehr bedenklichen Zeiten seine eigenen Reiche und Länder nicht verlassen wollte, um einen Zug nach dem heiligen Lande anzutreten, ungeachtet schon verschiedene dergleichen Züge vorher fruchtloß abgegangen waren. Dieses gab Gelegenheit zu der Historie, welche Matthäus Parisius uns aufgezeichnet, und die ich in meiner Kirchenhistorie angeführet habe.

Ein

Ein Prediger in Paris, welcher unter andern auch Befehl erhalten hatte, den Bann gegen den Kayser von der Kanzel zu verkündigen, verrichtete dieses folgendergestalt: „Ich habe Befehl erhalten, denn Bann wider den Kayser Friedrich zu verkündigen. Die Ursache, wesfalls er in den Bann gethan worden, ist mir unbekannt; ich weiß bloß, daß er mit dem Pabst in einen grossen Streit verwickelt ist. Wer von ihnen beyden recht hat, weiß ich nicht. Ich verkündige daher den Bann wider denjenigen, der unrecht hat, und spreche denjenigen los, der recht hat". Der Priester handelte in diesem Fall nicht unvernünftig. Denn bisweilen excommunicirte ein Bischof den andern, und man konnte nicht sagen, wer von beyden eigentlich auf eine rechtmäßige Art excommmuniciret worden. Ja man setzte nicht allein lebendige Personen, sondern auch solche Leute in den Bann, die längst mit Tode abgegangen waren. Die schwedische Historie giebt davon ein Beyspiel; indem der Administrator von Schweden, Steen Sture, lange nach seinem Tode in Bann gethan ward. Die excommunication erstrekte sich so gar auch auf die Thiere: Denn ich besinne mich, unter den Documenten des seligen Arnas Magnäus einen alten Bannbrief gesehen zu haben, worinn die Mäuse und Kirchen-Ratzen excommuniciret wurden. Es war daher nicht anders möglich, als daß der Bann durch einen solchen Mißbrauch mit der Zeit seine Kraft verlieren mußte. Den ersten Stoß

erhielt

erhielt derselbe in dem Jahrhundert, da zweene Päbste zugleich erwählt waren, und von denen der eine den andern immer in die Wette excommunicirte. Durch die Reformation Lutheri verlohr der Bann noch mehr von seiner Kraft, und weil die Päbste heutiges Tages merken, daß man ihren Bann gar nicht mehr achtet, so bedienen sie sich desselben nur gar selten. Vor einigen Jahren sind zwar die Freymäurer in den Bann gethan worden; allem Ansehen nach aber hat der Bann ihnen so wenig, als den Kirchen-Ratzen, geschadet. Wenn ich etwas bey Ihro Päbstlichen Heil. zu sagen hätte, so würde ich aufrichtig rathen, von dieser Thorheit völlig abzustehen. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Unter vielen Dingen, wornach die Menschen mit großem Eyfer trachten, und welche doch keinen Nutzen bey sich haben, ist auch die Erfindung des Steins der Weisen, oder das Goldmachen. Gesetzt, man entdeckte einmahl die Kunst, andre Metalle in Gold zu verwandeln, was würde man anders dadurch ausrichten, als daß das Gold seinen Preis verlieren würde.

Denn weil der Werth, welchen man dem Golde beylegt, willkührlich ist, und sich allein darauf gründet, daß dieses Metall so selten angetroffen wird, so kann es nicht anders seyn, als daß der Preis desselben fallen muß, sobald man es in grosser Menge und allenthalben haben kann. Denn, wenn alle Kupferminen in Goldminen, und die Goldminen wieder in Kupferminen sollten verwandelt werden, so würde man durch solche Verwandelung nichts anders ausrichten, als daß man auf solchen Fall ein Pfund Kupfer für hundert Pfund gemein Gold eintauschen würde; und so ist es mit allen Dingen beschaffen, deren Werth sich allein auf die Seltenheit, und nicht auf den innerlichen natürlichen Werth gründet. Eisen und Stahl ist von einem weit größern Nutzen. Daher schätzten die Americaner dasselbe weit höher, als das Gold, weil sie wahrnahmen, daß man daraus bequeme Werkzeuge, und allerhand Gewehr verfertigen konnte. Man stelle sich vor, daß einer die Kunst erfände, echte Perlen zu säen, und zwar solchergestalt, daß aus einer Perle, wie aus einem Korn, hundert andre hervor sproßten. Was würde daraus anders entstehen, als daß die Perlen mit der Zeit ihren Wehrt verlieren würden, und man endlich eine echte Perle für eine Bohne eintauschen könnte, ja man würde die echten Perlen scheffelweise, wie itzt die Erbsen, und zwar noch um einen geringern Preis kaufen können, weil man doch durch die Erbsen noch den Hunger stillen kann. Wenn also ein Alchymist die Kunst

wirk-

wirklich erfunden hätte, so könnte er sich doch keines andern Vorzugs rühmen, als daß er eine Erfindung zu stande gebracht, welche zwar sehr artig, aber doch übrigens von keinem größern Nutzen ist, als graue Steine in weiße zu verwandeln, und demjenigen die gelbe Farbe zu geben, was vorher grün gewesen. Es sind gewisse Dinge, welche allezeit ihren natürlichen Nutzen mit sich führen, der Stahl schneidet, das Holz brennt und wärmet, gewisse Pflanzen heilen, und das Wasser löschet. Man wäre daher demjenigen vielen Dank schuldig, der Bley in Stahl, einen Dornenbusch in einen fruchtbaren Baum, und die salze See in frisches Wasser verwandeln könnte. Der Wehrt andrer Dinge aber beruhet bloß auf die Seltenheit derselben, und auf die Abrede, welche die Menschen unter sich genommen, wie viel sie gelten sollten. Gewisse Blätter sind bey dem Kartenspiel von grosser Wichtigkeit, und diese gründet sich allein auf den Willen derer, die spielen, so bald sie aber deswegen mit einander überein kommen, daß sie andre Blätter anstatt der bisherigen nehmen wollen, so gelten die vorigen nichts mehr. Und auf eben dieselbe Art ist es mit der Verwandelung gewisser Metalle beschaffen, so bald dieselben häufig und allgemein werden, verlieren sie ihren Wehrt, und zu gleicher Zeit wird auch die Convention aufgehoben, welche man vorher ihres Preises halber getroffen. Es ist also diese Arbeit, wormit so viele ansehnliche Männer ihren Kopf zerbrochen, und worauf so viele fast ihr ganzes Vermögen gewandt

wandt haben, an sich selbst nicht nur nicht von dem geringsten Nutzen, sondern es würde diese Erfindung auch, wenn sie zu stande kommen sollte, dem menschlichen Geschlechte höchstschädlich seyn, indem dadurch ein solches Unglück, und eine solche Verwirrung unter den Menschen entstehen würde, die nicht zu beschreiben ist. Viele würden dadurch in einem Augenblick um ihre ganze Wohlfahrt gebracht werden, wenn das Gold, welches sie entweder durch ihren Schweiß und Arbeit erworben, oder für andre theure Waaren eingetauschet, in ihren Händen zunichte werden sollte. Und man müste sich auf solchen Fall entweder mit Umtauschung der Waaren behelfen, oder auch ein andres Mittel ausfündig machen, die Sachen zu schätzen, welches beydes unsägliche Schwierigkeiten haben würde. Man kann sich indessen damit trösten, daß diese Erfindung schwerlich jemahls zu stande kommen wird. Die meisten Historien, welche man von dem Stein der Weisen erzählet, sind entweder erdichtet, oder es ist auch bey der Probe eine Betrügerey vorgegangen, wie ich in dem Schauspiel von dem arabischen Pulver gezeigt habe. Wo aber die Sache jemahls wirklich vorhanden gewesen, so hat dieselbe so viele Unkosten erfordert, daß die Mühe nicht bezahlt worden, und das daran gewandte Geld nicht wieder heraus zu bringen gewesen. Die meisten, welche sich für Goldmacher ausgegeben, sind arm gestorben. Wie ein Alchymist dem Pabst Leo dem Zehnten einmahl ein Buch zuschrieb, und darinn vor-

vorgab, daß er die Kunſt entdeckt, Gold zu machen, in Hofnung, eine Belohnung davon zu tragen, ſo ſandte ihm der Pabſt bloß einen ledigen Beutel, und ließ ihm dabey ſagen: „Weil er die „Kunſt verſtünde, Gold zu machen, ſo wäre ihm „weiter nichts als ein lediger Beutel nöthig, um „ſolches darinn aufzuheben.“ Ich bin ꝛc.

Der
ſieben und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu vernehmen, worauf ſich der Rang gründe, der unter den Potentaten eingeführet worden, und weßfalls man insgemein glaube, daß ein Kayſer gröſſer ſey als ein König. Ich kann darauf nicht anders antworten, als daß ſich dieſes auf eine einmahl angenommene und eingeführte Gewohnheit gründet, ſo wie ein armer Churfürſt höher als ein reicher Herzog, und ein Graf höher als ein Freyherr gehalten wird. Der Titel eines Kayſers an ſich ſelbſt iſt übrigens nicht ſo viel, als der Titel eines Königs. Denn die römiſchen Regenten lieſſen ſich bloß aus Beſcheidenheit Caeſares oder Kayſer nennen, und wollten ſich des Königlichen Titels nicht bedienen, weil derſelbe gar zu groß zu

seyn schien, und folglich verhaßt war. Und daher war es nicht des Titels, sondern der großen Macht des römischen Reichs halber, daß sie höher als die Könige gehalten wurden. Der Rang, welcher nach dem Untergang der römischen Monarchie unter den Potentaten beobachtet worden, gründet sich allein auf die Unwissenheit, welche in dem mittlern Alter in politischen Sachen herrschte, oder, eigentlicher zu reden, auf die Anordnung der römischen Päbste und der Versammlung der Geistlichen. In solchen Zusammenkünften, welche die Priester unter sich hielten, ward der Rang unter den weltlichen Potentaten festgesetzt, und man sieht daraus, daß man sich in den Concilien auch mit andern Sachen, als mit der bloßen Erklärung und Vertheidigung der Glaubensartikel beschäftiget. Ein jeder Regent glaubte ein völliges Recht zu seinem Rang und Titul zu haben, wenn solcher nur auf den Ausspruch eines Concilii gegründet war. Die römischen Bischöfe erhoben die Kayser zu dieser Würde, und die Kayser, als Gevollmächtigte des Pabstes, verliehen wieder andern Fürsten den Königl. Titul, auch in fremden und ihrer Bothmäßigkeit nicht unterworfenen Ländern; da es doch dem Volke allein zukommt, ihrer Obrigkeit die Ehrentitul beyzulegen, welche es für gut findet. Wenn demnach der Pabst, oder das Concilium, oder auch der höchste Regent in Teutschland, der sich einen römischen Kayser nennet, solche Titul diesem oder jenem Fürsten ertheilten, so meynten die andern europäischen Potenta-

ten

ten zu den damahligen Zeiten, daß dieses also seyn müste, und erkannten entweder die neue Würde öffentlich, oder verursachten auch durch ihr Stillschweigen, daß ein jeder Fürst, welcher auf solche Art zu einer höhern Würde gelanget war, dadurch ein Recht auf seinen Rang und Titul erhielte. Die damahls lebenden Menschen waren mit einer solchen Blindheit geschlagen, daß man ihnen in geistlichen sowol als in weltlichen Sachen alles einbilden konnte, was man nur selbst wollte. Der Pabst gab vor, daß er von dem heiligen Petro die geistliche, und von Constantin dem Grossen die weltliche Herrschaft erlangt hätte, und niemand gab sich die geringste Mühe, hierüber nachzudenken, oder die Richtigkeit dieses Vorgebens zu untersuchen. Die deutschen Könige sagten, daß sie Nachfolger der alten römischen Kayser wären; da doch das römische Reich bereits vor einigen hundert Jahren von Grund aus zerstört war: Es zweifelte aber kein Mensch daran, insonderheit da die Päbste, welche ihre Rechnung dabey funden, sich in die Kayserwahlen zu mischen, heilig versicherten, daß die Sache nicht dem geringsten Zweifel unterworfen sey. Man hat allerdings Ursache, sich zu wundern, daß ein Priester sich gleichsam die Gerichtsbarkeit über alle Potentaten anmaßen dürfen, und daß einige Prediger oder Kirchenvorsteher sich erkühnet, auf den Concilien den Rang unter den Regenten festzusetzen. Noch weit mehr aber hat man Ursache sich zu wundern, daß die Potentaten sich in diesem Stücke so

folgsam erwiesen. Dieses aber thaten dennoch die mächtigsten Könige zu den damaligen Zeiten, und unterwurfen sich einem solchen Urtheil ohne alles Bedenken, wodurch z. E. ein großer König in Frankreich sich in Absicht auf seinen Rang und Titul für geringer erkannte, als ein Wilhelm von Holland, oder ein Rudolph von Hobsburg, die nicht mehr Länder besassen, als welche eben hinreichten, ihre Familie zu ernähren, und überdem eingeschränkte Regenten waren, welche nichts von Wichtigkeit ohne Einwilligung der Stände in Deutschland vornehmen konnten. Wenn ja ein Potentat sich den Rang und Vorzug vor dem andern anmaßen könnte, so könnte solches ein großer vor einem kleinern, ein souverainer vor einem, der durch die Gesetze eingeschränkt ist, und ein Erb-König vor dem fordern, der durch die Wahl zur Krone gelanget. Dieses ist den Umständen der Sache gemäßer, als wenn man seinen Vorzug auf die Entscheidung eines ausländischen Priesters gründet. Denn es kommt viel darauf an, mit welchem Rechte jemand sein Eigenthum besitzet, und ob jemand als ein unumschränkter Herr regieret, der niemanden als GOtt von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben hat, oder ob er als ein von dem Volke bestellter Bevollmächtigter regieret; ob jemand über ein großes Reich, oder über eine kleine Stadt herrschet, ob ein Reich oder eine Republik reicher und mächtiger als die andre ist. Denn Macht und Hoheit können gewisser maßen für einer-

nerley gehalten werden, und daher nennen auch die Spanier die Vornehmen reiche Leute (riccos hombres). St. Marino ist ein freyer Staat, wie Venedig. Wenn aber diese kleine Stadt, welche die Italiäner spottsweise Republichetta nennen, sich eine Schwester (Sorella) von Venedig schreibet, so hat man Ursache darüber zu lachen. Die Hoheit und der Vorzug gründet sich demnach natürlicher Weise auf die oben angeführten Umstände. Was aber die bloßen Titul anlanget, so werden solche in einem jeden Lande entweder von dem Volke verliehen, oder ein Regent nimmt solche auch selbst an. Dadurch aber werden doch die Fremden keinesweges verbunden, sondern man muß sich bemühen, auch deren Einwilligung zu erlangen. Man kann davon ein besonderes Exempel anführen, welches zu unsern Zeiten geschehen ist. Der große rußische Zaar, Peter der Erste, fand für gut, den Kayserlichen Titul anzunehmen, und dieses Recht konnte ihm niemand in seinem eignen Lande streitig machen; allein wegen der andern Potentaten mußte die Sache erstlich durch Tractaten in Richtigkeit gebracht werden, ehe sie solchen Titul zu erkennen nöthig hatten. Das Wort Kayser ist übrigens entweder ein bloßer Titul, welcher nichts anders als den Namen bey sich führet, wodurch ein Regent von den andern unterschieden wird. Von solcher Beschaffenheit ist der Kayserliche Titul, welchen die Könige von Japan, China und Rußland führen, oder es wird durch den Titul Kayser

auch eine gewisse Hoheit und ein Vorzug vor andern Potentaten angezeiget. So ist es mit dem Titul bewandt, der den deutschen und türkischen Kayſern gegeben wird; als welche sich diesen Namen in der Eigenschaft in dem abend- und morgenländischen Kayserthum zueignen. In dieser Absicht haben sich die deutschen Kayser über andre, und auch über solche Lande die Gerichtsbarkeit angemaßet, welche niemals unter der alten römischen Herrschaft gestanden. Ich führe dieses alles nicht zu dem Ende an, um denen Kayſern, Königen, Churfürsten, Erzherzogen, oder einem andern Fürsten, seinen Namen und Vorzug auch nur im allergeringsten streitig zu machen: Denn gegenwärtig besitzt ein jeder seinen Titul mit Recht, ungeachtet dieses Recht sich allein auf einen unangefochtenen Besitz von undenklichen Jahren gründet. Denn, wenn man auf den ersten Ursprung zurükgehet, so findet man, daß die Kayſerl. Würde sich allein auf die päbstliche Eintheilung gründet. Wenn man nun fragt, wer den Päbsten das Recht gegeben, solche Geschenke und Titul zu verleihen; so ist die Antwort: Der heilige Petrus. Wenn man sich aber bey dem heiligen Petro erkundiget, so will weder derselbe noch sonst ein Apostel dies gestehen: Denn man darf nur ihre Briefe und Episteln nachlesen, um zu sehen, was sie von einem solchen Verfahren urtheilen. Will man aber sagen, daß den Päbsten dieses Recht von den römischen Kayſern verliehen worden, welches einigermaßen erträglicher

cher ist; so kommt ein Circulus vitiosus heraus, und es muß also bey einem jeden Pabste heissen: Weil der Kayser mich erschaffen hat, so habe ich ihn wieder erschaffen; wodurch denn ein römischer Bischof ein Schöpfer und eine Creatur zu gleicher Zeit wird. Ich bin ꝛc.

Der
acht und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie beschuldigen mich einer gewissen Kaltsinnigkeit in Absicht auf meine Verwandten und Angehörigen. Ich gestehe, daß meine Aufführung vielleicht zu einem solchen Vorwurfe Gelegenheit gegeben, insonderheit da die Kaltsinnigkeit gegen Blutsverwandte fast von allen für unnatürlich, und kein Sprüchwort für gewisser und der Wahrheit gemäßer gehalten wird, als wenn es heißt: Das Blut ist niemahls so dünne, es ist doch stärker als Wasser; imgleichen: Wer die Seinigen nicht den Fremden vorzieht, der ist ärger als ein Türke und Heide. Weil ich aber in verschiedenen Dingen mich von der allgemeinen Meynung entferne, so halte ich auch in dem gegenwärtigen Fall dafür, daß solche Meynungen sich mehr auf die Gewohnheit und

auf

auf die allenthalben eingeführten Sitten, als auf die gesunde Vernunft gründen, und meine Aufführung rührt daher bloß von einer reifen und philosophischen Ueberlegung her. Es ist wahr, fast alle Nationen kommen in der Meynung mit einander überein, daß man seinen Anverwandten eine besondere und vorzügliche Liebe schuldig sey; und eine so allgemeine Uebereinstimmung hat daher allerdings ein grosses Gewichte. Ich trete daher denenjenigen gerne bey, welche die Freunde den Fremden vorziehen, wenn die Umstände darnach beschaffen sind, d. i. wenn ein Anverwandter eben so viele Verdienste als ein Fremder besitzet; und ich halte dafür, daß, wenn zwo Personen gleichnothdürftig sind, man sodann dem Anverwandten zuerst die Hände reichen müsse. Weiter aber erstreckt sich meine Orthodoxie nicht, und weiter darf dieselbe auch nicht gehen: indem die Vernunft befiehlet, denjenigen am meisten zu lieben, welcher am liebenswürdigsten ist; und die Gesetze der Dankbarkeit gebieten, viel eher denenjenigen Hülfe zu leisten, welche meine Wohlthäter gewesen sind, und mir viele Merkmahle ihrer Zuneigung gegeben haben, als solchen, welche sich auf nichts anders als auf eine Blutsfreundschaft berufen können, und ihren Anspruch einzig und allein darauf gründen, daß sie mit mir von einem Stamme entsprossen sind. Ich nehme indessen hiervon die Eltern und Kinder aus. Den erstern ist man Dank schuldig, und solche müssen demnach allen andern vorgezogen werden: Die letzten aber befiehlt

fiehlt mir das Gesetz der Natur vor allen andern zu lieben; weil man sieht, daß auch den unvernünftigen Creaturen eine innerliche Liebe zu ihren Jungen eingepflanzt worden. Wenn aber ein andrer Freund mit seinen Ansprüchen kommt, und mir folgenden Schluß vorlegt: Weil A mich gezeugt, und B, ein Bruder von A, dein Vater gewesen, so kann ich wegen der nahen Verwandtschaft gewisse Dinge als ein Recht fordern; so begreife ich diese Logik nicht, insonderheit, wenn keine andre Bewegungsgründe hinzu kommen. Eine solche Forderung erweckt gar öfters eine heftige Feindschaft unter den nächsten Anverwandten, und viele erweisen daher mit einem viel willigern Herzen Fremden, die ihnen dafür danken, als ihren Freunden gutes, die solches als eine Schuldigkeit ansehen; welches Wort doch niemahls anders, als in Absicht auf die Eltern und Kinder, Statt hat. Was die letztern anlangt, so erstreckt sich solches auch nicht weiter, als auf die Erziehung. Die ältesten bürgerlichen Gesetze haben solches ebenmäßig nicht anders verstanden: Denn die Testamente sind älter, als das Succeßionsrecht in die Verlassenschaft der verstorbenen Eltern. Das allerälteste römische Gesetz sagt ausdrücklich: Pater familias, vti legaſſit ſuper pecunia, tutelaue rei ſuae, ita ius eſto. Man sieht daraus, daß die Alten es für billig gehalten, daß ein jeder sein wohl erworbenes Gut nach freyem Willen demjenigen geben könne, dem er es am liebsten gönnte und darinn ist auch eine natürliche Billig-

ligkeit. Daß aber dieses nachhero verändert worden, und die Kinder ein Recht erhalten haben, gegen die Testamente ihrer Eltern zu protestiren, solches kommt bloß aus den bürgerlichen Gesetzen her. Ich setze dieses alles aber bey Seite, und behaupte, daß die Eltern und Kinder mit Recht einen Vorzug in diesem Stücke verdienen. Ich ziele bloß hiedurch auf andre Verwandte, deren Forderungen mir ungegründet zu seyn scheinen; und man kann hier mit Wahrheit sagen: Weil alle Menschen mit einander verwandt sind, so muß man bey vorkommenden Gelegenheiten nicht darauf sehen, wie nahe sie mit einander befreundet, sondern ob sie wegen ihrer Tugend und Verdienste eines Vorzuges werth sind: Folglich muß man fromme, tugendhafte und weise Menschen denenjenigen vorziehen, welche sich auf nichts anders berufen können, als daß sie von einem Stamme mit mir herkommen. Es ist hiermit, wie mit den Gliedern einer Societät, oder mit den Landskindern, beschaffen, welche zwar, bewandten Umständen nach, den Fremden vorgezogen werden müssen. Aber darinn irrt man sich, wenn man glaubt, daß man einen Mitbürger, bloß wegen des gemeinschaftlichen Vaterlandes, einem Fremden, der Tugend und Verdienste hat, vorziehen müsse: Man muß die besondere Freundschaft nicht so sehr ausdehnen, daß man dadurch dem gemeinen Wesen Schaden zufüget. Einige Moralisten, unter denen auch Mylord Shaftsbury in seinen Characteristiks befindlich ist, haben sich erkühnet,

die-

dieſes an der Sittenlehre Chriſti zu tadeln, daß ſolche nicht die groſſe und heldenmüthige Tugend, nämlich die Liebe zum Vaterlande, einſchärfe; da man doch in den alten philoſophiſchen Schriften ſo viele herrliche Ermunterungen zu derſelben anträfe. Aber eben dadurch legt ſich der Vorzug der chriſtlichen Moral vor der jüdiſchen und heidniſchen zu Tage. Die Liebe zum Vaterlande iſt zwar eine groſſe Tugend; weil der Wohlſtand und die Erhaltung einer Societät darauf beruhet. Man hatte aber vor Chriſti Zeiten ſchon ſo oft und ſo ſtark von der Liebe des Vaterlandes geredet, daß es keiner neuen Aufmunterung bedurfte. Dieſe Tugend war in einem ſolchen Grad ausgeübt, und ſo hoch getrieben worden, daß ſie endlich ein Fehler geworden war, und die allgemeine Menſchenliebe faſt gänzlich aufgehoben hatte, welche doch niemahls aus den Augen geſetzt werden muß, und eine Hauptlehre in der Moral Chriſti ausmacht. Die Juden hatten dieſe Pflicht ſo weit getrieben, daß daraus ein bittrer Haß gegen alle andre Menſchen entſtanden war, und ſie hielten es für eine Pflicht, keinem Fremden und ihrer Religion nicht ergebenen Wandersmann den Weg zu zeigen.

Non monſtrare viam, eadem niſi ſacra colenti.

Eine ſolche Miſantropie machte ſie bey allen andern Nationen verhaßt und lächerlich. Die Griechen und Römer trieben dieſe Lehre gleichfalls zu weit: Denn ſie übten dieſe Tugend mit einem ſolchen Ei-

fer

fer aus, daß sie in Absicht auf ihre Nebenmenschen alle Gesetze der Gerechtigkeit und Freundschaft unter die Füsse traten, und sich dergestalt in eine philosophische Pflicht vertieften, daß sie eine gesunde Philosophie, und das grosse Gebot der Natur ganz aus den Augen setzten, welches befiehlet, daß man gegen alle Menschen Liebe üben, und mitleidig seyn solle. Es bedürfte demnach die vor den Zeiten Christi gepredigte Lehre von der Liebe des Vaterlandes eher zurückgehalten als angespornet, eher verbessert, als von neuem angestammt zu werden. Christus, der grosse und rechte Lehrer, ward von GOtt zu den Menschen gesand, um die grossen Gesetze der Natur wieder einzuschärfen, welche von allen verabsäumet waren, und um den Sterblichen zu zeigen, daß man durch das Wort Nächster nicht nur die Mitbürger, sondern alle und jede Menschen verstehen müsse. Wollte GOtt, daß wir Christen der Lehre unsers grossen Mittlers und seiner Apostel in diesem Stücke nachgelebt hätten! Allein die Erfahrung und die Geschichte zeigen, daß der alte Sauerteig noch nicht ausgefegt worden, und daß die meisten so wol von der heidnischen Philosophie, wegen der Liebe zum Vaterlande, einen solchen Mißbrauch machen, als auch die so genannten heroischen Thaten der alten Griechen und Römer, in Absicht auf eben dieselbe Tugend, so übel auslegen, daß sie keine Vorzüge und Verdienste bey einem Fremden wahrnehmen können, sondern es vielmehr für eine Pflicht und für eine Tugend halten, diejenigen zu verfolgen, welche sich

ausserhalb ihrer Societät und Kirche befinden. Ich ziehe zwar auch überhaupt einen Mitbürger einem Fremden vor; weil die Stiftung und Erhaltung einer Societät solches erfordert. Ich halte aber auch zu gleicher Zeit dafür, daß man dieses nicht zu weit treiben, und daß die Liebe zu den Mitbürgern und Glaubensbrüdern keinen Haß und Abscheu gegen Fremde erwecken müsse. Man muß auch hierinn, wie in allen andern Dingen, Maaß halten. Ein anders ist es, gegen sein Vaterland kaltsinnig seyn; ein anders aber, aus Liebe zu demselben sündigen. Wie man an der einen Seite das Urtheil des Theodori mit Recht tadeln kann, der dafür hielt, daß ein weiser Mann sich keiner Gefahr aus Liebe zu seiner Vaterstadt unterwerfen müste; denn weil die meisten Einwohner unvernünftig wären, so handelte derjenige ungereimt, der sein Leben für Narren wagen wollte: So kann man an der andern Seite auch diejenigen tadeln, welche ihre Mitbürger so sehr lieben, daß sie darüber alle andre Menschen hassen. Meinem Bedünken nach muß man die Tugend und Redlichkeit lieben, wo man sie antrift, es mag in einem Welttheil seyn, worinn es will. Und wie ich daher einen wohlgesitteten Soldaten höher schätze, als einen unartigen Geistlichen, und einen tugendhaften Samariter einem gottlosen Leviten vorziehe; so halte ich lieber Freundschaft mit einem redlichen Juden, Heiden oder Türken, als mit einem Christen, welcher von dem Christenthum nichts weiter, als den bloßen Namen führet. Ich bin ꝛc.

Der neun und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie tadeln an mir, daß ich keine Hunde leiden kann, sondern die Katzen den Hunden vorziehe. Sie halten dieses für ganz unnatürlich, und glauben, daß kein Mensch hierinn meiner Meynung seyn würde. Es ist wahr, ich weiche auch hierinn, wie in vielen andern Dingen, von der allgemeinen Heerstraße ab, daraus aber folgt dennoch nicht, daß mein Geschmack in diesem Stücke unnatürlich ist. Denn dieses kann man allein von denenjenigen sagen, welche den gebahnten Weg verlassen, ohne davon eine hinlängliche Ursache anzugeben. Ich aber kann verschiedene Gründe anführen, wesfalls ich in diesem Stücke so und nicht anders denke, und wesfalls ich die Katzen den Hunden überhaupt vorziehe. Ich sage mit Bedacht überhaupt. Denn ich nehme gewisse Hunde, als die Jagd- und Viehhunde aus, welche ich wegen des Nutzens, den sie schaffen, allerdings wohl leiden mag. Allein der übrige Pöbel unter den Hunden, als die Mopsen, die Gassen- Stuben- und Schoßhunde, ꝛc. welche den größten Theil dieser Nation ausmachen, sind meinem Bedünken nach nur allein einem jeden zur

Last,

Last, und bringen nicht den geringsten Nutzen. Man darf nur zwischen diesen beyden vierbeinigten Creaturen, den Hunden und Katzen, eine Vergleichung anstellen, und die Eigenschaften einer jeden Nation untersuchen, so wird man mit leichter Mühe urtheilen können, ob ich in meinem Urtheil gefehlet oder nicht. Ein Hund wird seiner Treue halber gerühmet, und man hält ihn unter allen Thieren für den größten Freund der Menschen. Man mag aber so viele Historien hievon anführen, als man immer will, so merkt man doch leicht, daß diese Treue nicht beständig ist, und daß die Freundschaft lediglich auf dem Eigennutz beruhet. Dieses wissen sich die Diebe und Räuber sehr wohl zu Nutze zu machen. Denn dieselben sehen die Ketten- und Gassenhunde als eigennützige Freunde an, welche man durch ein Stück Brod zum Stillschweigen, und dahin bringen kann, daß sie Haus und Hof verrathen. Und daher hält man es auch weit sicherer, zur Verwahrung des Seinigen Schlösser zu brauchen, und andre Maaßregeln zu nehmen, als sich auf solche Schildwachen zu verlassen, welche keinen Versuchungen wiederstehen können. Einige sind zwar in diesem Stücke standhafter als andre, allein dieselben sind eben so selten, als die rechtschaffnen Weltweisen unter den Menschen anzutreffen. Eine Katze aber giebt sich nicht für redlich aus, und heuchelt niemanden. Ihre Gedanken sind allein auf ihre Amtsgeschäfte gerichtet, die darinn bestehen, daß sie das Haus, worinn sie sich aufhält, von dem Ungeziefer re ni-

get, welches sie sich iure belli zueignet, und dem Hausherrn deswegen so viel weniger zu unterhalten kostet. Wenn man die übrigen Eigenschaften dieser beyden Thiere mit einander in Vergleichung stellt, so ist der Hund gleichsam ein Harlekin in einem Hause, die Katze aber ist ein vernünftiger und ehrbarer Hausgenosse. Zwar sind die Katzen in ihrer Jugend auch dem Spielen sehr ergeben; daran ist aber bloß ihre Jugend schuld, je älter sie werden, desto ernsthafter werden sie auch, und man bemerket dergleichen an ihnen nachhero niemahls mehr. Die lustigen Auftritte, welche eine junge Katze vorstellet, bestehen nur bloß in Geberden und allerhand kurzweiligen Bewegungen. Ein Hund aber kann sich nicht bewegen, ohne zugleich zu lärmen und zu bellen. Was man aber auch von den guten Eigenschaften beyder Thiere sagen kann, so ist doch dieses eine unwiedersprechliche Wahrheit, daß ein Hund ein eben so unbequemes Hausgeräth, als die Katze in einem Hause nützlich ist. Denn, wenn ein Hund einmahl anschlägt, wenn es die Noth erfordert, so bellt er zu einer andern Zeit hundert mahl, und zwar so wol bey Tage als zu Nachtzeiten, wenn es nicht im geringsten nöthig ist. Ihnen, mein Herr, kann dieses sehr gleichgültig seyn, weil die gütige Natur ihnen einen so festen Schlaf verliehen, daß auch kein Canonschuß sie in ihrer Ruhe zu stöhren vermögend ist. Ich aber und andere, welche nicht so feste schlafen, finden unsre Rechnung gar nicht bey der ewigen und höchstwidrigen Musik dieser

zahmen

zahmen Wölfe, welche mich unaufhörlich des Tages, noch weit mehr aber des Nachts beunruhigen. Wenn meines Nachbars Kettenhund, der aus keiner andern Ursache bellet und lärmet, als daß er bellen und lärmen möge, nur einen einzigen Tag in der Woche, oder nur allein am Donnerstag Abend, schweigen wollte, so würde ich ihm sein andres Geschrey und Lärmen, welches er unaufhörlich treibt, gerne zu gute halten. Denn weil ich an diesem Abend aus dem musicalischen Collegio komme, und meine Ohren annoch mit den schönsten Stimmen angefüllet sind, so kann ich den Unterscheid der Musik gar zu deutlich merken. Einige finden einen Gefallen an dem Bellen der Hunde. Allein diejenigen, welche also urtheilen, haben Midas Ohren, und sind dem scythischen Feldherren ähnlich, der lieber das Wiehern der Pferde, als die angenehmste Musik, hören mochte. Man könnte sich endlich wohl in so weit zu dem Bellen der Hunde gewehnen, wenn solches zu rechter Zeit, und nicht anders geschähe, als wenn die Noth es erforderte. Allein sie bellen bloß, um zu bellen. Denn es mag ein Dieb des Nachts einbrechen, oder ein Bauer auf der allgemeinen Landstrasse des Tages fahren, so verfolgen sie den Wagen mit Bellen, und schreyen bis zum Dorfe hinaus. Ein ehrlicher Wandersmann muß daher durch die Dörfer bewafnet gehen, weil die Hunde auf dem Lande nach Art der Algierer, der Vitalianer und der Strauchräuber allein unter sich selbst Friede halten, sonst aber mit dem ganzen menschli-

chen Geschlecht Krieg führen. Kurz, die Munterkeit eines Hundes besteht lediglich in Bellen und heucheln, welches beydes gleich unangenehm, und so wol ärgerlich als schädlich ist. Alle Hunde sind dem Vielgeschrey in der Comödie ähnlich, welcher beständig aus keiner andern Ursache in Bewegung war, als nur um stets in Bewegung zu seyn. Eine Katze aber scheinet ihre Zeit müßig zuzubringen, und ist doch ein nützlicher Hausgenosse; wenn sie gleich nicht viel spricht, so denket sie doch desto mehr. Ein Hund kann mit einem solchen Bauren verglichen werden, welcher sich oft auf dem Hofe mit einem krummen Rücken und abgezogenen Hute sehen läßt. Eine Katze aber ist einem solchen Bauren ähnlich, welcher seine Abgaben richtig abführet, und sich sonst um den Hausherrn nicht sonderlich bekümmert. Die Hunde sind entweder groß oder klein. Die grossen Hunde, welche insgemein den wenigsten Nutzen leisten, kosten einem Herrn so viel zu unterhalten, als hundert Katzen, ja bisweilen fast eben so viel, als ein andrer Bedienter. Die kleinen Hunde aber sind vermögend, einen Eckel zu erwecken, weil sie wie Kinder in einem Hause gehalten werden, und manche Matrone ihre Gedanken mehr auf ihren Schooßhund, als auf ihre Kinder richtet. Wenn man nachdenkt, woher eine solche Liebe entstehet, so kann man keine andre Ursache ausfündig machen, als daß die Hunde sich, wie die Heuchler, die Freundschaft und Liebe von andern durch schmeicheln zu erwerben suchen. Auf solche Art gewinnet ein Schooßhund die Liebe

des

des Frauenzimmers, weil er beſtändig heuchelt, und zu erkennen giebt, daß er nicht leben könne, wo er nicht in ihrem Schoſſe ruhet. Ich meines theils kann keine andre Urſache ausfündig machen, wo man nicht ſagen will, daß die Geſtalt und Bildung der Hunde eine ſolche Zuneigung zu erwecken fähig iſt. Man darf aber nur einen Mops mit unpartheyiſchen Augen betrachten, der nun ſo ſehr in der Mode iſt, ſo wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, daß die ſo gerühmte Schönheit deſſelben in der bloſſen Einbildung beſtehet. Denn ein Mops hat ein Hottentottiſches Angeſicht, da im Gegentheil die Katze einen Löwen gleichet; weswegen auch die Mahometaner vorgeben, daß die erſte Katze durch die Naslöchern eines Löwen, der in der Arche Noä genieſet, zur Welt gekommen. Die Liebe zu den Hunden iſt ſo groß, daß ſolche beynahe bis zur Abgötterey getrieben wird. Man erzählt von einer franzöſiſchen Dame, daß dieſelbe aus Gram ins Kloſter gegangen, weil ſie ihren Hund eingebüſſet. Ich rathe ihnen demnach, mein Herr, daß ſie ihren Töchtern nicht erlauben, ſich gar zu viel mit Hunden abzugeben. Wie Cäſar, nach dem Bericht des Plutarchs, ſahe, daß einige vornehme Römer Hunde im Schoſſe liegen hatten, ſo fragte er ſie, ob ihre Weiber keine Kinder mehr zur Welt brächten. Τινες εν Ρωμη πλουσιοις κυνων τεκνα εν τοις κολποις περιφεροντας και αγαπωντας, ιδων ηρωτησεν, ει παιδια παρ' αυτοις ου τικτουσιν αι γυναικες. Ich bin ꝛc.

Der vierzigste Brief.

Mein Herr,

Die alten Weltweisen, denen das geoffenbahrte Wort Gottes nicht bekannt war, haben verschiedene seltsame Muthmassungen von der Schöpfung des Menschen gehegeet. Die gemeinste Meynung war diejenige, welche Diodorus Siculus anführet, und die hierinn bestehet: Wie die Erde annoch neu war, so entstunden auf deren äußersten Rinde durch die Wärme der Sonnen an verschiedenen Orten gewisse Erhöhungen und Knospen, welche durch den Thau der Nacht befeuchtet, und durch die Wärme des Tages erquickt wurden, bis der Saame, der darinn enthalten war, reif ward, und aus solchen Knospen hervorbrach, wodurch denn so wol die Menschen als die Thiere hervor gebracht wurden. Eine jede von diesen Creaturen suchte gleich das Element, welches ihr am bequemsten war. Die Vögel flogen in die Luft, die Fische verfügten sich in das Wasser, und andre Thiere nahmen ihre Wohnung auf der Erde. Endlich aber suchte sich eine jede Art mit einander zu paaren, wodurch denn ein jedes Thier sein Geschlecht fortgepflanzet. Es erhellet hieraus, daß man die Erde für unsre Mutter, die Sonne aber für unsern Vater gehalten, weil

weil die ersten Geschöpfe, so wie der Wachsthum der Kräuter und Bäume noch gegenwärtig geschiehet, durch eine solche Vereinigung, wie die alten Weltweisen glaubten, hervorgebracht worden. Um diese Muthmassung zu bestärken, pflegten sie dasjenige anzuführen, was von Aegypten erzählet wird, daß die Erde daselbst, nachdem sie durch den Nilstrom überschwemmet und fruchtbar gemacht worden, eine große Menge lebendiger Ratzen hervor bringet. Diese Meynung haben indessen doch verschiedene andre Weltweisen zu widerlegen gesuchet, und zu dem Ende behauptet, daß eine solche Schöpfung, wenn sie einmahl geschehen, auch öfterer geschehen müsse; wesfalls sie denn auch mit dem Argument nicht zufrieden seyn wollen, welches man von gewissen Weibern entlehnte, die in ihrem Leben nur einmehl gebähren, und eben so wenig den Grund angenommen, den man anführte, daß die Erde zu der Zeit neu gewesen, und damahls allein durch die Wärme der Sonnen einen solchen Saamen von sich geben können. Sie wendeten vielmehr dagegen ein; weil die Erfahrung zeige, daß die neugebohrnen Kinder ohne Beyhülfe von andern Leuten nicht erhalten werden könnten, so sey es nicht zu begreiffen, wie die Menschen nach ihrer damahligen Erzeugung sich sogleich selbst helfen, und den Ort ihres Aufenthalts suchen und einnehmen können. Die andre Parthey suchte ihren Satz zwar dadurch zu bestärken, daß die obenangeführten Knospen oder Eyer, wie die Brüste der Weiber, Milch von sich

geben, und dadurch den neugebohrnen Menschen zur Nahrung dienen können. Weil aber dennoch einige Jahre nöthig sind, ehe ein Kind einiger maßen so weit gebracht werden kann, daß es sich selbst zu helfen im stande ist, so verlohr dieses Argument dadurch völlig seine Kraft. Was das angeführte Exempel von den ägyptischen Ratzen betrift, so kann solches, wie sie sagten, auf falsche Berichte gegründet seyn. Vielleicht aber ist es damit also beschaffen, wie mit der Erzeugung verschiedener Fliegen, Würmer und andrer Insekten, von denen unsre Vorfahren geglaubet, daß sie aus der Erde und aus allerhand Unreinigkeiten erzeugt würden, wovon die Erfahrung doch nunmehro das Gegentheil bewiesen. Weil demnach einige andre alte Naturkündiger bemerket, daß die angeführte Meynung von der Erzeugung der Menschen aus der Erde nicht bestehen noch vertheidiget werden könnte, so haben sie sich bemühet, einen andern Ursprung ausfündig zu machen, obwol mit einem eben so schlechten Erfolge. Ich übergehe die vielen Meynungen, welche man davon aufgezeichnet findet, der Kürze halber, mit Stillschweigen. Ich will bloß die Muthmassung des Anaximanders anführen, welche hierinn bestehet. Weil ein Kind fremder Hülfe bedarf, so können die ersten Menschen, wie man vorgiebt, nicht aus der Erde entstanden seyn; sondern es müssen vielmehr gewisse Thiere dieselben erzeugt haben; welche sich mit Thieren andrer Art vermischet. aus welcher Vermischung vollkommnere Creaturen, als sie selbst

sind,

sind, erzeugt worden; daß man also den Menschen als einen Extract, oder als den Kern von verschiedenen Thieren ansehen kann, welche denn, und zwar ein jeder für die Erhaltung der Seinigen Sorge getragen. Aus dieser seltsamen Meynung fliesset, daß ein Politicus von einem Fuchse und von einer Schlange, ein Procurator von einem Papagoy und einer Alster, ein Grammaticus von einem Ziegenbock und einer Gans, ein Kriegsheld von einem Tieger und einer Löwin, ein Seemann von einem Dorsch und einer Auster, u. s. w. erzeugt worden. Ja meine Metamorphosin, oder die Verwandelung der Thiere in Menschen, wird auf solche Art ganz wahrscheinlich, und man kann solche eben so gut, als die Theogonie des Hesiodus, anführen. Die Meynung jenes Mannes in der Comödie von seiner wankelmüthigen Frau wird gleichfalls dadurch glaubwürdig, indem derselbe dafür hielte, daß seine Frau ein Extract von verschiedenen ehrbaren und flüchtigen Thieren sey. Ich bin ꝛc.

☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆

Der ein und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Man kann keinen größern Beweis von dem thörichten Hochmuthe der Menschen geben,

ben, als wenn dieselben sich die eitele Vorstellung machen, daß das unermeßliche Weltgebäude allein um ihrentwillen gemacht worden. Ein armer Bürger zu Athen bildete sich ehedem ein, daß alle Schiffe, welche in den Häfen der Stadt einliefen, ihm zugehörten, und man urtheilte mit recht daraus, daß es in seinem Kopfe nicht recht richtig seyn müste. Was soll man aber denn wohl von den Menschen urtheilen, welche in Absicht auf das große Weltgebäude nicht anders als einige elende und schwache Würmer angesehen werden können, die auf einen kleinen Klumpen herum kriechen, wenn dieselben sich einbilden, daß die unermeßliche Schöpfung bloß um ihrentwillen da sey. Man kann unsre Väter in diesem Stücke einiger maßen entschuldigen, weil dieselben keinen rechten Begrif von der Welt hatten, sondern meynten, daß die Erde den größten Theil der Schöpfung ausmachte, daß die Sonne wie Amak oder Salthom beschaffen sey, und daß die Sterne einige kleine Blumen wären, welche zum Zierrath an das Firmament gesetzet worden. Nachdem man aber die Sternkunde so sehr erweitert, und durch die Ferngläser eine weit richtigere Erkenntniß von allem erlanget, so ist man auch überzeuget worden, daß ein jeder Stern eine Sonne sey, und eine jede Sonne eine Million mahl größer als die Erde seyn könne. Wir sehen mit unsern Augen unzählige Sterne oder Welten, durch die Ferngläser aber entdecken wir noch unzählich mehrere, und dadurch wird die Schöpfung für uns unendlich,

ja

Digitized by Google

ja so groß, daß es fast der Vernunft unbegreiflich fällt, wie ein unendlich kleiner Raum, als den unsre Erde einnimmt, noch die Regierung Gottes auf sich ziehen könne, wenn wir uns nicht Gottes Unendlichkeit und Unermäßlichkeit vorstellen. Wenn jemand von diesem allen überzeuget ist, und nichts destoweniger noch den alten Irrthum heget, kann man von einem solchen Menschen wohl gelinder urtheilen, als von dem Don Quixot, welcher glaubte, daß alle Riesen der Welt, ja alles, was sich bewegte, bis auf die Windmühlen, eine Offensiv-Allianz gegen ihn geschlossen hätten. Das eine ist so lächerlich und ungereimt, als das andere. Bildet man sich nicht oft ein, daß Sonne, Mond und Sterne eine Veränderung leiden, und verfinstert werden, wegen geringer Begebenheiten, die sich auf unsrer Erdkugel zutragen, und daß die Cometen den Tod vornehmer und großer Leute, oder andre widrige Begebenheiten, verkündigen. Dergleichen thörichte Urtheile höret man nicht nur von dem gemeinen Pöbel, sondern man trift sie auch in den besten historischen Schriften an. Wie eben zu der Zeit, da der Cardinal Mazarin in den letzten Zügen lag, ein Comet erschien, so muste es heissen, daß dieser Comet den Tod gedachten Ministers anzeigte, wodurch der Cardinal selbst bewogen ward, zu den Umstehenden lächelnd zu sagen: Cette Comete me fait trop d' honneur. Vielleicht verleitet die Vergleichung, welche die Menschen zwischen sich und den unvernünftigen Thieren anstellen, die

ersteren

ersteren zu einem solchen thörichten Hochmuthe; indem sie sich, wenn sie die Thiere neben sich betrachten, mit größern Augen ansehen. Vielleicht aber hegen die Thiere, wenn sie ihren eigenen Zustand betrachten, (denn wer weiß, wie weit sich ihre Ueberlegungskraft erstrecket) eben so hohe Gedanken von sich selbst, und glauben, daß die Menschen um ihrentwillen erschaffen worden. Ich will nicht von den edelsten Thieren, als von den Löwen, Elephanten, Adlern, und dergleichen, reden, bey denen die Menschen, allem Vermuthen nach, sehr verächtlich sind. Ein Löwe kennet seine Stärke, und siehet oft, wie sich eine ganze Anzahl Menschen vor ihm verkriechet. Ein Elephant, der mit seinem Rüßel bisweilen ganze Glieder in einem feindlichen Kriegsheer zu Boden schlägt, muß nothwendig auf seine Gestalt und natürliche Kräfte stolz seyn. Ein Adler, ja ein jeder andrer Vogel, wenn er die Menschen so wohl als andre Thiere langsam auf der Erde fortkriechen siehet, betrachtet solche vielleicht auf eben dieselbe Art, als wie wir die Schnecken und Maulwürfe betrachten, und hält sich wegen seines Flugs für das herrlichste Geschöpf unter allen, und bildet sich ein, daß ihm die Herrschaft so wohl auf der Erde, als auf dem Meer, und in der Luft zugehöre. Ich will nur die geringsten Thiere in Erwegung ziehen. Ein Schwein z. E. welches für das verächtlichste unter allen Thieren gehalten wird, kann durch verschiedene Betrachtungen auf eben denselben Hochmuth verfallen. Es siehet, daß die Sonne alle

Morgen

Morgen aufgehet, es fühlet die Wärme derselben, und wird durch ihre Strahlen erquicket. Kann es sich denn auch nicht einbilden, daß diese tägliche Aufwartung bloß zu seinen Diensten veranstaltet worden? Es kann die Sorge, welche die Menschen zu seiner Nahrung anwenden, als eine Dienstbarkeit ansehen, und einen jeden Hirten für einen Bedienten halten, der bey einer Creatur ex gente porcia in Diensten stehet. Zwar könnte ein Schwein, wenn es ein andres Thier von seiner Art von den Menschen zur Schlachtbank ziehen siehet, daraus den Schluß machen, daß es den Menschen unterworfen sey. Vielleicht aber bildet sich dasselbe auch ein, daß dieses bloß von einem Streite herrühre, der zwischen andern Schweinen und den Schlächtern entstanden, und daß die Sache ihn nicht angehe: Denn man merkt nicht, daß jemahls ein Schwein durch eine solche Execution unruhig gemacht worden, oder dadurch in die geringste Furcht oder Bekümmerniß seines eigenen Lebens halber gerathen sollte. Es sind also solche Exempel ihnen und andern Thieren bey weiten nicht so fürchterlich, als den Menschen, welche desfalls in einer beständigen Furcht leben, und unglückliche Zufälle besorgen. Wollte man etwa sagen, daß man daraus die Unachtsamkeit der Thiere abnehmen könnte; so dienet dieses doch auch zu gleicher Zeit zu einem Beweise, daß die Thiere in diesem Stücke glücklicher als die Menschen sind, indem die Furcht wegen eines bevorstehenden Unglücks härter als das Unglück selbst ist. Gesetzt aber

auch,

auch, daß die Betrachtung der unvernünftigen Thiere fähig wäre, die Menschen zum Hochmuthe zu verleiten; so müssen dieselben doch nothwendig die hohen Gedanken fahren lassen, wenn sie das grosse und fast unendliche Weltgebäude betrachten, und ihre eigne Niedrigkeit und Unwürdigkeit damit in Vergleichung stellen. Daß aber die Menschen darauf nicht denken, solches erhellet nicht nur aus der Verachtung, womit sie die Thiere ansehen, sondern welche sie auch selbst gegen einander blicken lassen. Die grossen irdischen Monarchen bedenken nicht, daß sie mit den geringsten Hirten einerley Ursprung haben, eben wie dieselben auf die Welt gekommen, und auf gleiche Art auch wieder von dem Schauplatze dieser Erden abtreten werden. Ein Alexander, welcher die übrigen Menschen wie die geringsten Würmer ansiehet, muß sich von einem Seeräuber vorsagen lassen, daß kein andrer Unterscheid unter ihnen befindlich sey, als daß der eine eine Schifsflotte, der andre aber nur ein einziges Schif zu seinem Befehl habe; übrigens aber wären sie beyde Freybeuter. Die so genannten Reichen verachten die Armen, und der Adel glaubt vornehmer zu seyn als diejenigen, welche nur bürgerlichen Standes sind. Charles de Gonzague schrieb den Rittern seines neuen Ordens folgenden Eyd vor: **Ich schwere bey Gott, und meinem alten Adel.** Alles, worauf die Menschen stolz sind, ist nichts anders, als ein Schatten, welcher grösser als der Leib zu seyn scheinet, und doch, wenn man alles genau überle-

get

get, wie ein Rauch verschwindet. Alexander muste in seinen besten Jahren davon; und die grosse Macedonische Monarchie hatte zuletzt ein solches Ende, daß der letzte von seinen Nachfolgern, Perseus, ein Sklave ward, und dessen Sohn sich mit Schreiben in Rom ernährte. Lucianus vergleicht die Menschen mit den Wasserblasen von dem Schaum, den die Heftigkeit des Stroms verursachet, von denen einige klein sind, andre aber durch den Untergang der übrigen immer grösser werden, bis sie endlich selbst zerplatzen. Montagne sagt: „Es ist kein Wallfisch, kein Ele„phant, kein Crocodill, oder ein andres grosses „oder edles Thier nöthig, einen Menschen zu tödten. Ein viel geringeres Thier kann der Dictatur „und dem Regiment des Sylla ein Ende machen. „Das Leben eines grossen Siegers ist nur wie eine „Frühkost für eine Made anzusehen. Und gesetzt, „daß das Leben durch diesen oder jenen Zufall nicht „verkürzet wird, währt denn das Leben der Men„schen auch, wenn es am höchsten steigt, wohl „länger, als bis man eine Hand umwendet? Plinius sagt ganz recht: „Wenn wir von unserm „Leben die Zeit absondern, die der Schlaf zum „Tode macht, und die Gram und Bekümmerniß „noch ärger und betrübter als den Tod machen; so „kann man von einem betagten Manne sagen, daß „er nicht älter als ein Kind geworden.“ Und damit stimmt auch Martialis überein:

At noſtri bene computentur anni,
Et quantum tetricae tulerunt febres,
Aut languor grauis, aut mali dolores
A vita meliori ſeparentur,
Infantes ſumus, & ſenes videmur.

Ich bin ꝛc.

Der
zwey und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich bin Ihnen für das mir zugeſandte Buch gar ſehr verbunden, welches von den verſchiedenen Meynungen in allen Arten der Wiſſenſchaften handelt. Der Verfaſſer hat darinn viele Proben von ſeiner groſſen Beleſenheit gegeben, und die Schrift iſt überhaupt ſehr nützlich. Ich finde dieſes einzige nur daran auszuſetzen, daß der Verfaſſer auch in den allerwichtigſten und ſchwerſten Materien mit einer gar zu groſſen Dreiſtigkeit urtheilet, wodurch er zu erkennen giebt, daß er die meiſten Dinge nicht genau genug eingeſehen, in welchem Stücke er aber verdient entſchuldiget zu werden, weil man ſolches in einem Werke von ſolcher Weitläuftigkeit nicht erwarten kann. Ich könnte hiervon verſchiedene Beyſpiele anführen. Ich will es aber bloß bey dem einzigen Argument

gument bewenden lassen, wodurch er diejenigen zum Stillschweigen zu bringen gedenket, die an der Immaterialität der Seelen zweifeln. Ich übergehe dasjenige, was Locke und andre neuere Weltweisen hievon geschrieben haben, welche es für verwegen halten, daß man Gottes Allmacht einschränken, und behaupten wolle, daß es ihm unmöglich gewesen, eine unvergängliche Materie zu erschaffen. Ich will nur die Metaphysische Schwierigkeit berühren, welche von dem la Chambre und andern angeführet wird, und zeigen, wie unser Verfasser den Knoten aufzulösen gesucht hat. La Chambre urtheilet folgendergestalt hiervon. „Alles, was Gränzen hat, muß auch eine Ausdeh„nung haben. Wer da sagt, daß ein Ding ein„geschränkt ist, der sagt auch, daß dasselbe seine Ex„tremitäten habe. Man kann sich aber von einer „Extremität keine Vorstellung machen, wo nicht „eine Ausdehnung vorhanden ist, wodurch dieselbe „geendiget wird. Und gesetzt, daß diese Ausdeh„nung von einer andern Beschaffenheit ist, als die „Ausdehnung der Materie, so ist es doch eine Aus„dehnung.“ So urtheilet der la Chambre von dieser Sache, obwol die meisten Philosophen dafür halten, daß die Ausdehnung und Materie einerley sey, und man das eine ohne das andre nicht begreifen könne. La Chambre sagt ferner: „Die „Ausdehnung der Seelen geschiehet nur mit den „Gedanken. Sie kann nicht getheilet werden, „weil die Seele an und vor sich selbst untheilbar ist. „Weil die Geister sich von einem Orte zum andern

„und zwar auf eine solche Art bewegen, daß sie, „wenn sie, an einem Orte sind, nicht zu eben der„selben Zeit auch an einem andern Orte seyn kön„nen, so erhellet daraus, (seiner Meynung nach) „daß sie einige Ausdehnung haben müsten, und „weil sie einer Ausdehnung fähig sind, so müssen „sie auch Theile haben. Denn wie man sich von „einem Dinge, welches seine Gränzen hat, ohne „die Ausdehnung keinen Begrif machen kann, so „kann man sich eben so wenig eine Ausdehnung oh„ne Theile vorstellen, welche, wenn sie nicht würk„lich da sind, doch als Virtuales müssen zugelassen „werden. Wenn also die Seele eine Ausdehnung „hat, so muß diese Ausdehnung auch ihre Extre„mitäten haben, und diese müssen von einander „unterschieden seyn, denn sonst wäre es keine Aus„dehnung. Wenn man dieses nicht zugeben will, „so verwirret man alles mit einander. Das ober„ste würde zugleich das unterste, und das rechte, „das linke seyn. Daß man aber sagt, daß die „Seele untheilbar ist, solches rührt allein daher, „daß sie durch kein natürliches Mittel kann getheilet werden.“ So weit gehen die Gedanken und Sätze des la Chambre. Man sieht daraus, daß er der Seele eine Ausdehnung und gewisse Theile beylegt, ungeacheet er zu gleicher Zeit dafür hält, daß solche würklich nicht getheilet werden könne. Diese Meynung sucht der oben erwehnte Verfasser zu bestreiten, und er hat darinn Recht, daß die extensio virtualis, wie la Chambre sie nennet, etwas ist, das man nicht begreifen kann, weil eine

jede

jede Ausdehnung aus vielen Theilen bestehet, welche von einander unterschieden sind. Wenn er aber zeigen will, daß die Seele keine Ausdehnung oder Gränzen habe, so löset er dadurch den Knoten nicht auf. Denn er vermenget auf solche Art die Seele mit ihren Wirkungen, oder den Gedanken, und scheint zu erkennen zu geben, daß dieselbe keine Localbewegung oder einen gewissen Ort habe, wo sie sich aufhält. Denn, wenn ihm von andern der Einwurf gemacht wird, daß die Seele dem Leibe von einem Orte zum andern folge, mithin eine Localbewegung haben müsse; so antwortet er, daß dieses bloß der Leib sey, und daß derselbe allein eine solche Bewegung habe; welches aber unbegreiflich ist, wenn man gestehet, daß der Leib die Seele von einem Ort zum andern mit sich führe. Locke urtheilet folgendergestalt hiervon. „Niemand kann sich einbilden, daß wenn er in „London ist, seine Seele zu eben derselben Zeit zu „Cambridge denken, und den Leib bewegen könne. „Ein jeder merkt vielmehr, daß seine Seele, weil „sie mit dem Leibe vereiniget ist, beständig auf dem „Wege von Cambridge nach London von einem „Orte zum andern fortgebracht werde, wie der „Wagen oder das Pferd fortgehet, dessen man „sich bedienet. Wenn man auch dieses noch nicht „begreiffen will, so stelle man sich die Trennung „der Seelen von dem Leibe durch den Tod vor, um „von einer solchen Bewegung überzeugt zu wer„den.“ Aber auch diese Schwierigkeit hebt unser Verfasser leicht. Er fället auch hierinn das Ur-

theil mit seiner gewöhnlichen Dreistigkeit, und sagt, daß es der Leib allein sey, welcher fortgebracht werde, und vermischt solchergestalt die Seele mit den Wirkungen derselben, oder den Gedanken. Wenn man der Seele die Localbewegung abspricht, und behauptet, daß dieselbe kein πϖ oder Einschränkung habe, so legt man ihr eine Allgegenwart bey, welche Gott allein zukommt. Man widerspricht auch auf solche Art der Erfahrung. Ich habe dieses alles nicht zu dem Ende angeführet, um die Ausdehnung der Seele zu bekräftigen, oder dieselbe zur Materie zu machen, sondern bloß, um zu zeigen, daß noch andere und stärkere Gründe erfordert werden, die Meynung der Materialisten zu bestreiten. Unser Verfasser verfährt ein wenig zu schnell in seinen Urtheilen, und will entweder die Steine des Anstosses nicht sehen, die ihm im Wege liegen, oder er sieht sie auch würklich nicht. Je tiefer man eine Sache einsieht, desto mehrere Schwierigkeiten trift man an, und desto bescheidener lernt man von sich selbst und von seinen Kräften urtheilen. Der Unterscheid unter einem mäßigen und unter einem gründlichen Weltweisen besteht darinn, daß der erste alles, der letzte aber nichts zu wissen glaubt. Ich bin ꝛc.

Der

Der drey und vierzigste Brief.

Mein Herr,

In dem Briefe, welchen ich in dem abgewichenen Jahre an Sie abzulassen das Vergnügen hatte, erwehnte ich der Schwierigkeiten, welche uns bey den Seelen der Thiere aufstossen, und zeigte, daß solche den Carteſius veranlasset, alle Thiere zu Maschinen zu machen. Ich habe zu gleicher Zeit derjenigen Gründe Erwehnung gethan, womit man die Meynung des Carteſius angefochten, und auf welche Art dieselbe vertheidiget worden. Ich habe aber damals ein theologisches Argument anzuführen vergessen, dessen sich seine Freunde bedienen, und welches hierinn bestehet: „Wenn die Thiere Leben und „Empfindung haben, so streitet das Böse, was „sie leiden, und der Schmerz, den sie fühlen, „wider die Gerechtigkeit Gottes. Denn es stehet „fest, daß kein Unschuldiger unter einem so gerech„ten Richter, als Gott ist, leiden kann. Die „Strafe folgt allein auf die Sünde; die Thiere „aber können nicht sündigen, weil sie keinen freyen „Willen haben. Aus dieser Ursache haben einige „Hospitäler für die Thiere, nicht aber für die „Menschen aufgerichtet; weil die Menschen,

„wenn sie unglücklich sind, solches als eine Stra-
„fe ihrer Untugenden und Missethaten anzusehen
„haben. Dieses aber kann von den Thieren nicht
„gesagt werden, weil sie nicht sündigen“ Durch dieses Argument lassen sich zwar einige Jansenisten nicht anfechten, weil sie dafür halten, daß solches nicht mit der Gerechtigkeit Gottes streite; indem sie den Menschen selbst keinen freyen Willen zustehen, und doch behaupten, daß die Menschen sündigen, und gestraft zu werden verdienen. Andre aber bemerken hierbey eine Schwierigkeit, welche nicht so leicht kann gehoben werden, und daher haben einige unter ihnen den Thieren Vernunft und Ueberlegung eingeräumet. Philo hat ein eignes Buch geschrieben, um dieses zu beweisen. Pormenides, Empedocles, Democritus und Anaxagoras haben eben dieselben Gedanken geheeget, und Plato hat gleichfalls den Thieren eine vernünftige Seele beygeleget. Ja einige von den alten Kirchenvätern selbst sind dieser Meynung beygethan. Lactantius sagt: „Wenn die Seelen
„der Thiere nicht so vollkommen sind, als die See-
„len der Menschen, so kommen sie ihnen doch nahe.
Und Augustinus läßt sich hierüber noch deutlicher heraus. Allem Vermuthen nach haben einige Kirchenväter diese Meynung deswegen angenommen, um das Leiden der Thiere mit der Gerechtigkeit Gottes zu vereinbaren; und vielleicht vertheidigen einige Gelehrte unsrer Zeiten ein gleiches aus eben derselben Ursache. Denn es heißt bey ihnen, was der Dichter sagt:

L'in-

L'innocence jamais ne connoit le Malheur,
Le crime à sur la terre amené la douleur.

Weil aber dennoch gegen die Vernunft und den freyen Willen der Thiere viele und wichtige Einwendungen gemacht werden; so hat Carteſius den Thieren alles Leben und alle Empfindung abgeſprochen, und zwar, um theils ihre Bewegungen nicht mit den Seelen der Menſchen zu vermengen, theils auch um den Einwurf zu begegnen, der daher wider die Gerechtigkeit Gottes kann entlehnt werden. Er hat indeſſen dieſe Lehre doch nicht zuerſt aufgebracht: Denn verſchiedene von den Alten, unter denen auch Ariſtoteles befindlich iſt, haben bereits die Thiere zu bloßen Maſchinen gemacht; und unter den neuern hat der bekannte ſpaniſche Arzt, Gomerius Pereira, eben dieſelbe Meynung vertheidiget, welche nachher von dem Carteſius erneuert, und weitläuftiger ausgeführt worden. Einige meynen, es ſey nicht nöthig, auf einen ſolchen paradoxen Satz zu fallen, und die Schwierigkeit auf eine ſolche Art zu heben. Sie meynen, das bloße Gefühl könne kein Leiden verurſachen, wo daſſelbe nicht durch die Vernunft und Ueberlegung begleitet werde; ſo wie niemand könne glückſelig genannt werden, der ſein Glück nicht zu erkennen wiſſe. Weil nun die Thiere weder vorausſehen, noch urtheilen oder denken könnten, ſo könne man dieſelben auch weder glücklich noch unglücklich nennen. Ich überlaſſe es andern, hierüber zu urtheilen. Ich meines Theils kann

die Sache nicht anders begreifen, als daß die Thiere allerdings leiden, insonderheit, wenn die Schmerzen lange anhalten. Denn man bemerkt bey ihnen eben dieselben Kennzeichen, welche die Menschen bey ihrem Leiden von sich geben, und aus dieser Ursache ist in verschiedenen Gesetzen denjenigen eine Strafe zuerkannt, welche die Thiere vorsetzlich quälen. Das theologische Argument erstreckt sich, meinem Bedünken nach, zu weit. Denn da die Thiere keine Erkenntniß von Gott haben, und auch nicht haben können, so kann man die Thiere nicht in der Maaße, wie die Menschen, für Unterthanen Gottes halten. Und daher ist dieses Argument, welches gegen die Gerechtigkeit Gottes gemacht wird, von keinem Gewichte. Ich bin ꝛc.

Der
vier und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie gestehen in ihrem leztern Schreiben die Schwierigkeiten, welche man allenthalben antrift, wenn man von dem Leben der Thiere urtheilet. Denn man mag entweder die Thiere für Maschinen ohne Leib und Seele halten, oder man mag ihnen Seelen beylegen, die nicht

mate-

materiell sind, so stellt man sich sehr gefährlichen Einwürfen bloß, man mag auch eine Meynung annehmen, welche man immer will. Sie werfen die Frage auf, ob man nicht einen Mittelweg ausfündig machen könne, um solche Abwege zu vermeiden? Einige Philosophen haben dieses versucht; und einige glauben es gefunden zu haben. Ich will mir die Freyheit nehmen, ihnen dasjenige mitzutheilen, was ein neuer Schriftsteller davon zu unsern Zeiten geurtheilet hat. Er sagt: „Die Thiere haben Leben und Empfindung, wie „die Menschen. Einige von ihnen haben auch feinere Organa als wir. Bey den Thieren ist das „allein die Materie, welche die Eindrücke annimmt. Bey den Menschen aber findet sich eine „Vernunft, welche alle die zerstreuten Eindrücke „vereiniget, und dadurch die Gedanken und die „Ueberlegung erzeuget. Bey den Thieren erwecken die Eindrücke eine Empfindung, aber nichts „mehr. Eine solche Empfindung, weil sie materiell ist, ist nicht einfach, sondern zusammengesetzt, und kann sich also viele Dinge auf einmal „vorstellen. Es ist hiermit, wie mit dem Auge beschaffen, welches, weil es körperlich ist, viele „verschiedene Dinge auf einmal siehet. Die „Seele des Menschen aber, weil sie einfach ist, „kann nicht verschiedene Gedanken auf einmal haben. Das Fühlen ist in gewisse bekannte Gränzen, so wie der Leib, und alles was materiell ist, „eingeschränkt. Der Unterscheid unter dem Leben der Thiere und der Seele oder den Gedanken

des

„des Menschen, erhellet aus folgenden: Die See„le der Menschen wird durch Ueberlegung und „Nachdenken geleitet, sie bemühet sich, ihre Er„kenntniß zu erweitern, und strebet nach einem ge„wissen Ziel, nämlich nach der Glückseligkeit. „Die Thiere aber, ungeachtet sie feinere und stär„kere Sinnen haben, so gehen sie doch nicht weiter, „sondern bleiben in ihrer natürlichen Sphäre, z. „E. eine Spinne bleibt bey ihrem Gewebe, eine „Ameise bey ihrem gewöhnlichen öconomischen „Fleiße, eine Biene bey ihrem Honig, und ein „Castor bey seinem Hausbau ꝛc. Dieses Princi„pium von dem Leben und Gefühl, weil es bloß „materiell ist, so vergehet es mit der Materie, so „wie das Feuer verlöschet, wenn es keine Nahrung „hat.“ So urtheilet dieser Schriftsteller, und meynet dadurch einen Mittelweg ausgefunden zu haben, den man sicher annehmen könne. Weil aber der Schluß nothwendig also ausfallen muß, daß die Thiere keine Maschinen sind, und doch nichts als cörperliche Seelen haben, so widerleget er niemand als sich selbst, weil kein Mittel zwischen der Materie und dem Geiste vorhanden ist. Denn Hartsoekers Materia subtilissima, und anderer ihr vis activa, sind nur bloße Wörter, die nichts bedeuten, und eben so viel sagen wollen, als des Carteſii seine Materia subtilis. Man muß sich wundern, daß der Verfasser, der sonst überall ein rechter Orthodox in der Philosophie seyn will, hier der Materie eine solche Kraft beyleget, als bey den Thieren gefunden wird. Denn daraus

aus fliesset die gefährliche Folge, daß die Menschen auch Automata oder Maschinen seyn können, und der Unterscheid bestehet solchergestalt allein darinn, daß die Leiber der letzten künstlicher als der ersten organisiret sind. Cudworths natura plastica und Grews natura vitalis haben eben dieselben Schwierigkeiten bey sich. Man thut also am besten, wenn man in diesem Stücke behutsam zu Werke gehet, und bey solchen Umständen ein Geheimniß annimmt, welches auch die vernünftigsten Metaphysici gethan haben. Ich bin ꝛc.

✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

Der
fünf und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ihr Collegium politicum auf dem Lande sich annoch wöchentlich versammle, und daß am nächst bevorstehenden Donnerstag verschiedene eingegebene Vorschläge in der Societät sollen untersuchet werden, welche die Ausbreitung der schönen Wissenschaften, insonderheit aber die Nahrung der Buchhändler, betreffen. Sie haben mir vier von diesen Vorschlägen zur Untersuchung zugeschickt, und verlangen von mir zu wissen, welchen unter allen ich für den nützlichsten und besten halte.

Mir

Mir gefällt keiner von allen, indem sie durchgehends mehr dahin abzielen, denen Skribenten Ruhm und einen eitelen Namen zu verschaffen, als die Nahrung armer und ehrlicher Buchhändler zu befördern. Ich nehme mir daher die Freyheit, meine unvorgreiflichen Gedanken der politischen Societät vorzulegen, und solche ihrem Urtheil zu unterwerfen. Ich finde vorläufig vor allen Dingen unumgänglich nöthig, die Decanate und Approbationen der Schriften gänzlich abzuschaffen. Es ist nicht zu beschreiben, wie viel Unglück das Wort Imprimatur, welches auf das erste Blatt der Bücher gesetzt wird, verursachet, und was für einen Nachtheil dasselbe der Nahrung der Buchhändler zugezogen, indem dadurch unzählige nützliche Schriften in der Geburt ersticket werden. Ich verstehe unter den nützlichen Büchern diejenigen, welche die Buchhändler in Bewegung setzen, die ihren Handel ausbreiten, und ihre Küche versorgen, nicht aber solche, welche bloß allein auf eine eitele Gelehrsamkeit abzielen, die der gemeine Mann, der doch die Stärke des Landes ausmacht, nicht verstehet, und die deswegen insgemein zum größten Schaden des Buchhändlers aufgelegt werden, und endlich in den Buchläden verschimmeln. Die Welt ist gegenwärtig ohne dem schon so gelehrt, daß sie fast vor Gelehrsamkeit bersten möchte. Und daher haben Bürgermeister und Rath an verschiedenen Orten auch bereits die weise Verfügung getroffen, daß die Gelehrsamkeit sich nicht weiter ausbreiten kann, wor-

worinn sie den klugen Aerzten nachahmen, die ihren Kranken anrathen zu fasten, wenn sie merken, daß sie sich mit Essen und Trinken überladen haben. Meinem Bedünken nach muß man demnach zu allererst, und hauptsächlich darauf bedacht seyn, daß die gebräuchlichen Censuren und Approbationen der Schriften gänzlich abgeschaft werden; und daß man die Direction über die neuen Bücher der hohen Schule abnehme, und solche den Buchhändlern allein übergebe, die am besten aus der Erfahrung urtheilen können, welche Schriften den Handel in Flor zu bringen, und ihre Nahrung sowol als die Nahrung der Papiermüller zu befördern vermögend sind. Denn weil die Welt mit so vielen gelehrten Werken bereits überhäuft ist, daß man keiner neuen mehr bedarf, so muß die Absicht des Bücherschreibens hinführo einzig und allein auf die Beförderung des Gewerbes und der Nahrung gerichtet seyn. Die Mitglieder ihrer politischen Gesellschaft wissen es am allerbesten, daß die Erweiterung des Handels die Stärke eines Landes ist, und daß es die Nothwendigkeit in einer Republik erfordert, daß so viele Buchhändler mit ihren Frauen und lieben Kindern wegen Mangel der Nahrung keine Noth leiden, und die Papiermühle, diese ansehnliche Manufacturen, nicht stille stehen mögen; welches aber zu befürchten ist, falls man diesem Uebel nicht beyzeiten vorbeuget. Dieses aber kann geschehen, wenn die Anstalt also getroffen wird, daß die Gelehrten, welche bisher aus bloßer Ruhmbegierde

Bü-

Bücher geschrieben, hinführo für einen billigen Preis Secretairs und Schreiber bey den Buchhändlern abgeben, und in Zukunft nicht mehr schreiben, was sie selbst wollen, sondern was ihre Principalen für gut finden, und zur Beförderung des Handels am zuträglichsten erachten. Es ist zwar damit bereits an verschiedenen Orten ein guter Anfang gemacht; allein die Sache ist doch noch nicht durchgehends dahin gediehen, wie man wohl gewünschet hat. Hiernächst wünschte ich auch, um zu verhindern, daß ein Buchhändler dem andern seine Nahrung nicht verderbe, daß ihre politische Gesellschaft darauf bedacht seyn möchte, wie diesem Unheil am besten könnte vorgebeuget werden. Meinem Bedünken nach könnte dieses auf keine bessere und bequemere Art geschehen, als wenn man der Brauerzunft nachahmte, und wie bey den Brauern niemand eher wieder brauen darf, bis ihn die Ordnung getroffen, also auch den Buchhändlern nicht erlaubt würde, wieder ein neues Buch drucken zu lassen, bis die Reihe wieder an sie käme. Wie eine solche Ordnung aber am besten einzurichten seyn möchte, solches überlasse ich dem Gutdünken der dortigen politischen Gesellschaft, die dergleichen Sachen weit tiefer und genauer einsiehet, als ich und andere, die wir in grossen Städten wohnen. Die Erfindung mit den Pränumerationen ist vortreflich, und es wäre zu wünschen, daß man den Namen desjenigen in Erfahrung bringen könnte, der dieses Mittel, ein Buch abzusetzen, zuerst eingeführet, um demselben

ben eine Ehrensäule aufzurichten: Denn dadurch wird der Handel, welcher vorher zweifelhaft und ungewiß war, gewiß und sicher. Wenn ein Buchhändler sich hinlänglich mit Pränumerationen versehen, so kann er über alle partheyische Richter, über alle Journalisten und Urtheile lachen; weil es nun nicht mehr in deren Macht stehet, ein Buch in Verachtung zu bringen, oder eine Schrift zu Maculatur zu machen. Denn wie ein Schiffer zu dem Sturme sagen kann, wenn er sein Schiff in den Hafen geführet: **Rase nun so viel als du willst, ich befinde mich bereits mit meinem Schiffe in Sicherheit**; so kann auch ein Verleger zu den Journalisten sagen: **Nun steht es euch frey, euer Urtheil nach eurem eignen Belieben abzufassen; das Buch ist schon bebezahlt.** Sibilet orbis literatus, egomet mihi plaudo. Das einzige, was mir hierbey nicht gefällt, besteht darinn, daß sich die meisten nur noch den halben Theil der Pränumeration voraus bezahlen lassen: Denn dadurch geschiehet es, daß viele Bücherfeinde sich nicht bequemen wollen, die annoch rückständige Hälfte nachzubezahlen, sondern lieber die bereits halb erlegte Pränumeration fahren lassen; wovon man viel betrübte und ärgerliche Exempel hat. Es ist daher, meinem Bedünken nach, am rathsamsten, sich gleich die ganze Summe bezahlen zu lassen, so ist man ausser aller Gefahr, und der Buchhandel wird dadurch zu einer der stärksten und sichersten Handlungen in einem ganzen Lande. Es ist genug, wenn man

anzeigt, wie stark ein Buch werden wird, und daß man redlich hält, was man darinn zu liefern versprochen. Und weil sehr viel darauf ankommt, wie der Titel eines Buchs eingerichtet ist, indem der Titel öfters das ganze Buch verkauft; so müssen unsre Verleger einen fleißigen Briefwechsel mit den Buchhändlern in dem heiligen römischen Reiche unterhalten, als welche bisher am glücklichsten gewesen, bequeme Titel zu den Büchern zu erdenken. Denn ungeachter solche Titel bisweilen mit der Materie nicht im geringsten übereinkommen, so stimmen sie doch stets mit der Hoffnung überein, welche man sich von dem Absatz eines Buches machet, welches meines Erachtens hinlänglich ist; wenn die Absicht, welche die Handlung befördert, nur dadurch erreicht wird. Wenn der Wagen nicht laufen will, so muß man denselben schmieren. Die Titel der Bücher haben eben dieselbe Wirkung, wie der Theer bey den Rädern. Jene machen, daß eine Schrift verkauft wird, und dieser bringet den Wagen desto geschwinder fort. Die Skribenten in unsern Lande haben in diesem Stücke bisher sehr wenige Fähigkeit blicken lassen. Denn, wenn man einige wenige Titel ausnimmt, als: „Ein neues Fell über Merians Trommel. „Biblische Stuben-Uhr. Eines frommen Chri„sten Schlafmütze, von kräftigen Sprüchen der „heiligen Schrift zusammen genähet. Blutro„ther Niedergang der Sonnen Die Taube in „der Felsenhöhle. Zeigefinger der Ewigkeit. „Lustessen. Kinder und Eltern Confect. Die

„vier Töchter des Teufels. Catechetische Milch. „Catechetischer Postbothe und Briefträger," und andre dergleichen sinnreiche Titel, so sind die übrigen nur trocken und mager. Man muß zugleich auch Achtung geben, daß der Titel die ganze erste Seite der Schrift einnehmen möge, damit man daraus nicht nur sehen könne, was in der Schrift enthalten ist, sondern auch, was man nicht darinn suchen darf. Wenn andre Kaufleute ihnen dieses etwa vorwerfen und sagen sollten, daß sie auf solche Art falsche Waare verkauften, so können sie solche am besten widerlegen, wenn sie dieselben auf ihr eignes Exempel zurück weisen. Denn kein Krämer trägt Bedenken, Laken, welches im Lande fabricirt worden, für englisch Tuch auszugeben, und kein Uhrmacher macht sich ein Gewissen daraus, London auf eine Uhr zu setzen, welche er in Copenhagen verfertiget. Ein solcher Skrupel ist nichts als eine blosse Pedanterey, und wird von allen vernünftigen Leuten dafür angesehen. Viele von den Schriften des berühmten Phönirberg würden noch unverkauft seyn, und von Staub und Würmern verzehret werden, wenn die Seltenheit der Titel nicht ihren Absatz befördert. Die sogenannte verkehrte Avise, welches eine vortrefliche Schrift ist, würde vielleicht eben dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn man ihr nicht diesen sonderbaren Titel gegeben. Wir fühlen itzo den Verlust dieses berühmten Mannes. Denn die Kunst, seltsame Titel zu machen, ist mit ihm zu Grabe gegangen. Wo wir ja

noch jemand in Copenhagen haben, der es verſteht, ſeine Arbeit durch vortheilhafte, glänzende und in die Augen fallende Titel anzupreiſen, ſo iſt es der Herr **Drubin**. Denn man darf nur ſeine Anzeigen leſen, welche er wöchentlich denen Zeitungen einverleiben läßt, ſo wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, daß er eben ein ſo geſchickter Skribent als Perükmacher iſt, und ich trage daher kein Bedenken, ihn unter die Schriftſteller unſrer Zeiten zu rechnen. Unſre Buchhändler müſſen daher nothwendig mit denen benachbarten Buchhändlern, die in dieſer Kunſt vortreflich ſind, einen fleißigen Briefwechſel unterhalten, und ſie würden wohl thun, wenn ſie ihre jungen Söhne bey Zeiten in dem römiſchen Reiche herum reiſen lieſen, um ein Magazin von raren und prächtigen Titeln zu ſammlen. Das Geld, welches ſie hierauf verwendeten, würde reichlich Zinſen tragen. Wie viele brave Leute treten nicht ferne Reiſen nach weitentlegenen Ländern an, bloß um alte Inſchriften zu ſammlen, die vor den Häuſern aufgeſtellten Schilder abzuſchreiben, und ihre Stammbücher mit dem Namen gelehrter Männer und lateiniſchen Glückwünſchen anzufüllen. Dieſes alles hat zwar ſeinen Nutzen, es iſt aber wie nichts gegen den Vortheil zu rechnen, den das oben angeführte Studium Titulographicum bey ſich führet. Stellen ſie dieſes alles der politiſchen Geſellſchaft vor, jedoch ohne Anführung meines Namens. Ich verlange deswegen keinen Ruhm und keine Belohnung. Mir iſt es einerley, durch welch

welche Mittel eine Sache zu stande kommt, wenn nur der Nutzen des gemeinen Wesens dadurch befördert wird. Ich bitte schließlich, mich allen politischen Brüdern bestens zu empfehlen, und bin ꝛc.

Der sechs und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu vernehmen, ob die Liebe oder der Ehrgeitz die stärkste Leidenschaft zu nennen sey. Die Frage ist schwer zu beantworten, und die Moralisten sind selbst in diesem Stücke nicht einig. Montagne urtheilet folgendergestalt hiervon. „Verschiedene große Helden, als Marcus Antonius, und „andre, haben die Liebe der Hoheit und Ehre vorgezogen. Ich glaube aber doch, wenn Ehrbegierde und Liebe in gleichem Grad bey einem „Menschen befindlich sind, und auf einmahl zusammen kommen, daß dennoch die letztere der ersten weichen, und der Ehrgeitz über die Liebe siegen würde.“ Ob Montagne in diesem Stücke richtig geurtheilet, solches lasse ich andern zu ihrer Beurtheilung über. Man bemerkt von beyden Leidenschaften erstaunliche Wirkungen, und zwar in einem gleichen Grad, und die Exempel, welche

che man davon hat, dienen also nur bloß dazu, einen noch mehr zu verwirren. Findet man an der einen Seite einen Antonius, welcher der Liebe wegen Namen und Ruhm aufopfert, so findet man an der andern Seite einen Mahometh, der mit eigner Hand ein schönes griechisches Frauenzimmer ermordet, worinn er sich verliebt hatte, damit die Liebe seinem Ehrgeitz keine Hinderniß in den Weg legen möchte. Und gesetzt, daß man an der Wahrheit der Geschichte zweifeln wollte, weil Chalcondylas und andre türkische Chroniken davon nichts gedenken, so findet man doch viele andre Exempel, welche eben dasselbe bestätigen. Beyde Leidenschaften können demnach gleich verzweifelte Wirkungen haben. Nur ist unter ihnen dieser Unterschied zu machen, daß die Liebe, ungeachtet sie eben dasselbe auf ihre Art ausrichten kann, was der Ehrgeitz auszurichten vermögend ist, dennoch nicht so gefährlich ist. Denn die Liebe ist eine Schwachheit, welche geheilet, und durch die Länge der Zeit entkräftet werden kann. Der Ehrgeitz aber nimmt immer zu. Durch die Abwesenheit und Entfernung wird die Liebe oftmahls kalt, und so wohl die Arbeit als das Fasten können dieselbe gleichfalls mindern. Es trift hier ein, was der französische Dichter sagt:

Le travail est l'enfant du crime
Et le Pere de la vertu.

d. i. Die Arbeit und Mühe ist ein Kind der Sünde, (nämlich Adams) und ein Vater der Tugend; indem

indem die Liebe und verschiedene andre Leidenschaften durch die Arbeit vertrieben werden. Die Arzney ist bewährt, und das Sprüchwort richtig: Sine Cerere et Baccho friget Venus. Der Ehrgeiz aber ist eine solche Leidenschaft, welche sich weder durch Arbeiten noch durch Fasten vertreiben läßt. Es ist aber bey allen Leidenschaften zu merken, welches ich auch bereits in meinem andern Schriften angeführet, daß man dieselben mehr zu mäßigen, als zu unterdrücken, suchen müsse. Man kann sich keinen Menschen ohne Leidenschaften vorstellen: Man findet dieselben sowol bey Weisen, als bey Thoren. Die letztern lassen ihnen den Zügel; ein Weiser aber sucht dasjenige zu mäßigen, was er nicht ganz ausrotten kann noch muß. Ein kluger Mann hemmt die Leidenschaften, und sucht den Neid in eine löbliche Nachahmung, die Kühnheit in Tapferkeit, die Furcht in Vorsichtigkeit, den Geitz in eine vernünftige Haushaltung, und den Zorn in eine Liebe zur Gerechtigkeit, zu verwandeln. Deswegen verlangt Plato eine zürnende Obrigkeit, und die heilige Schrift sagt: **Zürnet, aber sündiget nicht.** Dieses ist zwar nicht in einem Augenblick möglich zu machen: Denn der Wille, wie gut derselbe auch beschaffen seyn mag, so ist er dennoch nicht vermögend, den Ausbruch einer Leidenschaft auf einmahl zu hemmen. Desfalls hält man auch die ersten Bewegungen für unschuldig; indem der erste Eindruck, den die vorkommenden Umstände in uns erregen, nicht in unsrer Macht stehet.

Die Maschine unsers Körpers ist also beschaffen, daß auch darinn anscheinende Leidenschaften könnten hervorgebracht werden, wenn auch gleich keine Seele vorhanden wäre. Aus diesem Grunde legt auch Cartesius den Thieren eine solche Bewegung bey, ungeachtet er solche für Maschinen hält. Der erste Ausbruch einer Leidenschaft ist also auf keine Weise strafbar, und kann eben so wenig gehindert werden, als daß das Pulver nicht losbrennen sollte, wenn das Feuer sich demselben nähert. Die Leidenschaften werden erstlich alsdenn strafbar, wenn der Wille sich mit der Länge der Zeit ihnen nicht widersetzt, sondern ihnen den freyen Lauf lässet. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ein alter Dichter hat ehedem gesagt:

Nulla fides pietasque viris, qui castra sequuntur.

Weil es aber den Poeten erlaubt ist, so viele Unwahrheiten zu sagen, als sie nur immer wollen, so kehrt sich niemand sonderlich an ihre Aussprüche. Die Erfahrung zeiget, daß kein Urtheil unbilliger ist, als dasjenige, was der Dichter hier von dem Soldatenstande fället: Denn man darf nur in den

Ge-

Geschichten ein wenig erfahren seyn, so wird man ein grosses Register von solchen Kriegshelden antreffen, welche sich durch eine strenge Tugend vor allen andern Menschen hervorgethan. Einige haben sich darüber gewundert, daß ich in meinen Vergleichungen grosser Helden und anderer berühmten Männer den Epaminondas und Socrates zusammen gesetzet. Ich kann aber mit Wahrheit sagen, daß ich in der ganzen Historie keinen würdiger gefunden, um diesem grossen Weltweisen an die Seite gesetzet zu werden. Er war zu seinen Zeiten der größte Feldherr, und besaß zu gleicher Zeit auch die edelste Seele. Ich will hier nicht von neuen ein Herold seines Ruhms werden, da ich solches schon an dem angeführten Orte gewesen bin. Das vorige Jahrhundert zeigt uns ein gleiches Beyspiel an dem französischen Feldherrn Turenne, welcher sowol wegen seiner Tapferkeit, als wegen seiner ausnehmenden Tugend, ein Epaminondas unsrer Zeiten genannt zu werden verdienet. Sein ganzes Leben ist eine Kette der vortreflichsten und nachahmungswürdigsten Exempel. Ich will davon nur einige wenige anführen, welche uns der Herr Ramsai in dem Leben des Turenne erzählet. Wie seine Soldaten im Jahr 1637 ein Frauenzimmer von einer ausbündig grossen Schönheit gefangen hatten, so brachten sie dasselbe als eine kostbare Beute ihrem Anführer. Turenne war damals nur 26 Jahr alt, und also gewiß nicht ohne Empfindung. Er stellte sich aber, als wenn er nicht verstünde, was seine Soldaten da-

mit sagen wollten, und rühmte daher ihr gesittetes Wesen, daß sie dieses Frauenzimmer wider die Gewalt ihrer Mitbrüder beschützet. Er ließ hierauf sogleich den Ehemann dieses Frauenzimmers holen, und überlieferte demselben seine Frau mit diesen Worten: Sehet, da ist eure Frau, deren Ehre meine braven Soldaten gerettet. Er übertraf dadurch noch den Scipio: Denn Turenne bezeugte durch diese Aufführung nicht nur sein Mitleiden, und daß er seine Leidenschaften zu bändigen gelernet hatte, sondern legte auch seinen Soldaten die Ehre bey, die ihm selbst zukam. Wie im Jahr 1673 eine grosse und reiche Stadt die Nachricht erhielte, daß er sein Kriegsheer durch ihre Gebiete führen würde, so bot sie ihm hunderttausend Reichsthaler an, wenn er einen andern Weg nehmen wollte. Turenne aber antwortete: Weil eure Stadt nicht auf dem Wege liegt, wodurch ich mein Kriegsheer zu führen gedenke, so kann ich das Geld auch nicht annehmen, welches ihr mir anbietet. Der Marquis de Louvois war ein Feind des Turenne, und suchte ihn bey dem Könige anzuschwärzen. Der König sagte ihm solches selbst, und gab ihm dadurch Gelegenheit, sich an dem Louvois zu rächen. Turenne aber antwortete bloß: Louvois ist ein kluger Minister, und kann Ew. Majestät im Cabinet grosse Dienste thun; aber von Kriegssachen besitzt er nicht Erfahrung genug. Diese Mäßigung gefiel dem Könige so wohl, daß er sagte: Wenn euch auch alle meine Minister hassen,

so

so sollt ihr doch stets an mir einen Freund haben. Der König redete hiernächst von dem Marquis de St. Abre, und gab ihm zu verstehen, daß derselbe nicht mehr unter ihm dienen wollte. Wie Turenne sich nach der Ursache erkundigte, so sagte der König: St. Abre hat sehr viel auf eure Aufführung zu sagen, und hat noch neulich den Louvois versichert, daß, wenn ihr ihn um Rath gefragt, man einen grossen Verlust hätte verhindern können. Turenne antwortete: Es ist schade, daß er mich nicht erinnert; ich würde ihn mit Vergnügen angehört, und mir seinen guten Rath zu nutze gemacht haben. Er rühmte hierauf den St. Abre, und bat den König, daß er ihn einen so braven Officiers, der so viel Verdienste hätte, nicht berauben möchte. Man wird lange in den Kirchenversammlungen und auf den hohen Schulen herum suchen, ehe man solche edle Seelen antrift. Wenn es übrigens erlaubt ist, kleine Dinge mit grossen in Vergleichung zu stellen, und wenn es den Kindern freystehet, ohne Eitelkeit etwas zum Ruhme ihrer Eltern anzuführen; so kann auch ich mit Wahrheit sagen, daß mein seliger Vater, ungeachtet er von Jugend auf dem Kriege gefolgt, sich dennoch eben so sehr durch seinen Muth, als durch seine Tugend und Redlichkeit, hervorgethan. Ich bin zwar, da ich ihn in dem ersten Jahr meines Alters verlohren, nicht so glücklich gewesen, hiervon einen Augenzeugen abzugeben, sondern gründe alles auf die Urtheile fremder Leute, und auf

das

Digitized by Google

das vortrefliche Zeugniß, welches ihm alle und jede in meinen kindlichen Jahren beylegten. Denn ich mochte hinkommen, wohin ich wollte, so fing man an, so bald man gehöret, daß er mein Vater gewesen, verschiedene Historien zu erzählen, welche so wol von seiner Tapferkeit, als von seiner Tugend, Mäßigung und allgemeinen Menschenliebe, ein unwidersprechliches Zeugniß ablegten; ja der Ruhm, welchen man ihm gab, war so groß und so ausnehmend, daß in alten Zeiten nichts mehr erfordert ward, um canonisirt zu werden. Ich erinnere mich noch eigentlich, daß ein alter Priester mit grosser Gewißheit erzählte, daß er in der Nacht, nachdem mein Vater des Tages vorher begraben worden, eine sanfte und angenehme Musik in der Kirche gehöret. Die Vorstellung des guten Predigers hatte freylich wol allein Theil daran; es dient aber doch auch zu gleicher Zeit zu einem Beweise, was sowol Geistliche als Weltliche von meinem Vater für vorzügliche Gedanken geheget. Man findet in allen Ständen und unter allen Nationen tugendhafte Leute; und ich meines Theils kann mit Wahrheit sagen, daß ich unter dem Militärstande viele redliche Männer angetroffen, welche in der wahren Philosophie denen nichts nachgegeben, die davon eigentlich ihr Handwerck machen. Ich bin ꝛc.

✻ ✻

✻

Digitized by Google

Der
acht und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß einer von ihren Nachbarn auf dem Lande sich in seinen Reden so unbedachtsam, und in seiner Aufführung so seltsam bezeige, daß die meisten, welche denselben sehen und hören, ihn für ein rechtes Muster der Thorheit halten. Sie versichern aber zu gleicher Zeit, daß man sich in diesem Urtheil irre, indem er seinem Amte wohl vorstünde, und seine Haushaltung mit solcher Vernunft und Ordnung führte, daß er als der vernünftigste Haushalter in der ganzen Provinz angesehen werden könnte. Sie schreiben, daß sie davon durch ihre eigne Erfahrung überzeugt worden, die Sache selbst aber scheine ihnen dennoch so seltsam, daß sie dieselbe nicht begreifen könnten. Ich meines Theils wundere mich gar nicht darüber, indem dergleichen Exempel öfters vorkommen. Denn wie man viele Menschen findet, aus deren Minen, Augen, Geberden, Reden und täglichen Umgang dem äusserlichen Ansehen nach nichts als lauter Weisheit hervor leuchtet, da sie doch ihre Geschäfte als Kinder verrichten, und ihren Hausgeschäften mit eben so weniger Vernunft vorstehen, so trift man im Gegentheil auch wieder

viele

viele andere an, die den Thoren ähnlich zu seyn scheinen, und doch weise sind. Carl der fünfte, der über verschiedene Völker herrschte, und die Eigenschaften einer jeden Nation genau ausgeforscht hatte, urtheilte überhaupt von den Spaniern und Franzosen, daß die ersten klug zu seyn schienen, und doch in der That närrisch wären, da im Gegentheil die letztern thöricht zu seyn schienen, und doch klug wären. Burnet erzählt von dem Herzog von Bolton, der zu seiner Zeit lebte, daß derselbe sich so seltsam aufgeführet, daß man nicht anders von ihm urtheilen können, als daß er nicht wohl im Kopf verwahrt seyn müste. Er sagt: „Sein ganzes Leben war nichts anders als eine beständige „Umwechselung von einem Extremo zum andern. „In dem einen Monat tadelte man ihn seines Geizes, und in dem andern Monat seiner Verschwendung halber. Bisweilen sprach er gern, bisweilen war er so stumm, daß einige meynten, ihm wäre die Sprache vergangen. Bisweilen schien er „einen Abscheu vor dem Lichte zu haben, und machte „aus Tag Nacht. Bisweilen aber ließ er sein „ganzes Haus erleuchten, um die Nacht zum Tage zu machen. Aller dieser seltsamen Umstände „aber ungeachtet, war er ein vernünftiger Mann, „und seine Stimme war im Parlamente von einem grossen Gewichte.„ Nichts aber ist vermögend, dieses deutlicher zu machen, als die Historie des Königs in Frankreich Ludwig des II. Denn, wenn man die Aufführung dieses Königs betrachtet, so scheinet dieselbe eine rechte Abbildung der

Thor-

Thorheit zu seyn, und das Reich war also unter ihm in grösserer Gefahr, als unter Carl dem VI. welcher würcklich rasete. Ich will von den vielen Exempeln, die man davon bey glaubwürdigen Skribenten findet, nur einige wenige anführen. Niemand achtete im geringsten auf die eidlichen Verpflichtungen, welche er ertheilte, ausgenommen wenn er bey einem gewissen Heiligen schwur, den er St. Loo nannte; und daher hielten alle diejenigen, welche mit ihm etwas zu thun hatten, darum an, daß er bey diesem Heiligen schwören möchte. Im Jahr 1478 übergab er die Grafschaft Bologna der Jungfrau Maria mit aller Souverainetät, und zwar solchergestalt, daß er in Absicht auf diese Grafschaft ihr Vasall seyn wollte. Sein Arzt, Coitier, durfte ihm nur mit einer Krankheit drohen, so konnte er alles von ihm erlangen, was er wollte. Wie er auf dem Todbette lag, so ließ er das heilige Oel holen, womit er zum Könige war gesalbt worden. Wie der Pabst Sixtus erfuhr, daß er das Corporale oder die Altardecke verlangte, über welche der heilige Petrus Messe gelesen hatte, so sandte er ihm dieselbe zu. Comineus redet folgendergestalt hiervon: Le Pape Sixte etant informé, que par devotion le Roi desiroit avoir le Corporal, sur quoi chantoit Messe Monsieur St. Pierre, le lui envoya. Nichts aber zeugt deutlicher von seiner Thorheit, als was Seyssel anführet: „Weil in dem Gebet, welches an den heiligen „Eutropius gerichtet war, der Hülfe an Leib und „Seele Erwehnung geschahe, so ließ er die Stelle

von

„von der Seele auslöschen, und sagte; Wenn der „heilige Eutropius mir nur zur Gesundheit des „Leibes verhilft, so bin ich schon zufrieden, ich mag „dem heiligen Eutropius nicht gern auf einmal so „viele Mühe machen.„ Wenn er eine böse That vorzunehmen willens war, so bat er GOtt auf den Knien um Beystand, und wann er jemanden seines Eigenthums berauben wollte, so versprach er der Jungfrau Maria einen Theil davon. Nichtsdestoweniger wird er, dieser seltsamen Aufführung ungeachtet, für einen der besten Könige gehalten, welche jemals den französischen Thron bekleidet, und der französische Hof war die gröste politische Schule zu seinen Zeiten. Man findet im Gegentheil auch verschiedene andre Menschen, an deren Stirne die Weisheit abgemahlet zu seyn scheinet, durch deren Aufführung und Umgang man eingenommen wird, und deren Reden eine so grosse Klugheit anzuzeigen scheinen, daß ein jeder sich über ihre Beförderung zu einem Amte freuet. Wenn sie aber dasjenige in Ausübung bringen sollen, wovon sie geprediget, und dasjenige verbessern sollen, was sie an andern getadelt, so trift der Ausspruch des Dichters ein: Nimium ne crede colori; und man findet, daß man den Schatten für den Leib selbst angesehen. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich weiß die Urtheile schon, welche über meine moralische Gedanken gefället worden, und es ist mir nicht unbekannt, daß einige dieselben die heidnische Moral genennet haben. Man muß aber nicht über solche Menschen zürnen, welche mehr verdienen, mit Sanftmuth unterwiesen, als mit Heftigkeit widerlegt zu werden. Die philosophische und theologische Moral sind von einander unterschieden. Wenn man von der ersten schreibt, so wird erfordert, daß man seine Lehrsätze auf das Licht der Natur gründe, denn sonst kommt die Materie mit dem Titel nicht überein. Wenn man aber in der letztern einen gewissen Satz abhandeln will, so legt man die christliche Moral einzig und allein zum Grunde. Pufendorf hat auf die eine, und Buddeus in seiner Theologia naturali auf die andre Art moralisiret. Beyde Schriften werden gerühmet, weil beyde Skribenten die Materie dem Titel gemäß ausgeführet. Daraus aber folgt nicht, daß man einen Skribenten zum Heiden machen könne, weil er sich vornimmt, den Menschen ihre Pflicht aus dem Lichte der Natur zu zeigen, und sich zu dem Ende alter philosophischen Schriften

und Zeugnisse bedienet, welche die Apostel selbst nicht verachtet haben. Hieronymus soll zwar, dem Vorgeben nach, von dem Teufel des Nachts heftig gepeitschet worden seyn, weil er den Cicero so fleißig gelesen, man findet aber dem ungeachtet, daß so wol die Schriften dieses grossen Mannes als des Seneca und andrer Moralisten von den meisten Kirchenvätern für sehr nützlich gehalten worden. Ein jeder darf es nur versuchen, um hiervon überzeugt zu werden. Denn man findet hin und wieder hohe und prächtige Gedanken von dem göttlichen Wesen, und die herrlichsten Ermunterungen an die Menschen, ihrer Pflichten beständig eingedenk zu seyn. „Seneca sagt: Weder Strafe noch Belohnung muß uns zwingen, die Tugend auszuüben. Denn niemand ist doch wahrhaftig tugendhaft und gerecht, als der die Tugend und Gerechtigkeit von Herzen liebet.„ Plato stimmet hiermit überein. Er sagt: „Der Gottesdienst besteht nicht in Opfern, sondern in einem reinen Herzen, und wir müssen GOtt um nichts anders bitten, als was derselbe uns nützlich und heilsam zu seyn urtheilet.„ Die Beschreibung, welche er in seiner Republik von der ächten Tugend machet, ist so herrlich, daß man sie als eine evangelische Lehre in einem heidnischen Munde ansehen kann. Er sagt: „Der Gerechte muß die Bahn der Tugend niemals verlassen, wenn er auch gefangen, gegeiselt, und gekreutziget wird.„ Epictetus läßt sich folgendergestalt heraus: „Wenn du höreſt, daß dieser oder jener übel von dir geredet, so mußt du bloß

„bloß sagen, anstatt ihm mit Hitze und Eyfer zu „widerlegen: Wer so übel von mir geurtheilet, der „muß meine andern Fehler nicht gewußt haben. „Denn sonst hätte er gewiß nicht unterlassen, auch „derselben Erwehnung zu thun.„ Der vortrefliche und eines ewigen Andenkens würdige Kayser Antoninus räth uns gleichfalls, unsre Feinde zu lieben, und wie man den Diogenes fragte, auf welche Art man sich am besten an seinen Feinden rächen könnte, so sagte er, dadurch, daß man sein Leben und Wandel verbessert. Epaminondas war einmal betrübt, und wie seine Freunde sich bey ihm um die Ursache seiner Betrübniß erkundigten, so antwortete er: Ich betrübe mich über die eitle Freude, welche ich gestern über den bey Leuctra erhaltenen Sieg blicken lassen. Nichts aber ist rührender und bewezlicher, als die Ergebung des Epicteti in den göttlichen Willen. Seine Worte lauten folgendergestalt. „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß der Tod mich in meiner letzten Stunde bereit finden möge, damit ich „ohne Verwirrung, ohne Hinderniß, und ohne „Murren mein Leben endigen, und zu GOtt sagen „möge: HErr! habe ich deine Gebote übertreten? „habe ich deine Gaben gemißbrauchet, die du mir „verliehen? habe ich meinen Willen nicht deinem „Willen unterworfen? habe ich jemals über mein „hartes Schicksal geklaget? habe ich auch jemals „deine göttliche Vorsicht getadelt? Ich bin krank „gewesen, weil du es also gewollt, und weil es auch „mein Wille gewesen. Ich habe in grosser Ar-

„muth gelebet, weil es dir also gefallen, und ich mei„ne Armuth geduldig ertragen. Man hat mich „verachtet; weil du es für gut gefunden, und ich „habe mich nicht bestrebet, mich höher zu erheben. „Du hast mich bey meinen elenden Umständen nie „betrübt gesehen. Niemals bin ich ungeduldig „gewesen, niemals habe ich gemurret. Ich bin „noch bereit, mich allem dem zu unterwerfen, was „du für gut findest, mir aufzulegen. Das gering„ste Zeichen, was du mir giebest, ist mir ein heili„ger Befehl, dem ich auf das genaueste nachkom„me. Du willst, daß ich diesen Schauplatz der „Welt wieder verlassen soll. Siehe, ich verlasse „denselben, und danke dir tausend mal, daß du mich „gewürdiget, mich darauf zu setzen, um mir deine „Werke zu zeigen, und mir die vortrefliche Ordnung „zur Bewunderung darzustellen, womit du alle er„schaffene Dinge regierest. „ Kan wohl jemand ohne die äusserste Bewegung eine solche Ergebung in den göttlichen Willen lesen. Vielleicht wäre dieselbe zu prächtig in dem Munde eines andern. Das Leben des Epictets aber stimmt in allen Stücken mit seiner Lehre überein. Wenn der Teufel jemanden peitschet, der dergleichen liest, so kann es gewiß nicht auf Gottes Befehl geschehen; sondern der böse Feind muß solches in einer andern Absicht thun. Denn weil er seine Rechnung nicht dabey findet, daß die Menschen in der Tugend zunehmen, so sucht er sie vielmehr von solchen Betrachtungen abzuhalten, als sie dazu aufzumuntern. Das Gold ist und bleibt Gold, wo man es auch antrift, und

eine

eine gute Lehre bleibt immer gut, aus wessen Munde sie auch fliessen mag. Der Unterscheid kann bloß darinn bestehen, daß die Lehre desjenigen, dessen Leben mit derselben übereinstimmet, mehr erbauet, als die Regeln des andern, der sich auf sonst nichts berufen kann, als daß er die Ehre hat, in die Matrikul der Kirche eingeschrieben zu seyn, und die Freyheit erhalten, die Menschen wegen der Untugenden frey zu tadeln, die er doch täglich selbst ausübet. Vielleicht machen sie mir den Einwurf, daß man aus den Schriften einiger weniger weisen Heiden nicht von der heidnischen Moral überhaupt urtheilen könne. Allein die Anzahl der Philosophen, welche eine solche Lehre von GOtt und den Pflichten der Menschen geführet haben, ist nicht so geringe, als man denket. Und solte man ja ihre Zeugnisse nicht für hinlänglich ansehen, so kann man allgemeine Gesetze von ganzen Ländern anführen, welche eine gleiche gesunde Lehre in sich fassen. So heißt es in der Vorrede zu einem alten Gesetze: „Man muß vor allen Dingen glauben, daß ein GOtt sey, und man darf nur seine „Augen gen Himmel heben, und die herrliche „Schöpfung betrachten, um davon überzeugt zu „werden. Wir sind daher auch verpflichtet, einen „solchen Schöpfer zu ehren, und dieses muß nicht „bloß und allein durch Opfer und Geschenke geschehen, sondern auch durch ein heiliges Leben, „woran GOtt einen grössern Gefallen, als an allen „Opfern findet.„ Ich bin ꝛc.

Der funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen meine Gedanken von der so genannten Feuerprobe, und von andern dergleichen wunderbaren Beweisen zu vernehmen, welche in dem mittlern Alter gewöhnlich waren. Ich habe bereits in meiner Kirchenhistorie gezeiget, daß man dieses alles nicht für ein Gedichte halten kann; indem fast alle Skribenten solches bezeugen, und man selbst in den meisten Gesetzbüchern davon Proben antrift. Die Frage kommt also bloß darauf an, ob dergleichen Proben für eigentliche Wunderwerke müssen gehalten werden, oder ob die Menschen der damaligen Zeiten ein Geheimniß gewust haben, die Gewalt des Feuers und des siedenden Wassers zu entkräften. Man würde ungereimt handeln, wenn man hierbey ein Wunderwerk, insonderheit zu solchen verderbten und gottlosen Zeiten, zulassen wollte; und man findet daher auch, daß dergleichen Proben nachher als ein sündlicher Mißbrauch verboten worden. Andre aber stehen in den Gedanken, daß es nicht möglich gewesen, dieses durch ein natürlich Mittel auszurichten. Denn ein solches Geheimniß hätte in so langen Zeiten, und fast in allen Ländern, nicht so lange verborgen bleiben können; und es sey eben so wenig zu begreifen, wie die Kunst völlig aussterben können,

daß

daß davon niemand mehr gegenwärtig die geringste Nachricht hätte. So urtheilet der Herr Bayle von dieser Sache, und sucht eine andre Ursache ausfündig zu machen, über deren Seltsamkeit ich eine kleine Anmerkung in meiner Kirchenhistorie gemacht habe. Indessen ist diese Schwierigkeit doch so gar schwer nicht zu heben. Denn, wenn man die Historien und Reisebeschreibungen nachsiehet, so findet man, daß die Kunst noch nicht völlig ausgestorben ist. Die letztern bezeugen, daß noch in Mingrelien die Probe mit dem siedenden Wasser, und in Siam die Feuerprobe üblich ist. An gewissen Orten auf der Küste Coromandel steckt man die Hand in einen Topf, worinn eine giftige Schlange verschlossen ist, und ziehet sie unbeschädigt zurücke, wenn man unschuldig ist. Wird man aber von der Schlange gestochen, so wird man für schuldig gehalten. Agrippa behauptet in seiner Philosophia occulta, daß man gewisse Mittel habe, durch deren Hülfe man ein glüendes Eisen in der Hand tragen könne, ohne beschädigt zu werden. Der Kayserliche Ambassadeur am türkischen Hofe, Busbequius, bezeuget, daß er es mit seinen eignen Augen angesehen, wie jemand seine Hände in geschmolzenem Bley gewaschen. Man meynt, daß man diese Probe machen könne, wenn man die Hände mit gestossenem Lauch beschmieret: Denn der Saft von dem Lauch erfüllet das äusserste von den Schweißlöchern der Hand, und verhindert, daß das Feuer nicht durchdringen kann. Andre behaupten, daß der Spiritus vom Schwefel, mit dem Sale armo-

niaco, mit einem Extract aus Rosmarin und dem Saft vom Lauch vermenget, dieses auszurichten vermögend sey. Diese Vermischung härtet die äusserste Haut, wie sie sagen, und macht solche so fest als ein Horn. Ein englischer Wundarzt, Namens Richardson, soll hiervon die Probe gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gemacht, sein Bedienter aber das ganze Geheimniß verrathen haben. Wenn sich dieses also verhält, so siehet man, daß alles durch natürliche Mittel bewerkstelliget werden kann, und daß die Kunst noch nicht verschwunden ist, wie auch, daß viele Dinge, welche man für Mirakel angesehen, durch menschliche Kunst ausgerichtet werden können. Die Frau von Sevigny bezeugt, daß sie einen Knaben gesehen, welcher brennendes Siegellack auf seine Hand und Zunge ohne Schaden getröpfelt. Diese Dame ward dadurch so beweget, daß sie wünschte, daß solche Künste möchten verboten, und den Freygeistern dadurch die Gelegenheit benommen werden, auch an den rechten Wunderwerken zu zweifeln. Diese Furcht aber scheint ungegründet zu seyn; indem es nicht schwer ist, die rechten Wunderwerke von der Taschenspieler Kunst zu unterscheiden. Man sieht wenigstens hieraus, daß solche Proben, die man in alten Zeiten Gottes Urtheile nannte, wirklich statt gehabt: Man sieht aber auch, daß sie keine entscheidende oder gerichtliche Proben verdienen genannt zu werden; weil viele Unschuldige, die die Kunst nicht verstunden, darunter gelitten. Am allermeisten macht dieses die Probe verdächtig, daß, ehe man

dazu

dazu schritte, und das Feuer hereingebracht ward, wodurch das Eisen glühend gemacht werden sollte, niemand als der Priester und die angeklagte Person in der Kirche zugegen seyn muste. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der ein und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Auf ihre Anfrage wegen der Ritterspiele erwiedere ich hiedurch, daß dieselben sehr alt sind; indem man ein solches Ritterspiel schon bey dem Homer weitläuftig beschrieben findet. In der lateinischen Sprache werden sie Tornamenta, in der französischen aber Tournois genannt. Buddeus meynt, daß das Wort Tornamenta oder Torneamina aus Trojana agmina zusammen gezogen sey, weil man die erste Nachricht von den Ritterspielen bey dem trojanischen Kriege finde. Andre leiten dieses Wort noch von einem andern Ursprung her. Die Franzosen machen einen Unterscheid unter Tournois und Joutes. Die ersten sind blosse Schauspiele, worinn bloß mit Stöcken gefochten ward: Die andern aber endigten sich insgemein nicht ohne Blutvergiessen, und bisweilen wohl gar mit dem Tode der einen Parthey; weil man sich darinn der Schwerdter, oder auch wohl

solcher Lanzen bediente, die vorn an der Spitze stumpf gemacht waren. Virgilius sagt, daß diese Spiele von Troja nach Italien gebracht worden. Hier sind seine Worte:

Hunc morem, hos cursus atque haec certamina primus,
Ascanius longam muris cum cingeret Albam
Retulit et priscos docuit celebrare Latinos.

Diese Spiele sind demnach älter, als man insgemein vorgiebt. Denn einige meynen, daß sie zu allererst in Frankreich erfunden worden; weil einiger Ritterspiele Erwehnung geschiehet, die unter Carl dem Kahlen gehalten worden. Nithard bezeugt, daß solche ganz ehrbar und unschuldig gewesen. Sie sind aber nachher desto ernstlicher, und selten ohne Blutvergiessen geendiget worden; ja der König in Frankreich, Henrich der II, muste gar darüber sein Leben einbüßen. In Deutschland wurden alle drey Jahre dergleichen Carousseł gehalten, und es durfte denenselben niemand beywohnen, als der seinen alten Adel hinlänglich beweisen konnte. Die aber den Preis erhielten, wurden von den anwesenden Damen gekrönet. Münsterus behauptet, daß Kayser Henricus Auceps im Jahr 934 solche Ritterspiele in Deutschland zuerst eingeführet. In Frankreich sind sie älter, und von da nach England, Deutschland und den nordischen Ländern gebracht worden.

Weil

Weil diese Ritterspiele sich oftmahls mit einem Unglück endigten, so wurden sie von dem Pabste und den Kirchenversammlungen verdammt; und in einem zu Soissons im Jahr 1561 gehaltenen Synodo ward denen, welche bey solchen Spielen umkommen würden, das Begräbniß bey andern Christen abgeschlagen. Daß diese Spiele zu weit gegangen, und den Namen unschuldiger Spiele nicht verdienen, solches siehet man aus verschiedenen Exempeln. Ein türkischer Minister, der zu den Zeiten Carls des VII ein solches Ritterspiel in Frankreich mit ansahe, urtheilte so gendergestalt davon: „Wenn es Ernst ist, so ist es zu wenig, „und wenn es ein blosser Scherz seyn soll, so ist es „zu viel.“ Zu unsern Zeiten sind diese Spiele abgeschafft, und in unschuldige Carousseln oder Ringelrennen verändert worden. Ich bin ꝛc.

Der zwey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen für die mir zugesandte Schrift von den Kirchenversammlungen und allgemeinen Conciliis. Ich habe dieselbe durchgelesen, und finde sie zwar artig, aber nicht gründlich abgefaßt. Die Kirchenversammlungen scheinen einigermaßen nothwendig zu seyn;

weil

weil man kein ander Mittel hat, die falsche Lehre auszurotten, und den Streitigkeiten ein Ende zu machen. Aber zu geschweigen, was andre bereits weitläuftig von dem schlechten Nutzen, den die Concilien gestiftet, geschrieben haben, und ohne zu zeigen, wie oft ein Concilium die Lehre des andern verdammet, so kann nichts seltsamers erdacht werden, als daß man sich freywillig einer Sentenz unterwirft, da man doch unfehlbar voraussiehet, daß man durch dieselbe wird verdammt werden. Und daher ist nichts unbilliger und ungerechters zu erdenken, als wenn man diejenigen tadelt, die sich wegern, vor einem solchen Gerichte zu erscheinen. Denn niemahls ist eine Kirchenversammlung gehalten worden, daß man nicht den Ausfall derselben bereits vorher sehen können. War die Regierung und der gröβte Theil der Geistlichen orthodox, so fiel auch der Schluß des Concilii ganz rechtgläubig aus. Ward aber ein Concilium zu solchen Zeiten, und an solchen Orten gehalten, da die arianische Lehre überhand genommen hatte; so waren alle Canones arianisch. Deswegen war man bey solchen Umständen mit der gröβten Sorgfalt auf eine bequeme Zeit und auf einen bequemen Ort bedacht, weil die Erfahrung bereits gelehret hatte, daß der Ausfall darauf einzig und allein ankam. Die Päbste und Kirchenvorsteher geben zwar vor, daß der heilige Geist das ganze Werk treibe, und dennoch arbeiten sie mit Händen und Füssen, eine bequeme Zeit, und einen vortheilhaften Ort zu den Kirchenversammlungen ausfündig zu machen.

Dadurch

Dadurch aber verrathen sie sich selbst, und geben ausdrücklich zu erkennen, daß sie sich bloß auf die letzteren Umstände verlassen, und daß das erstere nur eine solche Redensart ist, womit sie nichts meynen. Der Ausfall zeigt auch, daß alles von politischen Maaßregeln abhängt, die zu dem Ende genommen werden. Man könnte mit eben dem Rechte sagen, daß das Parlament in England auch unfehlbar sey, und die Schlüsse desselben auch von dem heiligen Geiste dictiret würden. Denn beyde Versammlungen sind von einerley Beschaffenheit. Der Unterschied besteht allein darinn, daß die Päbste oder die herrschende Kirche behutsamer verfährt, wenn ein Concilium soll zusammen berufen werden, um sich der Mehrheit der Stimmen zu versichern, als die Regierung in England bey der Versammlung eines Parlaments. Wenn ein Concilium in den päbstlichen Landen gehalten wird, so wird die Lehre des Pabstes dadurch befestiget. Wenn es in Rußland gehalten wird, so wird der Rußische Glaube für orthodox erkläret. Wenn sich die Geistlichen in Griechenland versammlen, so hält man alle diejenigen Sätze für ketzerisch, welche mit der Lehre der griechischen Kirche streiten. Setzt man ein solches Concilium in den Lutherschen Landen an, so wird die Augspurgische Confeßion bestätiget. Und ist der Ort der Versammlung endlich in Holland, so erkläret man alles dasjenige für Ketzerey, was nicht mit dem heidelbergischen Catechismo übereinstimmet. Wenn man dieses läugnen will, so muß

man der Erfahrung gerade und offenbahr widersprechen. Und daher hat man Ursache, sich um so viel mehr zu wundern, wenn die herrschenden Kirchen, insonderheit die römische, sich erkühnen, ihre Urtheile in dem Namen des heiligen Geistes abzufassen. Denn, wenn der Pabst es nur versuchen, und einem Concilio in Sachsen oder in den nordischen Ländern beywohnen will, so würde er gewahr werden, daß solches einen ganz andern Ausfall, als das Tridentinische, haben würde. Eben so sehr hat man Ursache sich zu wundern, daß sie sich erkühnen, diejenigen mit dem verhaßten Namen hartnäckiger Ketzer zu belegen, welche sich wegern, vor einem solchen Gerichte zu erscheinen, da sie doch vorhersehen, daß sie unfehlbar von demselben werden verdammt werden; indem bey den Richtern, welche die Versammlung ausmachen, keine Gründe gelten, sie mögen auch so wichtig seyn, als sie immer wollen. Dieses erfuhren die Protestanten, wie das tridentinische Concilium gehalten ward, da der Pabst das Urtheil, welches gefället werden sollte, bereits in der Tasche hatte, indem auf seine Veranstaltung die italiänischen Bischöfe zwey Drittheil von den Mitgliedern des Concilii ausmachten. Die Protestanten könnten demnach keine vernünftigere Entschliessung fassen, als daß sie von einem solchen Concilio wegblieben. Und die Arminianer in Holland hätten auch klüger gethan, wenn sie niemanden bey der Versammlung zu Dordrecht hätten erscheinen lassen. Sie hätten, anstatt gar zu sehr auf ihre gute Sache

che und auf die Stärke ihrer Gründe zu dringen, mehr Acht auf die Staatsverfassung geben, und die Glieder, woraus die Versammlung bestand, mustern sollen; so würden sie leicht gemerkt haben, daß Gomarus und seine Anhänger bereits der Mehrheit der Stimmen vergewissert waren. Die Gründe des Arminius, womit derselbe seine Lehre vertheidigte, waren stark und wichtig. Er zeigte, daß die Lehre von der absoluten Prätestination der Güte und Gerechtigkeit Gottes entgegen sey, und die Menschen des freyen Willens beraubte, den GOtt ihnen doch verliehen hätte. Er zeigte ferner, daß diese Lehre die Menschen in Verzweiflung stürze, ihre Liebe zur Religion vermindere, die Ermunterungen der Prediger unnütz mache, und den Grund aller Religion und Moral umkehre. Aber alle diese Argumente waren bey einer Versammlung nicht hinlänglich, welche nach dem Plan des tridentinischen Concilii eingerichtet war. Der Unterscheid bestand allein darinn, daß die Dordrechtsche Versammlung aus gründlichern Gottsgelehrten bestand: Denn sonst war alles übrige solchergestalt eingerichtet, daß man zum voraus versichert seyn könnte, daß die Arminianische Lehre würde verdammet werden. Insonderheit aber litte die Lehre des Arminius dadurch, daß er den Conr. Vorstius zum Nachfolger in seinem Amte hatte, welcher wegen des Socinianismi verdächtig war. Denn daher nahm man Gelegenheit, alle Arminianer als heimliche Socinianer auszurufen, ob man gleich den Arminius selbst

davon

davon freysprach. Die Arminianer folgten nachher bloß der Lehre des Episcopius, welche darinn bestand, daß er von den Socinianern gelinder als andre urtheilte, ungeachtet er so wenig als seine Nachfolger ihrer Lehre beypflichteten. Jedoch, dem sey wie ihm wolle, und wenn auch Vorstius und Episcopius niemahls Anlaß gegeben hätten, die arminianische Lehre anzuschwärzen und verhaßt zu machen, so würden sie doch nichts desto weniger auf der Dordrechtschen Kirchenversammlung verdammt worden seyn: Denn die Hitze war bey der stärkern und zahlreichern Parthey so heftig, daß Gomarus, das Haupt derselben, öffentlich sagte, **er wünschte nicht vor dem Richterstuhl Gottes mit der Lehre des Arminius zu erscheinen.** Die Arminianer hätten daher klüger gehandelt, wenn sie von dieser Versammlung weggeblieben wären; weil alle Concilia von einer Beschaffenheit sind. Denn ungeachtet sich die Reformirten keiner Unfehlbarkeit anmaßen, wie die Römischcatholischen, so behaupten sie doch, daß man sich nach ihren Aussprüchen richten müsse; welches aus den Verfolgungen erhellet, die gegen die Arminianer nach der Dordrechtischen Kirchenversammlung verhängt wurden. Wenn man in Absicht auf die andern Zusammenkünfte der Geistlichen behauptet, daß die Glieder derselben nur als bloße Werkzeuge anzusehen, der heilige Geist selbst aber das Urtheil abfasse; so begeht man dadurch die Sünde, welche in der heiligen Schrift die Sünde wider den heiligen Geist genannt

nannt wird. Denn es folgt daraus, daß man entweder mit den Wirkungen deſſelben ein Geſpötte treibt, oder auch deſſen Perſon vervielfältiget. Man thut das erſtere, wenn man ihm dasjenige zuſchreibt, was man durch die allerfeinſte Staatsgriffe und durch die heßlichſten Künſte bewerkſtelliget. Daher ſagte man, wie der Pabſt bey dem tridentiniſchen Concilio eine ſo groſſe Rolle ſpielte, „daß der heilige Geiſt alle Tage in einem Poſtſack „von Rom nach Trident geſchickt würde.“ Man vervielfältiget ſeine Perſon, und macht aus dem verehrungswürdigſten Geiſte viele Spiritus locales; indem die Erfahrung zeigt, daß, was in einem Lande und von einer Kirchenverſammlung für das reine Wort Gottes erkläret worden, in einem andern Lande und von einem andern Concilio wieder verdammt wird. Ich bin ꝛc.

Der
drey und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Wenn man die Geſchichte aller Länder durchgehet, ſo findet man, daß die Democratien ſo wenig als die Ariſtocratien von einer langen Dauer geweſen; zum wenigſten haben ſich dieſelben oft ſolchen Bewegungen und

Unruhen ausgesetzt sehen müssen, welche dem Staate den gänzlichen Untergang gedrohet. Daher haben viele die venetianische Regierung als ein Wunder angesehen; indem man kein Exempel in den Geschichten von einer aristocratischen Regierung findet, welche so viele hundert Jahre durch keine Veränderung noch Bewegung erfahren. Hierbey muß man aber auf zweyerley Umstände Achtung geben. Zuförderst ist die nun eingeführte Venetianische Regierungsform bey weiten nicht so alt, als man insgemein vorgiebt; indem sie ungefähr mit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts entstanden. Denn damahls ward das Gesetz gemacht, „daß alle diejenigen, welche zu der „Zeit Mitglieder des grossen Raths waren, so„wohl beständig für ihre Person, so lange sie leb„ten, als auch ihre Kinder und Nachkommen, „in dem grossen Rathe Sitz und Stimme haben „sollten.“ Dieses Recht ist nachher ohne Veränderung auf eben dieselben Familien fortgepflanzt, welches die itzigen venetianischen Edelleute sind. Man rechnet ihre Anzahl ungefähr auf drey Tausend, und ein jeder von diesen hat das Recht, in dem grossen Rath zu sitzen, wenn er ein Alter von fünf und zwanzig Jahren erreichet. Dieses ist der rechte Anfang des adelichen Regiments, welches annoch in Venedig üblich ist; und man siehet daraus, daß solches nicht über fünftehalbhundert Jahre gewähret. Es scheint dieses schon hinlänglich zu seyn, der Venetianischen Regierung vor allen andern aristocratischen Regierungen einen

Vorzug

Vorzug beyzulegen, und solche als ein Wunder anzusehen, da man in der Historie kein dergleichen Exempel antrift. Man kann auch einer solchen Aristocratie, welche bereits so lange gewähret, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit eine ewige Dauer beylegen. Wenn man aber die Sache genauer überlegt, so hat man nicht Ursache, sich ferner so sehr darüber zu wundern. Man darf nur die Mittel erwegen, wodurch die Regierung unterhalten wird, so fält einem das ganze Geheimniß auf einmahl in die Augen. Diese sind solchergestalt beschaffen, daß andre Länder nicht darnach fragen, eine solche beständige Regierung unter dergleichen Bedingungen zu haben; und die Seltenheit und der Vorzug der venetianischen Republik besteht also allein darinn, daß andre Länder sich einer solchen Einrichtung nicht haben unterwerfen wollen. Der venetianische Staat führt den Namen von einer freyen Republik. Die Freyheit aber erstreckt sich allein auf gewisse leichtfertige Excesse, welche ungescheut betrieben werden; ausserdem aber bemerkt man allenthalben nichts anders, als den härtesten Zwang, welcher von der Sklaverey nicht weit unterschieden ist. Die venetianischen Edelleute, in deren Händen die Regierung ist, werden durch die Gesetze der Stadt solchergestalt eingeschränkt, daß sie nicht mit einander reden müssen, ausser an einem gewissen Orte in der Stadt, der den Namen Broglio führet. Es ist ihnen gleichfalls bey Lebensstrafe verboten, mit fremden Gesandten umzugehen;

und

und sie kommen auch wirklich mit denselben niemahls, als bey Maskeraden und Bällen, zusammen. Welcher Zustand kann doch wohl elender seyn, als daß ein Bürger die Gegenwart des andern scheuen muß, und daß die Stadt mit Spionen und Kundschaftern angefüllet ist, die Spie d' Inquisitori genannt werden, und auch auf die geringste Bewegung Acht geben. Die Furcht, worinn die Republik beständig schwebet, und das Mißtrauen, welches sie gegen ihre eignen Bürger heget, ist so groß, daß sie zu Kriegszeiten das Commando über ihre Landmacht niemahls einem eingebohrnen, sondern stets einem fremden Anführer anvertrauet, dem sie zweene Rathsherren als Kundschafter, Proveditori generali, und als Aufseher, zur Seite setzet. Ja sie bedienet sich auch größtentheils fremder Soldaten, weil sie sich für ihre eigne Bürger fürchtet, die, weil man sie nicht zum Kriege anführet, dadurch weichlich und zaghaft werden. Andrer hieher gehörigen und eben so beschaffenen Umstände zu geschweigen, welche alle aufs deutlichste an den Tag legen, daß diejenigen, welche so viel von ihrer Freyheit reden, von den Sklaven sehr wenig unterschieden sind. Dieses heißt recht aus Furcht sterben, um zu sterben; oder sich todt zu hungern, aus Furcht, vergeben zu werden. Man kann bisweilen so viele Mittel ergreiffen, um einer Schwachheit vorzubauen, daß solche beschwerlicher, als die Krankheit selbst, werden. Niemand läßt sich alle seine Zähne ausreissen, um versichert zu seyn, daß er

niemahls

niemahls wieder Zahnschmerzen bekommen werde. Wenn zwey Eheleute mit einander eine solche Abrede nehmen, daß sie gleich nach der Copulation sich in gewisse Zimmer des Hauses einschliessen wollen, und kein Theil den andern weiter sehen soll, so kann zwar manchem Streite vorgebeugt, und der Hausfriede auf ewig befestiget werden. Sollte es aber nicht weit erträglicher seyn, bisweilen und alle Woche einmahl einige Ohrfeigen mit einander zu wechseln, als unaufhörlich in einer solchen Ehe zu leben? Die Beständigkeit der venetianischen Regierung gründet sich demnach auf solche Gesetze, denen sich andre Nationen nicht unterwerfen wollen. Wir haben in der ganzen Historie kein Exempel von einer Aristocratie, welche lange gewähret, als von dem alten Lacedämon, aber der Zwang, und die harten, ja fast unmenschlichen Gesetze waren der Kalk, welcher auch damahls, wie itzt hier, das Gebäude zusammenhielte. Die Lacedämonier hatten also keine Ursache gehabt, mit der Ertheilung ihres Bürgerrechts an Fremde so schwierig zu seyn. Denn niemand könnte wohl recht sonderliche Lust bezeugen, sich den unerträglichen Gesetzen des Lycurgs zu unterwerfen. Bey Venedig ist übrigens auch noch dieses zu merken, daß man, ungeachtet die Regierung aristokratisch ist, doch einige wenige Verfügungen antrift, welche das Ansehen einer Democratie haben. Denn der Kanzler, welcher gleichsam der Fürst oder Doge des Volks ist, wird aus dem Bürgerstande genommen. Er füh-

ret den Titel, Excellenz, hat den Rang über die meisten Rathsherren, und genieſſen einen anſehnlichen jährlichen Gehalt. Und ungeachtet der Doge der Republik von dem Adel allein erwählt wird, ſo wird doch ſeine Wahl nicht für vollkommen gültig gehalten, wo das Volk nicht durch einen frolockenden Zuruf ſeinen Beyfall zu erkennen giebt. Man hat davon ein Beyſpiel an dem Herrn Sangredo, welcher nach geſchehener Wahl wegen Mangel des Zurufs zu dieſer Würde nicht gelangen konnte. Vielleicht iſt dieſes aber auch das einzige Exempel, und daher von keinem ſonderlichen Gewichte. Ich bin ꝛc.

Der vier und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Unter die ſeltſamen und ganz beſonderen Menſchen in Norden, von denen man in dieſer Gegend nicht eine ſo groſſe Anzahl, wie in andern Ländern antrift, kann inſonderheit Johann Robeck, ein Schwede von Geburt, gerechnet werden. Dieſer Robeck ward zu Calmar im Jahr 1672 gebohren, und widmete ſich bey zunehmenden Alter dem Studiren, worinn er es ſehr weit brachte. Wie er ſich zu Upſal aufhielt, um ſich noch ferner

in

in der Gelehrsamkeit vollkommener zu machen, so fielen ihm von ungefehr des Kayſers Marci Antonini Betrachtungen in die Hände, wodurch ihm ein groſſer Abſcheu vor der Welt eingeprägt ward. Weil aber der Kanzler von der Univerſität, dem er vielleicht wegen ſeiner Lehre verdächtig war, ihm nicht erlauben wollte, öffentlich zu diſputiren, ſo verließ er aus Verdruß ſein Vaterland, und begab ſich nach Deutſchland, wo er ſich von den Jeſuiten überreden ließ, die catholiſche Religion anzunehmen. Hierauf gieng er nach Italien, und nachdem er noch verſchiedene andre Länder beſehen hatte, ſo wachte bey ihm das Verlangen nach ſeinem Vaterlande wieder auf, und er erhielt auch von König Carl dem Zwölften die Erlaubniß, ſich daſelbſt aufzuhalten. Nach dem Tode dieſes Königs aber wollte man ihm als einem Abtrünnigen, und als einem Jeſuiten nicht länger verſtatten, in Schweden zu bleiben, wodurch er gezwungen ward, ſein Vaterland zum zweyten mal zu verlaſſen, und ſich von neuem nach catholiſchen Oertern zu begeben. Zuletzt langte er im Jahr 1734 zu Rinteln an, woſelbſt er ſich wegen einer tiefen Schwermuth eine geraume Zeit in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hielte. Wie er aber endlich ſein Teſtament gemacht, und das meiſte von ſeinen Sachen und Schriften dem dortigen gelehrten Profeſſor, Funccius, eingehändiget hatte, ſo begab er ſich in ein von ihm erkauftes Both, und ruderte damit ganz allein zu aller Umſtehenden Verwunderung vom Strande ab. Niemand konnte die Urſache und die

Art dieſer Reiſe begreifen. Nicht lange nachher aber fand man ſeinen todten Körper in dem Weſerſtrom nicht weit von Bremen; und daher zweifelte man nicht mehr daran, daß er ſich aus Schwermuth ſelbſt ins Waſſer geſtürzet. Man ward in dieſer Meynung noch mehr durch eine Schrift beſtärket, die er nachgelaſſen, und um deren Bekanntmachung er den gelehrten Funccius erſucht hatte. Dieſe Schrift führt den Titel: Philoſophiſches Bedenken über den Selbſtmord. Der Verfaſſer ſucht hierinn eine ſolche That zu vertheidigen, und führt zu dem Ende alle diejenigen Gründe an, welche er für dienlich hält, ſeinen Satz zu beſtärken. Er ſagt: „Der Selbſtmord iſt von je her „für eine heroiſche Action von allen geſitteten Völkern gehalten worden, und Lactantius hat nebſt „dem Auguſtinus denſelben zu allererſt verdammt.„ Er bewafnet ſich mit zwölf, ſeiner Meynung nach, unüberwindlichen Gründen, welche doch alle mit leichter Mühe zu widerlegen ſind. Sein wichtigſtes Argument ſcheinet dieſes zu ſeyn: „Ein „Menſch merkt, daß er eine unheilbare Krankheit „hat. Er ſieht, daß er nicht im Stande iſt, der „Welt die geringſten Dienſte zu leiſten, ſondern „einzig und allein andern zur Laſt und zur Bürde „gereichet. Er fühlt ſolche Schmerzen, welche „vermögend ſind, ſeine Gedult auf die Probe zu „ſetzen, und ſolche endlich zu ermüden. Kann „man denn von einem ſolchen Menſchen ſagen, daß „er ſündige, wenn er durch den Selbſtmord ein unnützes Leben ein Ende machet.„ Die Moraliſten

ſten haben aber auf dieſes Argument bereits vorhin zweyerley geantwortet. Sie ſagen: 1) Je gröſſer das Leiden iſt, deſto gröſſern Ruhm verdient derjenige, welcher die Stunde erwartet, da GOtt ihm helfen wird, und deſto mehr werden auch andere erbauet. 2) Viele Krankheiten, welche man für unheilbar gehalten, ſind dennoch durch Gedult und durch das Vertrauen auf Gottes Hülfe gehoben worden. Die vernünftigſten Heiden haben eben dieſelben Gedanken geheget, und die Menſchen mit den Schildwachen verglichen, die auf einen gewiſſen Poſten geſtellt werden, den ſie nicht ehe bis ihre Zeit verſtrichen, oder ſie dazu Befehl erhalten, wieder verlaſſen müſſen. Ueberhaupt iſt es höchſt thöricht, wenn einige den Selbſtmord zu einer heroiſchen That machen wollen. Ich trete vielmehr diejenigen bey, welche es für verwegen halten, den Selbſtmord zu rühmen, und für ſchwer, denſelben zu entſchuldigen, ungeachtet ich doch keinesweges den harten Urtheilen des Pöbels und verſchiedener Geiſtlichen beypflichte, die ſolchen Menſchen die Seligkeit und alle Gnade bey GOTT ſchlechterdings abſprechen. Man muß vor allen Dingen darauf Acht geben, daß man keine Lehre annehme, wodurch der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes zu nahe getreten wird, und wodurch man ſich einen widrigen und falſchen Begrif von den Eigenſchaften Gottes zu machen vermögend iſt. Nach dieſen Grundſätzen richte ich meine Theologie ein, und ich hoffe, daß auch meine Heterodoxie ſelbſt dadurch wird können entſchuldiget

werden. Was würde man von dem Regenten urtheilen, der eine stetswährende Ungnade gegen einen von seinen Unterthanen wollte blicken lassen, weil derselbe bey den heftigsten Schmerzen keine stoische Beständigkeit auszuüben fähig ist. In dergleichen Fällen nicht ungeduldig zu werden, sondern beständig zu seyn, solches ist eine Eigenschaft die sich dem Heroismo nähert; und daher verdienen diejenigen, welche bey grossen Schmerzen und Widerwärtigkeiten den Muth fallen lassen, mehr den Namen schwacher und unvollkommener als rebellischer Unterthanen. Wie hart würde man demnach nicht handeln, wenn man solchen Menschen eine ewige Strafe zuerkennen, und von ihnen sagen wollte, daß sie sich aller Gnade unwürdig gemacht hätten. Ein anders ist es eine That entschuldigen, ein anders aber auch, dieselben einer ewigen Strafe würdig erkennen. Die Erfahrung zeigt, daß die Menschen ihr Leben sehr lieb haben, und daher kann man den sichern Schluß machen, daß diejenigen, welche eine solche That ausüben, durch die Angst, durch das Leiden und durch die Widerwärtigkeit dergestalt müssen überwältiget seyn, daß sie ihre Sinne nicht mehr mächtig sind. Ein solcher Zustand verdient weit mehr beklagt zu werden, als daß man sich darüber erbittern sollte. Ich gestehe es, derjenige, welcher bey solchen Umständen den Muth fallen läßt, verdient nicht entschuldiget zu werden, und die Obrigkeit handelt nicht unrecht, wenn sie solchen Menschen neben andern das Begräbniß und die Ruhestätte ver-

versaget. Allein die Urtheile derjenigen sind viel zu hart, welche solche elende Menschen aller Gnade unwürdig erklären, insonderheit wenn sie aus Irrthum meynen, daß eine solche That wohl könne entschuldiget werden. Die Urtheile Gottes sind ohne allen Zweifel in sehr vielen Stücken von den Urtheilen der Menschen unterschieden. Wir verdammen diejenigen, welche bey einem grossen Leiden ungedultig werden, die heiligen Eigenschaften Gottes aber befehlen uns, unsre Urtheile in diesem Stücke einzuschränken. Der Grundsatz, den ich hierinn angenommen habe, verursachet auch, daß ich von solchen Menschen viel gelinder urtheile, welche in Verzweiflung sterben, und sich der Gnade Gottes unwürdig achten, als von den ruchlosen Sündern, welche mit eben solcher Frechheit sterben, als sie in ihrem Leben bewiesen haben. In dem ersten Fall trift man einen Beweiß von der Verachtung seiner selbst, und von einer gewissen Demuth und Furcht vor GOtt an. In dem letzten Fall aber bemerkt man offenbar einen unerträglichen Hochmuth, gar keine Furcht vor GOtt, und etwas, welches sich der Gottesverläugnung nähert. Ich bin ꝛc.

Der

Der
fünf und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letzten Schreiben, daß Sie vor kurzer Zeit eine französische Schrift gelesen, worinn der Verfasser gezeiget, daß die französischen allgemeinen Reichstage (Convocation des Etats) lange nicht so viel zu bedeuten gehabt, als die heutigen Parlamente, und Sie meinen daher, daß ich mich in meinen Anmerkungen über die französischen Parlamente geirret hätte. Wenn man aber die französische Historie mit Bedacht durchliefet, und die allerältesten Parlamente, welche eigentlich nichts anders waren als Reichsversammlungen, von den neuern unterscheidet, welche eigentlich den Namen der Parlamente führen, so erhellet aufs deutlichste, daß ich mich nicht geirret habe; sondern daß der oben angeführte Verfasser, als ein Hofmann, vielmehr bemühet gewesen, die Reichstage zu verringern, um die Königliche Gewalt dadurch desto mehr zu erhöhen. Um dieses desto deutlicher zu machen, so will ich hier die Historie der Parlamente kürzlich anführen. In den allerältesten Zeiten wurden gewisse Versammlungen gehalten, die den Namen von dem Monat Martius oder May führten (Champs de Mars

ou Champs de May) weil sie in einem von diesen Monaten gehalten wurden. Bey dem Anfang der fränkischen Monarchie bestunden diese Reichstage allein aus Kriegsleute, wozu nachher auch noch die Bischöfe gezogen wurden, und zwar nach der Bekehrung des ersten christlichen Königs Clovis. Damals wurden sie im Monat Martius gehalten, und daher Champs de Mars genennet. Pipinus aber verlegte dieselben nachher in den Monat May, und deswegen erhielten sie den Namen Champs de May, welche Anordnung zu dem Irrthum Gelegenheit gegeben, als wenn Pipinus wegen dieses veränderten Monats der Stifter dieser Reichstage gewesen. Zu den Zeiten Ludwigs des Frommen wurden diese Versammlungen öfterer gehalten. Im Anfange bestunden dieselben, wie ich schon gesagt habe, aus lauter Kriegsleuten, wozu auch nachher die Bischöfe und Prälaten gezogen wurden. Endlich erhielt auch der hohe Adel mit der Zeit das Recht, dabey zu erscheinen. Denn Hincmarus sagt, daß in dem Parlament, welches unter Ludwig dem Stammelnden gehalten worden, niemand gefehlet, als der Abt Hugo, und Bernhard, Graf von Auvergne. Die fränkische Nation war ehedem durch verschiedene äusserliche Kennzeichen und Merkmale von einander unterschieden. Aber nach der grossen Schlacht bey Fontenay, die im Jahr 841 gehalten ward, und worinn über hundert tausend Franken umkamen, ward dieser Unterscheid nicht mehr beobachtet; und anstatt daß man ehedem die Franken, die Sachsen, ꝛc. und al-

so

so ein jedes Volk bey seinem besondern Namen zusammen zu rufen gewohnt war, so rief man nunmehro bloß und überhaupt die Geistlichkeit des Reichs und den Adel zusammen. Das gemeine Volk stellte sich auch häufig bey diesen Versammlungen ein, zwar nicht in der Absicht, um ihre Meynung über die vorgetragenen Sachen zu eröfnen, sondern bloß, um zu vernehmen, was von den andern Ständen beschlossen worden. Die Zusammenkünfte wurden damals nicht mehr Champs de Mars oder de May genannt, sondern Parlament oder Cours des Pairs. Ehedem wurden sie bald an diesem, und bald an jenem Orte gehalten, wie die Könige es für gut befunden, und den Ort ansetzten. Mit den alten dänischen Reichstagen hatte es eben dieselbe Beschaffenheit. Man hielt solche auch bald hie bald dort, und das Volk stellte sich auch ein, bloß um einen Zeugen von demjenigen abzugeben, was darauf beschlossen worden. Philipp der Schöne, war der erste, welcher das Parlament im Jahr 1302 an einen gewissen Ort, nämlich Paris, befestigte; denn man findet in einer von ihm herausgegebenen Verordnung, daß alle Jahre zwey Parlamente zu Paris gehalten werden sollten. Nachher erhielten verschiedene andere grosse Städte auch ihre Parlamente, die im Anfange zu gewissen Zeiten zusammen gerufen wurden, woraus aber nachher beständige Collegia entstanden, so wie sie auch noch sind. Die Glieder derselben können daher mit grösserm Rechte als Rathsglieder, die in Königlichen Sold stehen, angese-

gesehen werden, als daß sie Abgeordnete einer ganzen Nation seyn sollten. Dieses ist ein kurzer Abriß der Historie von den französischen Parlamentern. Man siehet daraus, daß sie zuerst nichts anders gewesen, als Versammlungen der Stände, und folglich weit mehr zu bedeuten gehabt haben, als die gegenwärtigen Parlamente, welche letztern nicht mit den Reichstägen, (Convocation des Etats) müssen vermengt werden, welche nachher bey wichtigen Vorfällen zu verschiedenen malen gehalten worden. Diese letztern sind allein solche Versammlungen, welche mit den englischen Parlamentern können verglichen werden. Denn beyde bestehen aus den Abgeordneten von allen Provinzen des Reichs; und der dritte Stand, oder der so genannte tiers Etat auf den Französischen Reichstägen hat eine Uebereinstimmung mit dem Unterhause in England. Der Unterscheid unter den Französischen Reichstägen und den Englischen Parlamentern besteht darinn, daß die ersten nur selten gehalten wurden, und seit einiger Zeit gänzlich aufgehöret, die letztern aber versammlen sich öfters, und währen lange. Der bereits erwehnte französische Verfasser führet es als einen Beweiß an, daß die französischen Reichstage nicht viel zu bedeuten gehabt; weil sie bisweilen unter der ganzen Regierung eines Königs nicht gehalten, und daher für unnöthig geachtet worden. Aber eben dieser Umstand, daß man unterlassen, sie zu versammlen, zeigt ausdrücklich, daß sie von einem grossen Gewichte gewesen, und daß die Könige nicht anders, als wenn

sie

sie durch die äusserste Noth darzu gezwungen worden, zu einem solchen Mittel geschritten, wodurch ihre Macht eingeschränkt ward. Denn bloß aus dieser Ursache hat man auch die englischen Parlamenter bisweilen eine Zeitlang ausgesetzt. Man kann den französischen Verfasser nicht besser widerlegen, als wenn man ihm dieses vorhält, daß die französischen Reichstäge völlig aufgehöret, seit dem die Könige in Frankreich zu einer souverainen Macht gelanget. Der letzte Reichstag, welcher im Jahr 1614 gehalten ward, verursachte bey der Regentin, der Maria de Medicis, ein grosses Nachdenken; und die Historie Ludwigs des XIII zeiget, daß der Hof damals alle nur ersinnliche Mittel angewandt, um einen Stand gegen den andern aufzuhetzen, damit nichts vorgenommen, oder ins Werk gerichtet werden möchte, welches dem Hofe unangenehm seyn könnte. Sie sehen hieraus, mein Herr, daß ich annoch Ursache habe, bey meiner vorigen Meynung zu bleiben. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich, aus einem recht patriotischen Eifer für ihren Glauben, wie es möglich sey, daß einer, der in der evangelischen Religion

ligion erzogen worden, die römische Religion annehmen könne, und meynen, weil solches dennoch täglich geschehe, daß alle dergleichen Bekehrungen sich einzig und allein auf einen zeitlichen Vortheil gründeten. Es ist wahr, der zeitliche Vortheil ist wohl an einem solchen Abfall vom evangelischen Glauben am meisten Schuld. Ich erkühne mich aber dennoch nicht zu sagen, daß er es bey allen sey. Unter denen, welche ich hierbey ausnehme, befindet sich auch einer von meinen Landsleuten, der berühmte Medicus Winslow, welcher gewiß durch keine zeitliche Vortheile, sondern allein durch die Liebe zu der römischen Lehre, bewogen worden, diesen Glauben anzunehmen. Sein Catechet ist der berühmte Bosuet gewesen, nach welchem er sich auch Jacques Benigne Winslow nennen lassen. Diesem Bosuet ist es geglückt meinen guten Landsmann durch eben dasselbe Argument einzunehmen, wodurch er ehedem den grossen General Turenne bewogen, seine vorige Religion zu verlassen. Denn er pflegte sich allemal eines solchen Arguments zu bedienen, welches in die Augen fiel, und wodurch schwache Gemüther sehr leicht konnten gereizet werden. Sie wundern sich vielleicht, daß ich mich des Ausdrucks schwacher Gemüther bediene, da ich von solchen Männern rede. Aber diejenigen, welche beyde Männer gekannt, die ich hier anführe, bezeugen einhellig, daß sie mit einer sonderbaren natürlichen Simplicität begabt gewesen, die man durch eine sophistische Theologie mit leichter Mühe einnehmen konnte. Das glänzende Argument, wo-

durch Bosuet diese beyden Männer eingenommen, und wodurch es ihm geglückt, noch viele andere ausser diesen zur Annehmung des römischen Glaubens zu bewegen, findet man in dem Leben des Turenne; und es ist eben dasselbe, welches Winslow sehr oft auch gegen mich und andre gebraucht hat, die er gerne zu Proselyten machen wollte. Es lautet folgendergestalt: „Wenn man ein von GOtt „geoffenbartes Gesetz annimmt, so muß man auch „zu gleicher Zeit gestehen, daß jemand nöthig sey, „den man zu allen Zeiten fragen, und der den wah„ren Sinn des Gesetzes auslegen kann. Ohne ei„nen solchen Ausleger ist die christliche Kirche „gleichsam eine Republik, die zwar weise Gesetze, „aber keine Obrigkeit hat, die vermögend ist, den „wahren Verstand derselben anzuzeigen. Welche „Verwirrung würde nicht daraus entstehen? Ein „jeder würde mit dem Gesetzbuch in der Hand her„umgehen, und über die rechte Meynung desselben „mit dem andern streiten. „ Er sagt ferner: „Wenn „man nicht einer gewissen Person eine solche Ge„walt, und ein solches Ansehen beylegen will, wel„ches über allen Zweifel und Widersprüche erhoben „ist, daß sie zu uns allen sagen kann: Sehet, das ist „die Meynung der heiligen Schrift; wie will ein un„wissender Bauer oder ein einfältiger Handwerks„mann solche Dinge verstehen, worüber die Gelehr„ten selbst mit einander streiten? GOtt hätte ja „auf solche Art, und wenn man dieses läugnet, den „Menschen die unentbehrliche Hülfe, und die so „nöthige Anleitung versagt, wenn er ihnen zwar ein

„Ge-

„Gesetz gegeben, zu gleicher Zeit aber auch keinen „sichern Ausleger verliehen, der ihnen die wahre „Beschaffenheit solcher Dinge sagen könnte, wel„che sie selbst nicht verstehen.„ Dieses ist das grosse und wichtige Argument, dessen sich dieser geistliche Hercules bedienet, und von welchem er glaubt, daß niemand demselben widerstehen könnte. Man kann aber mit Wahrheit sagen, daß dasselbe, wie glänzend es auch zu seyn scheinet, doch kaum einer Beantwortung werth sey. Denn hier ist nicht die Frage, ob es den Menschen nützlich gewesen seyn würde, wenn ihnen ein solcher beständiger Ausleger, der niemals irren könnte, wäre gegeben worden? Sondern hier kommt es bloß darauf an, ob es GOtt gefallen, dieses zu thun? Wenn wir das letzte untersuchen, so finden wir vielmehr, daß GOTT den Menschen befohlen, selbst in der Schrift nachzuforschen. Hiernächst aber sehen wir auch aus der Kirchenhistorie, daß diese unfehlbaren Richter, worauf Bosuet sich berufet, nicht zuverläßig sind. Die Concilia haben gewanket: Ein Pabst hat verworfen, was der andre beschlossen; ja die Päbste sind oft selbst mit den Kirchenversammlungen in einen Streit verwickelt gewesen. Wen unter allen soll man nun für den unfehlbaren Richter halten? Ich will aber hiervon nicht weiter reden; indem bereits verschiedene andere Schriftsteller, und insonderheit der Herr Placette, dieses Argument des Bosuets durch die stärksten Gründe widerlegt haben. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinem letztern Schreiben des Bossuets Erwehnung gethan, und gezeigt, welches Argument er für das kräftigste gehalten, um die Protestanten dadurch zu widerlegen. Er schrieb zu dem Ende das bekannte Werk, welches den Titel führet; Histoire des Variations des Eglises Protestantes, und bemühet sich darinn zu zeigen, wie oft die Protestanten ihre Meynungen verändert; welchen Wankelmuth er denn als ein Merkmal einer falschen und irrenden Kirche anführet. Man kann aber darauf verschiedenes antworten. Zuförderst haben diese Veränderungen nicht einen Hauptpunkt oder einen Glaubensartikel betroffen. Lutherus hat sich auch niemals für unfehlbar ausgegeben; und es gereicht den ersten Glaubensverbesserern zu einer Ehre, daß sie in diesem oder jenem Punkte gewanket: Denn dadurch haben sie zu erkennen gegeben, daß sie sich gerne die Einsicht andrer Lehrer zu Nutze gemacht, und Mühe angewandt, die Wahrheit zu untersuchen, und zu finden. Sie haben also nicht nur mit Worten, sondern auch mit der That selbst, zu erkennen gegeben, daß sie sich nicht für unfehlbar gehalten;

wel-

welches sie beständig an der römischen Kirche getadelt. Dieser Vorwurf des Bosuets dient also bloß zu einem Beweise von der Demuth und Lehrbegierde der Protestanten, und zeigt, daß sie nicht von ihrem einmal angenommenen Satze abweichen wollen, nämlich mit grosser Sorgfalt in der Schrift zu forschen, und der Wahrheit nachzutrachten, damit man ihnen nicht eben dasselbe unwidersprechliche Diximus vorhalten könne, welches sie an der römischen Kirche verworfen. Was aber dem Bosuet den Sieg aus den Händen reisset, und das Argument vernichtet, worauf er so sehr stolz ist, solches besteht darinn, daß gewisse gelehrte Protestanten ihn mit seinen eigenen Gründen widerleget, und die eigne Unbeständigkeit und den Wankelmuth der römischen Kirche gezeiget haben. Niemand hat dieses besser und mit kräftigern Gründen bewerkstelliget, als Herr Placette, ehemaliger Prediger an der französischen Kirche in Copenhagen. Dieser berühmte Mann hatte unter vielen andern gelehrten und scharfsinnigen theologischen Schriften auch einen Tractat unter dem Titel: Pyrrhonismus Pontificius geschrieben, worinn er von der Unbeständigkeit der römischcatholischen Lehrer in Absicht auf die Unfehlbarkeit der Kirche handelt. Es ist dieser Tractat hauptsächlich zu dem Ende von ihm entworfen, um die Schrift des Bosuets zu widerlegen, und die Beschuldigungen, wodurch dieser Skribent die Protestanten verhaßt zu machen suchet, auf die Römischcatholischen selbst zurück zu schieben. Er zeigt, daß die Historie der römi-

schen Kirche nichts anders ist, als eine Kette von beständigen Veränderungen, so wohl in der Lehre, als in den Ceremonien und in dem Kirchenregimente, und daß alle Veränderungen, welche geschehen sind, die Lehre insgemein noch ärger gemacht, als sie vorhin gewesen. Denn da viele Streitigkeiten zu den finstern und barbarischen Zeiten entstunden, da die Geistlichkeit keinen Begrif weder von der Theologie noch von der Moral hatte, so ward insgemein die ungereimteste und thörichste Meynung für orthodox erkläret. Man hat sich auch nicht nur jederzeit in der römischen Kirche gestritten, sondern man streitet auch noch, und zwar nicht allein über die Glaubensartikel, sondern auch über die Unfehlbarkeit der Kirche selbst. Einige legen solche dem Pabste, andre den Consiliis, und noch andre den Päbsten und Consiliis zugleich bey. Die Unbeständigkeit ist demnach in der römischen Kirche jederzeit weit grösser gewesen, als bey den Protestanten. Der Unterscheid bestehet blos hierinn. Weil die Römischcatholischen ihre Lehre auf die Unfehlbarkeit der Kirche gründen, so sinket ihre ganze Religion, wenn der Grund hinfällt. Dieses aber kann man von den Protestanten nicht sagen, weil solche niemals eine solche Unfehlbarkeit zu besitzen verlangt haben. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir die Historie von dem päbstlichen Collegio oder dem lustigen Consistorio zu wissen, wovon ich in meinen lateinischen Briefen kürzlich Erwehnung gethan, und welches vor einigen Jahren hier in Copenhagen von einer muntern Gesellschaft gestiftet ward. Ich kann ihnen nichts ausführliches davon berichten, weil ich weder eigentlich weiß, wenn es angefangen, oder wenn es aufgehöret. Die Chronologie thut endlich nichts zur Sache, und man kann ohne Schaden die rechte Epoche der Historie übergehen. Ich habe aber noch ausserdem verschiedene Umstände vergessen. Doch will ich das merkwürdigste, was mir annoch erinnerlich ist, von dieser Gesellschaft beybringen. Vor einigen Jahren faßten verschiedene muntere Köpfe den Entschluß, eine gewisse Gesellschaft unter sich aufzurichten, welcher sie den Namen des päbstlichen Consistorii beylegten. Die Namen der Personen will ich übergehen, weil einige von ihnen annoch am Leben sind, und vielleicht nicht gerne sehen, daß sie hier bekannt gemacht werden. Ich will also bloß desjenigen Erwehnung thun, der gleich im Anfange zum Pabst,

unter dem Namen Nicolaus der Erste, erwählet ward. Dieser Mann war ehedem Proviantverwalter auf dem Castel bey Copenhagen gewesen, und hieß Nicolaus Wiburg, woraus man sieht, daß er, wie die rechten Päbste doch sonst zu thun gewohnt sind, seinen Namen bey seiner Erhebung nicht verändern wollen. Dieser neue Pabst war zwar ein munterer Kopf, doch nicht eben gar zu gelehrt, ungeachtet er in seiner Jugend auf der hohen Schule in Copenhagen studiret hatte. Aber die Gesellschaft, welche wohl wuste, daß zu diesem hohen Amte nicht viele Gelehrsamkeit erfordert würde, und daß viele unter den rechten römischen Päbsten eine noch weit geringere Gelehrsamkeit besessen, hielten ihn für den allergeschicktesten, einen solchen Posten zu bekleiden, weil man bemerket, daß er seine Rolle wohl spielen könnte, welches das hauptsächlichste ist, was von einem wirklichen römischen Pabste erfordert wird. Man hatte auch nicht Ursache sich diese Wahl gereuen zu lassen, denn der neuerwählte wuste seinen Character mit einer solchen Majestät und Ehrbarkeit zu unterhalten, daß die sämmtlichen Cardinäle ihn für würdig hielten, den wirklichen päbstlichen Thron zu bekleiden. Man hatte nur dieses einzige an seiner Aufführung auszusetzen, daß er sich gar zu strenge in seinem Amte erwieß, und sich einer gar zu grossen Gewalt anmaßte, welches etwas anstößig zu seyn schien. Es gieng aber diesem guten Nicolao Primo wie vielen andern, welche so lange andre und fremde Personen vorstellen, und so lange eine fremde Natur

annehm-

annehmen, daß sie darüber ihre eigne ablegen. Denn man bemerkte an diesem Manne eine beständige Ernsthaftigkeit, auch wenn er ausserhalb dem Collegio in einer andern Gesellschaft war, ja wie die Societät nach Verlauf einiger Jahre bereits gänzlich aufgehoben worden, und dieser Mann einmal einen Proceß vor dem Commerzcollegio hatte, so redete er mit einer solchen Autorität, daß der Präsident sich genöthiget sahe, von dessen Person eine nähere Nachricht einzuziehen; wie derselbe aber hörte, daß dieser Mann einige Jahre durch Pabst gewesen war, so wunderte er sich nicht weiter über seine Aufführung. Was ich von dem Pabste angeführet, solches kann man auch von den Cardinälen sagen. Denn diese führten sich bey diesem Schauspiel auch so ehrbar auf, daß solches nachher Ernst ward. Es entstand Streit und Uneinigkeit unter ihnen, welche in offenbare Feindschaft ausbrach, und worinn ganze Familien verwickelt wurden. Insonderheit geriethen zweene Cardinäle mit einander in einen Proceß, der ein ganzes Jahr währte, und mit einer solchen Hitze geführt ward, als wenn es wirklich Ehre und Redlichkeit beträfe. Und weil es keinem von beyden Theilen an Anhängern fehlte, so gab dieses zu einem Schisma Gelegenheit, wodurch endlich die ganze Societät getrennt ward. Währender Zeit, daß diese Gesellschaft annoch dauerte, ward ich verschiedentlich ersucht, mit in dieselbe als ein Mitglied einzutreten, Weil ich aber bereits angefangen hatte, mich allen grossen und weitläuftigen Gesellschaften zu entzie-

hen, so entschuldigte ich mich allemal. Es war demnach meine eigne Schuld, daß ich das Glück nicht hatte, Cardinal zu werden. Doch wohnte ich der Gesellschaft einige mal als ein Fremder bey, und fand alles vollkommen übereinstimmend mit demjenigen, was ich bereits vorher davon gehöret hatte. Denn dieses Consistorium machte nicht von seinen Kleinigkeiten ein solches Geheimniß, als die Gesellschaft der Freymäurer. Am meisten gefiel mir dieses, daß man allerhand nützliche Fragen aufwarf, welche bey der nächsten Zusammenkunft entschieden würden. Bey solcher Entscheidung war das Urtheil des Pabstes von einem grossen Gewichte, weil er, wie man insgemein zu reden pflegt, e cathedra urtheilte. Das andre bestand bloß in allerhand kurzweiligen Ceremonien. Man trank die Gesundheiten verstorbener Heiligen, und sang ein Lied zum Andenken des in den Geschichten so bekannten Sterkodder, welchen der Pabst canonisiren lassen, weil man in der Chronik Erici Pomerani findet, daß er einmal einen Nachtstuhl aus vier deutschen Riesen gemacht, die er überwunden; welches von dem patriotischen Eyfer des Pabstes ein unwidersprechliches Zeugniß ablege. Dieses alles hätte ich endlich noch wohl leiden können, allein die vielen Gesundheiten, welche immer herum giengen, stunden mir nicht an. Denn ich merkte daraus, daß ich nicht die Fähigkeit hatte, welche von einem rechtschaffenen Cardinal erfordert ward, und blieb deswegen immer bey meiner Entschuldigung. Ausser dem Sterkodder hatte man noch verschiedene andre

alte

Digitized by Google

alte Helden canoniſiret, und dieſes munterte mich auf, im Namen der Stadt Callundbora um die Canoniſation des Peter Paarſens Anſuchung zu thun. Ich ſetzte auch wirklich im Namen gedachter Stadt ein Memorial auf, und zeigte darinn, daß bemeldter Peter Paars, in Abſichten auf ſeine Tugend und groſſe Thaten eben ſo canoniſabilis ſey, als St. Andreas von Schlagelſe, und verſchiedene andre Heiligen, worauf einige Städte hier im Reiche ehedem ſo ſtolz waren. Das Memorial war folgendergeſtalt abgefaſt:

Allerheiligſter Vater.

„Weil nun über hundert Jahre verlaufen ſind, „ja mehr als die halbe Zeit verſtrichen iſt, welche „zur Canoniſation erfordert wird, ſeit dem der be„rühmte Peter Paars ſich durch ſeine Tugenden „und große Thaten dergeſtalt auf Erden hervor „gethan, ſo haben wir ſämmtlichen Bürger, da „wir merken, daß Bürgermeiſter und Rath ſich „des Nutzens unſrer Stadt wenig oder nichts an„nehmen, uns erkühnen wollen, um die Canoni„ſation dieſes berühmten Mannes anzuhalten, „damit Callundborg ſo wohl ſeine Schutzheiligen „haben möge, als das uns benachbarte Schlagelſe. „Wir dürfen keine Bewegungsgründe anführen, „unſer Anſuchen zu unterſtützen, weil die Thaten „unſers Helden ſo groß ſind, daß der ehrwürdige „und wohlgelehrte Hans Michelſen, vordem „wohlverdienter Poet, und weiß Bier Brauer „hier

„hier in der Stadt, vier Bücher angewandt, sein „Leben und seine Thaten zu beschreiben. Man „weiß, daß die Historie auf zuverläßige Urkunden „gegründet ist, und daß verschiedene wackere „Männer, welche selbst Augenzeugen von allem „gewesen, solche bezeugen, unter denen wir nur „gegenwärtig Christiernum Storch, den Gevoll„mächtigten des Vogts auf Anholt, Jens Block, „Land- und Provincialmedicum, und den deut„schen Joachim, wohlverdienten Sprachmeister, „anführen wollen, so daß niemand mehr an der „Richtigkeit der Geschichte zweifelt. Wir haben „überdem noch einen geschriebenen Bericht von „der ehrwürdigen Matrone, der alten Gunild, „welcher durch das Zeugniß des ehrwürdigen und „wohlgelehrten Herrn Peters, Küsters hieselbst, „bestätiget worden. Wir bitten daher demü„thigst, daß“ ꝛc.

Weil aber dieses päbstliche Collegium gleich darauf ein Ende nahm, so konnte aus dieser Canonisation damahls nichts werden. Wenn die Societät noch eine Zeitlang gedauret hätte, so würde ich auch eine Vorbitte vor Nicolaus Klimm eingelegt haben, dessen Thaten annoch weit wichtiger sind. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe den Vorschlag gelesen, der in den politischen Schriften des Abts St. Pierre angetroffen wird, und die Mittel betrift, die seiner Meynung nach am sichersten zur Abschaffung und Aufhebung der Duelle können gebraucht werden. Solche stimmen mit denenjenigen überein, welche ich in der unterirrdischen Reise Nicolai Klims angeführet, woselbst von einem gewissen Gesetz in dem Fürstenthum Potu geredet wird, daß diejenigen unter einer beständigen Vormundschaft wie Kinder leben sollten, welche sich erkühnen würden, aus Hitze, und aus einem eingebildeten Point d' honneur den Degen gegen einen von ihren Mitbürgern zu ziehen, und denselben zu einem Zweykampf heraus zu fordern. Der Abt St. Pierre dringt hauptsächlich auf dieses Mittel, und meynt, weil der Mißbrauch aus einem eingebildeten Point d' honneur her rühre, so könnte derselbe am besten gehoben werden, wenn man eine solche eingebildete Ehre in Schmach und Verachtung verwandelte. Daß diese Schwachheit unnatürlich ist, solches erhellet daraus, weil die Duelle von je her unter den streitbarsten Nationen

tionen unbekannt gewesen. Denn man findet nicht das geringste Merkmahl davon bey den alten Griechen und Römern, weil dieselben dafür hielten, daß die Ehre eines Mannes nicht in dergleichen Dingen zu suchen sey. Kein Officier bey den Türken, Persianern, Chinesern, oder andern orientalischen Völkern, leidet das geringste an seiner Ehre, wenn er sich wegert, auf die ihn von einem andern geschehene Ausforderung zu erscheinen. Es gereicht ihm vielmehr zur Ehre, wenn er den Gesetzen gehorsam ist, und die Streitigkeit dem gemeinschaftlichen Richter überläßt. Bloß in Europa hat dieser lächerliche Gebrauch seinen Ursprung genommen, und währet auch noch in demselben bis auf den heutigen Tag. Ich nenne diese Gewohnheit mit Bedacht lächerlich, indem nichts thörichter ist, als sein eigen Leib und Leben wegen einer ungewissen Hoffnung, sich zu rächen, auf das Spiel zu setzen. Die meisten, welche einander heraus fordern, kommen mit zerstümmelten Gliedern wieder zurücke, welches eine Rache ist, die einen gewiß sehr wenig Nutzen schaffet. Denn sie ist eben so ungereimt, als wenn die Kinder mit geballten Fausten gegen die Wand schlagen, woran sie sich gestossen haben. Weil demnach ein thörichter Hochmuth und eine eingebildete Ehre der Zunder zu diesem verderblichen Mißbrauch ist, so kann man kein kräftigeres Mittel ersinnen, denselben auszurotten, als wenn man diese eingebildete Ehre in die empfindlichste Schmach und Schande verwandelt. Denn es fehlet nicht an

solchen

solchen Exempeln, daß der Mißbrauch durch dergleichen Verfügungen gehemmet worden, wo die strengsten Gesetze nichts auszurichten vermögend gewesen. Wie die Milesischen Jungfrauen einmal alle von der Thorheit überfallen wurden, daß sie sich in großer Anzahl selbst ermordeten, indem sie den Selbstmord als eine heroische That ansahen, und die Obrigkeit merkte, daß diese Raserey durch die darauf gesetzten Strafen eher vermehrt als vermindert ward, so verordnete dieselbe endlich, daß eine jede Jungfrau, welche sich auf solche Art das Leben nehmen würde, ganz nackend, in Gegenwart aller Menschen, sollte begraben werden. Dieses hatte eine solche Wirkung, daß sich nachher keine mehr ermordete. Der Abt St. Pierre schlägt ausserdem noch verschiedene andere Mittel vor, nämlich, daß ein jeder Officier, ehe er angenommen würde, durch einen Eyd angehalten werden sollte, sich nicht in einen Zweykampf einzulassen. Dieses aber dürfte zu vielen Meineyden Gelegenheit geben. Er schlägt ferner vor, keinen Fechtmeister im Lande zu dulden. Weil man sich aber einander ermorden kann, ohne in der Fechtkunst erfahren zu seyn, so würde der Mißbrauch auch dadurch nicht gehoben werden. Er meynt endlich, man solle allen Bürgern verbieten, Gewehr zu tragen, ausser auf Reisen oder im Kriege. Weil aber die Erfahrung zeiget, daß die Duelle so wohl an denen Orten gewöhnlich sind, wo die Leute mit Degen auf der Gasse gehen, als wo sie keine tragen, und die Duelle bey uns weit

gebräuch-

gebräuchlicher waren, da die Studenten mit Mänteln giengen, als nun, da sie alle Degen haben, so ist auch dieses Mittel nicht hinlänglich. Am besten ist es, wenn man sich des ersten Mittels bedienet. Doch hat man nicht nöthig mit besagten Abt die Sache so weit zu treiben, und die Duellanten in eine sogenannte tolle Kiste einzusperren. Auch die Beyspiele grosser Männer haben bisweilen einen vortreflichen Eindruck. Wie der Lord Galloway einmal zum Duell herausgefordert ward, so antwortete er: „Er hielte sich verbunden, seine Arme und seinen Degen bis auf „eine bessere Gelegenheit zu sparen.“ Ich bin ꝛc.

Der sechszigste Brief.

Mein Herr,

Die Abhandlung, welche Sie wegen des Schifs entworfen haben, das man vor einigen Jahren in dem Monde hat sehen wollen, ist ganz gelehrt gerathen, und zeigt einen muntern Witz an, die wahrscheinlichsten Muthmassungen von natürlichen Begebenheiten ausfündig zu machen. Meiner Meynung nach aber hätten sie sich, ehe sie diese Arbeit angefangen, nach der Wahrheit der Sache erkundigen sollen, damit sie keine vergebliche Mühe anzuwenden nöthig gehabt hätten. Ein gewisser Mann brachte vor einigen

nigen Jahren eine neue Theorie von dem Monde zum Vorschein. Seine Ausrechnung war richtig, es kam aber nur bloß darauf an, daß er diesen Planeten diejenige Bewegung mittheilte, die er wünschte, um sein System zu bestärken. Die Reise des berühmten Klims giebt solchen Männern viele Gelegenheit, gewisse natürliche Begebenheiten in der unterirrdischen Welt zu erklären. Man muß aber zuförderst von der Richtigkeit der Historie Nachricht einziehen, ehe man sich den Kopf über solche Dinge zerbricht, welche gar nicht vorhanden sind. Montagne urtheilet folgendergestalt hievon: „Ich bemerke, daß viele Menschen, „wenn von Sachen die Rede ist, welche in die Naturwissenschaft einschlagen, sich weit eher bemühen, eine Ursache davon ausfündig zu machen, „als zu untersuchen, ob die Sache, wovon sie schreiben wollen, auch würklich vorhanden ist. Sie „gehen die Sache selbst vorbey, und untersuchen „bloß die Würckungen derselben mit vieler Mühe. „Sie fangen insgemein also an: Wie mag dieses „oder jenes zugehen; da sie doch vielmehr zu allererst fragen sollten: Ist es auch würcklich wahr, „was man sagt?“ Ich gerieth einmahl in Paris mit einem Römischcatholischen in einen heftigen Streit, wegen des Satzes, daß der Pabst nicht irren könne. Er sagte: „Wie kann es möglich „seyn, daß die Päbste, als Nachfolger des heiligen Petri, dem GOtt das Versprechen der „Unfehlbarkeit gegeben, in Glaubenssachen irren „können? Ich antwortete ihm aber: Wir wollen

„zuförderst untersuchen, ob die Päbste Nachfol„ger des heiligen Petri in dem römischen Bißthum „sind, und ob Petrus von GOtt dergleichen Zu„sage erhalten, so wollen wir nachher leicht wegen „der übrigen Umstände fertig werden.“ Nichts ist verkehrter, als sich in die Untersuchung solcher Sachen einzulassen, welche nirgends, als in dem Kopfe desjenigen, der es erzählet, zu Hause gehören. Democritus hatte einmahl Feigen auf dem Tische, welche nach Honig schmeckten. Er ward dadurch begierig, den Ort zu sehen, wo die Feigen gewachsen waren. Wie die Köchin merkte, daß er sich darüber wunderte, so sagte sie lächelnd: Er möchte die Mühe sparen; denn sie hätte die Feigen in ein Gefäß gelegt, worinn ehedem Honig gewesen. Democritus aber ward darüber empfindlich, weil ihm dadurch die Gelegenheit benommen worden, einer seltenen Begebenheit nachzuforschen, und sagte: „Nun will ich „nichts destoweniger die Ursache mit einem solchem „Fleisse untersuchen, als wenn dieselbe wirklich „natürlich gewesen wäre. Man könnte hievon unzählige Exempel anführen, um dasjenige zu bestärcken, was ich eben gesagt habe. Ich will aber nur ein einziges beybringen. In dem vorigen Jahrhundert streuete man allenthalben aus, daß in Spanien gewisse Leute gefunden würden, welche so tief in die Erde sehen könnten, daß sie darinn Metalle, Brunnen, Särger und dergleichen zu entdecken vermögend wären. Diese Nachricht setzte die Naturkündiger in Bewegung; und verschiedene

schiedene bemüheten sich, die Ursachen davon ausfündig zu machen, ohne vorher die Wahrheit der Geschichte untersuchet zu haben. Man nannte diese scharfsichtigen Leute Zahoris, welches ein arabischer Name ist, und woraus man sieht, daß die Mohren dieses den Spaniern eingebildet. Wie Plutarchus einmahl gefragt ward, wie ein Füllen, welches von den Wölfen verfolgt worden, schneller als andre lauffen können? so antwortete er: Das kann wohl seyn, weil es vielleicht nicht wahr ist. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der ein und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Unser gemeinschaftlicher Freund entschuldiget sein Stillschweigen dadurch, weil er gar zu viel Postgeld für die Briefe geben müste. Ich befinde mich gewissermaßen wohl dabey: Denn, wenn alle Briefe frey gehen sollten, so würde deren Anzahl jährlich sehr stark vermehret werden. Die Unkosten, welche man übrigens auf die Briefe wenden muß, werden durch den großen Nutzen, den die Posten gestiftet, sehr reichlich wieder ersetzet. In alten Zeiten muste man mit grossen Kosten eigne Bothen und Brief-

träger abfertigen, und wenn man darzu nicht das Vermögen hatte, so giengen bisweilen ganze Monate hin, ja man muste oft ein ganzes Jahr verstreichen lassen, ehe man von seinem Freunde Nachricht erhalten konnte. Es ist schwer, die Zeit genau zu bestimmen, wenn diese Anstalt ihren Anfang genommen. In dem Codice Theodosiano wird zwar in dem Titel de Cursu publico der Postpferde gedacht; es werden hier aber nicht solche Posten verstanden, als wir gegenwärtig haben. Das Wort Post kommt von ponere her; weil die Pferde auf gewisse Weiten von einander gestellt und gesetzt werden. Unter der römischen Herrschaft muſten die Briefträger von den Städten, oder von andern Privatpersonen, wo sie hinkamen, mit Pferden versehen werden; welchen Zwang aber der Kayser Hadrianus wieder abschafte. Die türkischen Postbothen nehmen noch itzo allenthalben die Pferde weg, wo sie solche finden. Zu unsern Zeiten hat man zweyerley Arten von Posten, eine fahrende und eine reitende; welche aber beyde nicht gleich alt sind, indem diese Stiftung nicht an allen Orten zu einer Zeit eingeführet worden. In Frankreich soll Carl der Grosse, wie einige glauben, die Posten zuerst angeordnet haben. Man kann aber die Stiftung mit mehrerem Grunde Ludwig dem II. beylegen. In Deutschland war diese Anstalt bis zu den Zeiten Maximilian des I. völlig unbekannt: Denn unter dessen Regierung that der bekannte Franciscus de Taxis den ersten Vorschlag, Posten anzulegen, und erhielt

vom

vom Kayser daher die Direction des Postwesens für sich und seine Familie; welches Amt dieselbe auch noch besitzet. In dem grossen dreyßigjährigen Kriege ward übrigens das Postwesen erstlich recht eingerichtet. Man wuste aber im Anfange von keiner andern Post, als von der allgemeinen Kayserlichen Post, welche unter der Anordnung des von Taxis durch alle deutsche Provinzen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gieng, da die vornehmsten Stände in Deutschland in ihren eignen Landen auch Posten anlegten. Die Familie von Taxis beschwerte sich zwar darüber; die Stände aber liessen sich durch diese Einwendung nicht irre machen, und hielten sich vielmehr berechtiget, eine solche Anstalt in ihrem Lande anzuordnen, da der Kayser in seinen eigenen Erblanden eine besondere Post angelegt, und damit den Grafen von Paar belehnet hatte. Die Grafen von Taxis halten indessen doch noch reitende Posten, welche durch ganz Deutschland gehen; und in den kleinern Staaten des römischen Reichs ist ihnen dieses Recht auch noch allein, und mit Ausschliessung aller andrer Posten, verblieben. Was die nordischen Lande betrift, so findet man, daß die Posten zwischen Dännemark und Norwegen zu allererst von Christian dem IV. eingerichtet worden; wiewol das Postwesen doch nicht eher, als im Jahr 1650, recht zu Stande kam. Es erhellet solches aus der von König Friedrich dem III. ergangenen Postverordnung, worinn gewisse Tage festgesetzt wurden, an welchen die Post von Christiania nach

Copenhagen gehen sollte. Die Königliche nach Hamburg gehende Post ist nicht eher, als im Jahr 1653, eingeführet worden. Denn in diesem Jahr ward zu allererst eine reitende Post so wohl in Copenhagen als im Hamburg angeordnet, welche in weniger als drey Tagen die Briefe von einer Stadt zur andern bringet. Dieses geschiehet zweymahl in der Woche, und zwar nach der Anstalt, welche von dem General-Postdirector, Paul Klingenberg, gemacht worden, den man für den eigentlichen Stifter des Postwesens hier in Norden halten kann. Ich bin ꝛc.

✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

Der
zwey und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Ich bemerke, daß sie nebst andern die irrige Meynung hegen, als ob die bekannte Rinde, die wir China Chinae, die Franzosen aber Quinquina nennen, aus China gebracht werde. Die Bäume, von denen diese Rinde genommen wird, wachsen einzig und allein in der Peruvianischen Provinz Quito in America, auf einigen Bergen, nicht weit von der Stadt Loxa. Die Spanier gaben diesen Bäumen gleich den Namen Pala de Calenturas, oder Fieberbäume. Diese Bäu-

Bäume sind an Grösse den Kirschbäumen gleich. Diejenigen, welche auf dem Berge Cajanuma, ungefehr zwey Meilen von Loxa, wachsen, werden für die besten gehalten, und von diesen ist auch die erste Rinde nach Europa gebracht worden. Wie hoch insonderheit die Rinde von den Bäumen auf dem Berge Cajanuma gehalten worden, solches erhellet daraus, daß die Kaufleute sich besondere Attestate von den Notarien geben lassen, daß die Rinde von dem Berge Cajanuma genommen worden. Diese Rinde ist in Europa nicht eher, als seit dem Jahr 1640 bekannt gewesen. Die Jesuiten brachten dieselbe einige Jahre nachher in Italien und Spanien in einen grossen Ruf. Andre hingegen, und insonderheit einige Medici, welche ihre Rechnung nicht dabey finden, daß ein Fieber so bald, und durch solche geringe Mittel vertrieben werde, haben den Gebrauch dieser Rinde verworfen. Man sieht aus den Briefen des Guy Patins, wie schlecht derselbe von dieser Rinde urtheilet. Der Cardinal de Lugo führte die Rinde zuallererst im Jahr 1650 in Frankreich ein, wo dieselbe eine lange Zeit das Pulver des Cardinals (la poudre du Cardinal de Lugo) genannt ward. Die Engländer aber nannten diese Rinde das Pulver der Jesuiten, weil die Jesuiten damit einen grossen Handel trieben. Woher diese Rinde den nun gebräuchlichen Namen China oder Quinquina erhalten, solches kann ich nicht zuverläßig bestimmen. Es scheint aber glaublich zu seyn, daß die Gräfin von Chinchou, bey welcher diese Rinde eine

wundernswürdige Wirkung gethan, zu obberegten Namen zuerst Gelegenheit gegeben. Man erzählt die Historie folgendergestalt. „Die Gräfin „von Chinchou, die Gemahlin des Statthalters „in Peru, war eine geraume Zeit mit dem Tertianfieber geplagt, und hatte, um solches zu vertreiben, bereits allerhand Mittel vergebens gebrauchet. Einer von den Freunden des Statthalters, dem die Kraft dieser Rinde wider das „Fieber bekannt war, schickte ihr etwas davon, und „gab ihr zu gleicher Zeit die Versicherung, daß das „Fieber aufhören würde, so bald sie sich nur entschliessen wollte, etwas davon zu gebrauchen. Er „ward hierauf gleich nach Lima geholet, um selbst „das Recept zuzubereiten, und dieses geschahe auch „mit einer solchen erwünschten Wirkung, daß die „Gräfin von dem Fieber befreyet ward. Nach dieser gemachten Probe ließ man von Loxa mehr von „der Rinde holen, und weil die Gräfin davon an „alle diejenigen austheilte, die derselben nöthig „hatten, so ward diese Rinde im Anfange insgemein das Pulver der Gräfin genannt.“ Vermuthlich hat man sich hiebey auch des Namens Chinchou bedienet, welches nachher in China verwandelt worden. Nachdem die Grafin das Pulver eine Zeitlang selbst ausgetheilt hatte, und sich endlich damit nicht weiter bemühen wollte, so überließ sie diese Austheilung den Jesuiten. Daher hat man dieses Pulver in Indien lange das Pulver der Jesuiten genannt, ehe es in Europa bekannt ward. Man meynt, daß diese Begebenheit im

Jah-

Jahre 1638 geschehen sey. Im Anfange ward die Rinde fast mit Gold aufgewogen. Nachher aber verlohr dieselbe sehr viel von ihrem Preiß, da die Einwohner von Lopa, wie sie sahen, daß sie nicht so viel schaffen konnten, als verlangt ward, andre Rinden darunter mengten, und solche unter dem vorigen Namen auf dem Markte verkauften, wenn die Gallionen von Panama abgiengen. Die Reisenden, welche dort gewesen, versichern einhellig, daß die großen Bäume alle weg, und nur noch junge übrig sind. Und daher ist es wahrscheinlich, daß der größte Theil dieser Rinde, welche nun in Europa gebraucht wird, mit Cascanille und andern Rinden vermengt ist. Denn sonst könnte dieselbe unmöglich für einen so geringen Preiß verkauft werden. Ich bin ꝛc.

Der
drey und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Alle Menschen haben einen natürlichen Begrif von der Gerechtigkeit, obgleich die Ungerechtigkeit nicht durch ausdrückliche Gesetze verboten worden. Denn ungeachtet kein Gesetzgeber etwas deswegen verordnet, so halten sich doch alle und jede verpflichtet, dieses große Gebot

der Natur zu beobachten: „Was du nicht willst, „das andre dir thun sollen, das thue du ihnen auch „nicht.“ Weil aber keine Wahrheit so klar und unwidersprechlich ist, daß sie nicht von einigen sollte angefochten werden: so haben auch einige kühne Philosophen kein Bedenken getragen zu behaupten, daß dieses kein Gebot der Natur sey, sondern daß solches allein von der Unterweisung, von der Erziehung, und von ausdrücklichen Gesetzen herrühre. Niemand hat dieses weitläuftiger ausgeführt, als der bekannte Hobbesius. Verschiedene andre haben seine Fußstapfen betreten, und es scheint, daß der berühmte Locke, auch seiner Meynung beypflichtet. Denn derselbe sagt an einem Orte in seinen philosophical Essays: „Ein jeder angebohrner Grundsatz muß an sich „selbst so deutlich seyn, daß man keinen Beweis „bedarf, um die Wahrheit desselben zu zeigen, „noch eine Ueberredung, denselben anzunehmen. „Also hält man billig dafür, daß derjenige nicht „einen Funken von Verstand besitzt, welcher ent„weder eine Ursache verlangt oder giebt, daß ein „Ding zu gleicher Zeit seyn, und auch nicht seyn „könne. Dieser Satz führt eine solche Wahrheit „mit sich, welche keines Beweises bedarf, und ein „jeder, der nur der Sprache kundig ist, begreift „denselben augenblicklich, weil er unwiderleglich, „und im höchsten Grad deutlich ist. Wenn man „aber diese moralische Regel vorträgt, welche der „Grund aller Tugend ist: Was du nicht willst, das „dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch

nicht,

„nicht, und solche einem Menschen einschärft, der „niemals vorher davon sprechen hören, so wird der„selbe doch, ungeachtet er die Sprache verstehet, „die Ursache und den Grund dieses Satzes wissen „wollen, und derjenige, der ihm diesen Satz vor„trägt, wird sich verbunden halten, davon eine „Ursache anzugeben. Man sieht daraus, daß die„ses Gesetz nicht natürlich und angebohren ist. „Denn, wenn solches wäre, so brauchte man so „wenig den Satz zu beweisen, als derselbe durch „einen Unterricht könnte deutlicher gemacht wer„den, sondern solcher müste als eine unwidersprech„liche Wahrheit angenommen werden, woran nie„mand zweifeln könnte, so bald man nur die Sa„che nennen hörte. Die Wahrheit der morali„schen Regeln gründet sich demnach auf etwas vor„hergehendes, woher dieselben durch das Mittel „der Unterweisung müssen geleitet werden; wel„ches aber nicht nöthig wäre, wenn diese Regeln „von der Natur eingeprägt, oder von sich selbst „klar wären.“ So weit gehen die Gedanken die„ses großen Weltweisen, und man siehet daraus, daß er die Meynung heget, daß das Licht der Natur uns keinen Begrif von den Tugenden und Lastern gebe, sondern daß man diese Erkenntniß allein der Unterweisung und Erziehung zu danken habe. Andere haben sich bemühet, diese paradoxe Meynung durch Exempel zu beweisen. Sie sagen, man zeige zweyen Kindern eine Sache, wornach sie beyde ein Verlangen haben. Man gebe z. E. dem jüngsten und schwächsten Kinde ei-

nen

nen Apfel, und lasse die beyden Kinder allein, und hierauf gebe man Achtung, ob das älteste und stärkste Kind nicht dem jüngsten den Apfel mit Gewalt aus der Hand reissen wird. Sie zeigen weiter, daß man ganze Nationen finde, welche ihre Kinder schlachten und essen, und andere, welche sich eine Ehre daraus machen, zu rauben und zu stehlen. Die Freybeuterey ward in vorigen Zeiten als eine heroische That angesehen, und ein reicher Mann machte sich eine Ehre daraus πολυλλιος, oder ein solcher genannt zu werden, der sich durch den Raub bereichert. Die Natur ist also, wie sie sagen, wider das Gesetz, oder das Gesetz wider die Natur. Die Natur kann keine andre als verdorbene Mitglieder in einer Societät hervorbringen. Die Gesetze aber werden gegeben, um die Natur zu zwingen und gute Bürger zu machen. Die Grundsätze, welche von der Natur herrühren, die allenthalben und alle Zeit eben dieselbe bleibt, können keinen göttlichen Ursprung haben, wenn sie die Menschen auf Abwege verleiten, die GOtt zu betreten verboten hat. Die Natur ist bey allen Menschen einerley, und wenn dieselbe verändert werden könnte, so würden die Menschen aufhören, Menschen zu seyn. Sie ist eine treue und beständige Gefährtin, und siehet die Unterweisung nicht anders als mit scheelen Augen an, weil solche ihre Ruhe störet, und ihren Lüsten einen Zaum anleget. Solche und andere scheinende Gründe suchet man insgemein hervor, um einen Grundsatz zu entkräften, der stets für unwi-

der-

derſprechlich gehalten worden. Allein, ſo ſcheinend auch dieſe Gründe ſind, ſo leicht ſind ſie auch zu widerlegen. Was den Beweis des Hrn. Locke betrift, daß alles, was einer weitern Erläuterung bedarf, nicht angebohren noch von der Natur eingeprägt ſeyn könne; ſo hat er zwar darinn nicht völlig Unrecht. Man kann aber auch zu gleicher Zeit ſagen, daß die groſſen Hauptpflichten ſo känntlich und in die Augen fallend ſind, daß man ſie nur nennen darf, um zu zeigen, daß die Menſchen verbunden ſind, ſie in Acht zu nehmen. Denn eben ſo leicht ein Menſch begreift, daß ein Ding nicht zu gleicher Zeit ſeyn, und auch nicht ſeyn kann, eben ſo leicht faſſet er auch dieſes groſſe Geſetz: „Was du nicht willſt, „das dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch „nicht.“ Daß einige Menſchen entweder aus Bosheit dieſes nicht begreiffen wollen, oder aus einer verderbten Gewohnheit nicht begreiffen können, ſolches thut nichts zur Sache. Denn viele läugnen auch das Daſeyn Gottes, ungeachtet nichts leichter zu begreiffen iſt, als daß die wundervolle und höchſtordentliche Schöpfung nicht von ungefehr entſtanden ſeyn könne, ſondern einen allmächtigen Baumeiſter haben müſſe. Derjenige alſo, welcher nicht begreift, daß das vorangeführte groſſe Geſetz von der Natur herrühre, der bezeiget ſich ſelbſt ganz unnatürlich; und wenn er dieſes nicht ohne vorhergegangenen Beweis glauben will, ſo wird er eben ſo wenig ohne vorherge-

gangene

gangene Unterweisung gestehen, daß ein Triangel kein Zirkel ist, oder daß er selbst existiret. Die hiergegen angeführten Exempel beweisen bloß, daß eine böse Unterweisung und eine verderbte Gewohnheit dasjenige verstellet, was die Natur ordentlich gelehret. Auf solche Art ist es leicht, das Licht in Finsterniß zu verwandeln. Was von den beyden Kindern angeführet wird, schickt sich nicht hieher. Denn die Kinder verlangen auch eine Ursache von dem Satze zu wissen, warum ein Ding nicht zugleich seyn, und auch nicht seyn könne, und lassen sich auch solche Dinge erklären, welche die äusserste Klarheit bey sich haben. Daß verschiedene Völker einander schlachten und essen, und daß andere den Raub und die Freybeuterey für eine Tugend halten, weil Lycurgus sie durch ein Gesetz dazu aufgemuntert hatte, und man findet unzählige andre Menschen, welche aus Liebe zu ihrer Religion, oder aus Ehrerbietung gegen ihre Lehrer, ihre eigene Sinnen verläugnen, und sagen, daß sie sehen, fühlen und hören, da sie doch von dem allen nicht das geringste wirklich empfinden. Man stelle sich vor, wenn jemand seinen Wohlthäter mit Gewalt desjenigen beraubte, was ihm lieb und angenehm ist, und derselbe sich darüber innerlich betrübte, sollte es dem Thäter wohl nicht natürlicher Weise und ohne allen vorhergegangenen Unterricht einfallen, daß er eine gottlose That begangen. Es

thun

thun demnach alle diejenigen Exempel, welche man zu Bestärkung der gegenseitigen Meynung anführet, nichts zur Sache. Denn die Meynung der andern Parthey ist und bleibet ungegründet, und ärgerlich, wo man nicht sagen will, daß auch ein vorhergehender Unterricht erfordert würde, um den Menschen begreiflich zu machen, daß das Brodt kein Fleisch zu nennen, oder daß die unendliche Schöpfung von ungefehr entstanden sey; welches doch einige verstockte Menschen zu behaupten sich erkühnet haben. Wie der grosse Zaar in Rußland, Peter Alexiowitz, hörte, daß jemand an der Schöpfung zweifelte; so fragte er denselben, ob er glaubte, daß ein Uhrwerk von selbst entstanden sey? Und wie der andre noch bey seinem Zweifel beharrte, so sagte er: **So must du toll seyn.** Es konnte auch kein anderer Schluß gemacht werden, als dieser. Denn es hieß auch hier: Contra negantem principia non aliter disputandum. Ich bin ꝛc.

Der

Der vier und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen zu wissen, in welchem Lande die Einpropfung der Blattern zuerst aufgekommen. Dieser Gebrauch ist schon lange in Cirkaßien üblich gewesen. Denn weil die Cirkaßier einen grossen Vorrath von schönen Kindern haben, womit sie eine besondre Handlung treiben, und die türkischen Serails versehen, so glauben sie durch die Einpropfung zu verhindern, daß ihre Schönheit nicht durch die Blattern möge verdorben werden. Die Türken haben diesen Gebrauch der Cirkaßier angenommen, und lassen ihre Kinder sehr frühe inoculiren. Einige meynen, daß die Kunst von Constantinopel nach England gebracht worden; obgleich andere bezeugen, daß diese Erfindung vor mehr als hundert Jahren schon in China bekannt gewesen. In England hat man damit verschiedene Versuche angestellet, und man hielt die Erfindung eine Zeitlang für so nützlich, daß verschiedene andere Nationen sich auch derselben bedienten. Allein, ungeachtet daß man diese Erfindung so sehr gerühmet, und ihr so herrliche Wirkungen beygeleget, so haben sich die meisten doch nicht darzu bequemen wollen; weil sie es für eine

Thor-

Thorheit halten, sich wegen einer ungewissen Hoffnung in eine gewisse Krankheit zu stürzen. Endlich aber ist diese Kunst nach verschiedenen mißlungenen Proben, insonderheit nach derjenigen, welche im Jahr 1731 angestellet ward, gänzlich in Mißcredit gerathen. Denn man bemerkte damals, daß jederzeit der fünfte von denen starb, welche sich die Blattern hatten einpropfen lassen. Dieses brachte die größten Freunde dieser Erfindung zum Stillschweigen; und es scheint, daß diese Cur gegenwärtig völlig aufgehöret. Man legt übrigens den Engländern noch eine andere ganz sonderbare Erfindung in der Arzneykunst bey, welche alle und jede in Verwunderung setzte: indem man dadurch nicht nur kranke Leute in einer Stunde ganz gesund, sondern auch fast unsterblich zu machen glaubte. Die Erfindung, welche vielen Schein hatte, bestund darinn, daß man entweder Blut oder einen andern frischen Liqueur aus dem Leibe eines Thieres in den Leib eines andern Thieres lauffen ließ. Man machte gleich die Probe mit verschiedenen Arten von Thieren; und Lower soll im Jahr 1665 damit zu Oxford den ersten Anfang gemacht haben. Die Franzosen waren die ersten, welche es mit Menschen versuchten. Die Probe geschahe auf folgende Art. Man öffnete einem Kalbe die Ader, und ließ durch eine Röhre, welche an die Ader des Menschen befestiget war, das Blut aus dem Thiere in den Menschen lauffen. Währender Zeit öfnete man dem Menschen auf dem andern Arm eine Ader, damit eben so viel Blut wieder weglauffen möchte, als

durch die Röhre hineingebracht ward. Wenn man einigen damals herausgekommenen Berichten trauen darf, so muß die Wirkung im Anfang gut gewesen seyn: Denn eine junge Person von 15 Jahren, welche stets schwermüthig gewesen, ward durch diese Operation vergnügt und munter. Eben dieses ward von verschiedenen andern Personen erzählet; und insonderheit führte man ein ganz gebrechliches Frauenzimmer an, welches in allen ihren Gliedern durch diese Operation völlig wieder gesund geworden. Einige Philosophen fielen daher auf die Grillen, daß man hiedurch nicht nur einen kranken Menschen gesund machen, sondern auch die Natur desselben völlig verändern könne. Sie glaubten daher, daß einer, der frech und dreist wäre, durch das Blut eines Lammes zahm, ein tummer Mensch durch das Blut eines Fuchses ein Politicus, und einer, der furchtsam ist, durch Löwenblut tapfer gemacht werden könnte. Andere aber schrieben heftig dagegen, und bewiesen, daß das Blut eines Thieres ein Gift sey, wenn es mit dem Blute eines andern Thieres vermengt wird; daß alles Blut, welches nicht an seiner natürlichen Stelle ist, verderben, und in seinem Lauf durch die Röhre stocken müsse. Der Ausgang zeigte, daß die letzten Recht hatten: Denn verschiedene Proben, welche man anstellte, geriethen sehr unglücklich. Einige, welche im Kopfe verrückt waren, wurden dadurch noch unsinniger, und andre starben; wodurch jemand bewogen ward zu sagen: Ich merke, es ist nicht so leicht, das Blut,

als

als sein Kleid, zu verändern. Das Parlament ließ daher auch im Jahr 1670 bey harter Strafe verbieten, dergleichen Operationen ferner vorzunehmen. Ich meines Theils rathe niemanden ab, auf neue und grosse Entdeckungen in der Arzneykunst bedacht zu seyn. Denn es trift auch hier ein, was Quintilianus sagt: Evenit nonnunquam, ut aliquid grande inveniat, qui semper quærit quod nimium. Dennoch aber verlange ich nicht derjenige zu seyn, an dem eine neue Erfindung zuerst versucht wird. Ich bin auch weit davon entfernet, die Arzneykunst zu verachten. Ich halte solche nur für sehr ungewiß; welches auch vernünftige und uneigennützige Medici selbst gestehen. Photius redet von einem Medico, Namens Dionysius, welcher ein Buch geschrieben, das aus hundert Kapiteln besteht, von denen 50 Kapitel die eine, und 50 eine andere Meynung behaupten. Cardanus hat gleichfalls zwölf Bücher von den streitigen Sätzen in der Arzneykunst zusammen geschrieben. Und daher halte ich bey so bewandten Umständen nichts rathsamer zu seyn, als eine gute Diät, und Mäßigkeit in allen Dingen; wobey die Regel des grossen Hippocrates wohl zu beobachten, wenn er sagt: Σιτια, ποτα, υπνοι, αφροδισια, παντα μετρια, d. i. **Essen und trinken, schlafen und lieben, alles muß mäßig** seyn. Ja man muß in der Diät selbst Maasse halten. Denn es gilt hier, was Petronius sagt: Cibus avidum strangulat, abstinentem frugalitas, ubique naufragium est. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinen Schriften bey verschiedenen Gelegenheiten die Ursachen angezeigt, wesfalls die Wissenschaften mehr und mehr abnehmen, und wesfalls studirende Personen nicht mehr zu der Vollkommenheit, wie in vorigen Zeiten, gelangen. Hier im Lande kann man ausser denen an andern Orten bereits so oft angeführten Ursachen dieses als eine Haupthinderniß angeben, daß man hieselbst mit einer unbeschreiblichen Begierde nach Rang und Ehrentiteln trachtet. Die täglichen Beyspiele zeigen aufs deutlichste, was diese Schwachheit unter den studirenden Personen für einen unersetzlichen Schaden anrichtet. Man bemerkt bisweilen recht mit Vergnügen, wie verschiedene muntere Köpfe recht zusehends in den Wissenschaften zunehmen, und macht sich daher die Hoffnung, daß sie dermaleinst der gelehrten Welt zu einer grossen Zierde gereichen werden. Nicht lange darnach aber siehet man, wie sie einer nach dem andern von der Gelehrsamkeit Abschied nehmen, und sich in solche Geschäfte verwickeln, womit der Rang und andre Ehrentitel verbunden sind. Durch dergleichen Arbeiten wird ihnen nachher nicht nur die Zeit, sondern auch die Lust benommen, es in den

Wis-

Wissenschaften weiter zu bringen. Einige setzen das Studiren so gar bey Seite, daß sie alles vergessen, was sie vorher gelernet haben. Andre sehen die Wissenschaften als ein Nebenwerk an, und wenden keine Zeit auf dieselben, als wenn sich einmal zufälliger weise eine Gelegenheit äussert. Die Gedanken sind hauptsächlich auf solche Dinge gerichtet, welche ihrem Ehrgeitze schmeicheln, und ihnen den Weg zu Rang und Ehrentiteln bahnen. Um einen dergleichen schädlichen Abfall zu verhüten, ist es bereits in den meisten Landen eingeführt, daß man sowohl den Gelehrten, als andern einen Rang beylegt, welche als Mitglieder in einem Collegio sitzen. Denn, wenn jemand sieht, daß er im Rang so wohl auf dem Parnaß, als auf einem andern Berg, so wohl bey den Wissenschaften, als bey andern Geschäften, sein Glück machen, und eine Beförderung erwarten kann, so bleibt er auf der Bahn, welche er einmal betreten, und sucht sich immer mehr und mehr durch seine Wissenschaften empor zu heben. Ich könnte hieselbst viele merkliche Exempel von einem solchen Abfall anführen, der durch die oben angeführte Ursache veranlasset worden. Es ist solches aber unnöthig, weil meine Landesleute dieses ohnedem schon aus der täglichen Erfahrung wissen. Den Fremden wäre dieses zu ihrer Nachricht vielleicht dienlicher, weil solche wahrnehmen, daß sich bey uns in Dännemark öfters grosse Geister sehen lassen, welche aber auch fast zu eben derselben Zeit wieder verschwinden. Denen allein möchte dieses vielleicht unbegreiflich seyn, weil

ſie die Urſache nicht wiſſen. Ich gebe mich nicht dafür aus, daß ich einige rechtſchaffene philoſophiſche Eigenſchaften beſitze. Dieſes aber muß man mir doch laſſen, daß ich dieſer Art von Verſuchung beſſer, als die meiſten von meinen Mitbürgern, widerſtanden habe. Denn man hat mich ſchon vor mehr als dreyßig Jahren aufgemuntert, mich auch auf dieſe groſſe und allgemeine Rennbahne zu begeben, welche allein zu den Ehrentiteln führet. Ich habe aber dieſer Verſuchung jederzeit Widerſtand geleiſtet, weil ich es für unverantwortlich gehalten, in dieſem Stücke den Fußſtapfen der andern zu folgen, und es verdrießt mich noch dieſe Stunde nicht, daß ich mich nicht dazu bereden laſſen. Denn was ich an dem einen Theil verloren, das habe ich an dem andern wieder gewonnen, und der geringe Ruhm, den ich durch meine Schriften ſo wohl in- als auſſerhalb Landes erworben, hat mich dieſerwegen völlig ſchadlos gehalten. Man kann indeſſen dieſe meine Enthaltung, die ich blicken laſſen, um mich nicht in dieſem Stücke meinen Mitbürgern gleich zu ſtellen, keiner Gemächlichkeit zuſchreiben; denn mein ganzes Leben iſt nichts anders, als eine Kette von einer beſtändigen und ſauren Arbeit geweſen. Auch kann man deswegen nicht von mir urtheilen, daß ich gar zu ſchlechte Gedanken von mir ſelbſt geheget. Denn vielleicht habe ich die Ehre eben ſo lieb, als andre von meinen Landesleuten, welche ſo ſehr nach Rang und Vorzug ringen. Die Ehrbegierde kann bey uns gleich ſtark ſeyn, ungeachtet wir nicht eine gleiche Abſicht haben. Ich habe wenigſtens dieſes

dabey

dabey gewonnen, daß ich dasjenige nicht wieder vergessen, was ich in meiner Jugend gelernet. Die Staats-Collegia in Copenhagen, und insonderheit das höchste Gericht, von welchem unsre akademischen Bürger mit solchem Eyfer Mitglieder zu werden suchen, sind von je her ein Kirchhof der hiesigen hohen Schule gewesen. Denn so bald jemand merkt, daß er sich unter seinen akademischen Mitbürgern hervor thut, so kündigt er gleich die gelehrte Bürgerschaft auf, und die neun Musen sind länger vermögend, ihn zu halten. Hier helfen keine Erinnerungen, hier gelten keine Avocatoria, sondern wie die Schweitzer sagen, Point d'argent, point de Suisse, so heißt es auch hier, kein Titel, keine Arbeit. Dieses ist die rechte und eigentliche Ursache des so häufigen Abfalls, worüber sie so wohl, mein Herr, als auch andre billig klagen; und nunmehro kann man deutlich begreifen, wesfalls die Künste und Wissenschaften so oft in ihrer besten Blüthe ersticket werden. Viele haben solches der natürlichen Unbeständigkeit der Nation zugeschrieben. Andere aber, welche diese Sache etwas genauer überlegen, werden gestehen, daß ich die rechte Quelle entdecket, woraus dieses Ungemach fliesset. Falls auch dieser Unordnung kein Riegel vorgeschoben wird, so dürften die Wissenschaften schwerlich jemals zu einer sonderlichen Vollkommenheit gelangen, sondern die grösten Geister, welche dieses Land sonst hervorbringen könnte, werden stets ungelehrt und wohlgebohren seyn. Ich bin ꝛc.

Der sechs und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Sie fragen mich um Rath, ob sie ihren Proceß den Stadtgerichten übergeben, oder zu dessen Entscheidung Commissairen nehmen sollen. Ich habe niemals jemanden gerathen, die ordentlichen Gerichte vorbey zu gehen, weil ich mit den meisten, wegen des Nutzens, nicht einig bin, den man von denen nun gebräuchlichen Commißionen zu erhalten gedenket. Und sollte ich jemals darauf fallen, ein Project zu machen, welches mir doch noch nimmer in den Sinn gekommen, so würde das erste Project die Aufhebung der Commißionen betreffen. Man kann davon folgende Gründe angeben. Die Art des Gerichts, wobey die streitenden Partheyen sich selbst Richter erwählen, ist, so viel ich weiß, in keinem andern Lande, als bloß in Dännemark, eingeführt. Und wenn der Nutzen, womit sich einige schmeicheln, dadurch zu erhalten stünde so würden ohne allen Zweifel andre Nationen uns wohl nachgeahmet haben. Da aber solches nicht geschehen, so kann man auf die Gedanken fallen, daß der Nutzen so gar groß nicht seyn müste. Ich habe aus der täglichen Erfahrung bemerket, daß die streitenden Partheyen nicht diejenigen zu

Rich-

Richtern erwählen, welche sie für die grösten und besten Rechtsgelehrten halten, sondern welche ihre besten und vertrautesten Freunde sind, da denn ein jeder so urtheilet, wie es der Nutzen seiner Freunde erfordert, daß man sich also fast nach keinem Commißionsurtheil zuverläßig richten kann. Ich sage nicht, daß dieses würklich geschiehet, sondern bloß: es ist wahrscheinlich, daß es geschiehet. Ich habe gleichfalls bemerkt, daß viele, um die Kosten zu ersparen, keine Gegencommissairen nehmen, und dadurch zu erkennen geben, daß es ihnen gleich viel sey, wie das Urtheil der Commißion ausfalle. Wozu dienen aber dergleichen Rechte, wenn die Partheyen selbst so wenig darauf achten. Diejenigen, welche so sehr für die Commißionen eingenommen sind, suchen ihren Satz durch folgende Gründe zu behaupten. Sie sagen, die Processe werden dadurch verkürzt. Denn durch dergleichen Commißiones können auf einmal verschiedene Sachen entschieden werden, die man sonst noch vor mehrern Gerichten verhandeln müste. Man sparet dadurch so wohl Zeit als Unkosten. Denn von der Commißion, als der ersten Instanz, gehet man gleich zum höchsten Gericht, da man sonst erstlich von einem Gerichte zum andern gehen muß, ehe man ein Urtheil von dem höchsten Gericht erhalten kann. Was den ersten Grund betrift, so ist nicht zu läugnen, daß man durch die Commißiones verschiedene Schwierigkeiten vorbeugen kann. Aber dagegen läßt sich noch immer die Frage aufwerfen, ob solches auch nicht durch andre Mittel bewerkstelli-

get werden könne, als wobey sich die streitenden Partheyen selbst die Richter erwählen, welches fast eben so viel ist, als wenn man in seiner eigenen Sache selbst das Urtheil abfasset. Was den andern Grund betrift, daß man durch die Commißionen so wohl Zeit als Kosten sparen könne, so bezeugen viele aus eigner Erfahrung, daß dabey oftmals mehr Zeit und Geld verloren gehe, als bey den ordentlichen Gerichten. Denn die letztern werden unausgesetzt an gewissen Tagen gehalten, und müssen auch an denselben gehalten werden. Bey den Commißionen aber ist gar oft eine Verhinderung zu besorgen. Denn theils ordnen die Commissarien nach ihrem eignen Gutbefinden die Gerichtstage an, theils muß auch die Sache nothwendig ausgesetzet werden, wenn einer von den Commissarien entweder krank, oder wichtiger Geschäfte halber zu verreisen gezwungen ist. Zuweilen suchen auch die Commissarien selbst, die Sache aufzuhalten, um ihr Gehalt desto länger zu genieſſen, welches bey den ordentlichen Gerichten nicht zu besorgen ist, da die Richter, welche von dem Publico besoldet werden, bey der Verzögerung der Sachen weder verlieren noch gewinnen. Die Erfahrung zeigt endlich auch, daß sehr wenige Sachen durch die von der Commißion abgefaßten Urtheile entschieden werden, weil die Partheyen es nicht dabey bewenden lassen, da im Gegentheil ein jeder bey den ordentlichen Gerichten einen Ausspruch gewärtigen kann, wornach sich die Partheyen richten müssen. Wenn man demnach alles genau überlegt, so

findet

findet man offenbar, daß weder Zeit noch Unkosten bey den Commißionen gesparet werden. Und dieses letztere ist um so viel leichter zu begreifen, da die ordentlichen Richter ihre Bezahlung von der Regierung, die Commissarien aber von den Partheyen erhalten. Diese meine Anmerkungen sind nicht neu, denn man höret allenthalben, daß die Leute sich über die widrigen Folgen beschweren, welche aus den Commißionen herfliessen. Man könnte aber noch viele andre anführen, die hieraus entstehen, von denen zwar wenig geredet wird, und die dennoch von grosser Wichtigkeit sind. Diejenigen, welche von den streitenden Partheyen zu Commissarien ernannt werden, sind entweder ordentliche Richter, oder solche Leute, welche nichts zu thun haben, aber doch mit einem Character versehen sind. Wenn sie unter die Zahl der ordentlichen Beysitzer in einem Gerichte gehören, so ist es wahrscheinlich, daß viele sich aus äusserſten Kräften bemühen werden, die von ihnen in der Commißion ertheilten Bescheide von ihren Collegen in den höhern Gerichten bekräftiget zu sehen; und wie leicht kann man nicht zu dem Ende einige Stimmen werben? Denn es heißt auch hier: Manus manum lavat. Wir dienen in gleichen Fällen wieder. Ich sage deswegen nicht, daß dieses wirklich geschiehet, aber wie leicht ist es nicht, daß dadurch Factionen in höhern Gerichten entstehen. Wenn die Commissarien keine Mitglieder von höhern Gerichten, sondern bloß solche Personen sind, welche sich werben lassen, um einen Handschilling zu verdienen, so kann man

leicht

leicht ermessen, daß hiebey das Ansehen der Person nicht kann vermieden werden. Denn es heißt bey den Partheyen: Wenn du ein solches Urtheil abfassest, welches wider mich ist, so thust du unserer Freundschaft und deinem eigenen Nutzen zu nahe. Man findet allerdings hin und wieder einige, welche sich nicht von diesen beyden Magneten ziehen lassen, allein die Exempel sind so wohl hier als in andern Ländern sehr rar, und der juristische Heroismus beginnt allenthalben ungemein abzunehmen. Diejenigen, welche diese Sache noch tiefer einsehen, behaupten, daß hieraus noch ein grösseres Unheil, als alle vorangeführte verdrießliche Folgen, fliesse. Sie meynen, daß die Advocaten hierbey am meisten gewinnen, und daß der grosse Einfluß, den sie in die juristischen Collegia haben, sich hierauf vornämlich gründe. Denn weil auf deren Anrathen hauptsächlich die Commissarien angenommen werden, und es also in ihrer Macht stehet, den Richtern Nahrung zu verschaffen, so können sie sich dadurch eine gewisse Anzahl von den Beysitzern in den höhern Gerichten verbinden, und allemal einiger Stimmen in ihren Sachen, die sie bedienen, versichert seyn. Ob solches wirklich geschiehet, kann ich nicht sagen, und noch viel weniger beweisen. Ich erkühne mich bloß zu behaupten, daß es nicht unmöglich ist, daß es geschehen kann. Wenn sie diese meine Gedanken als eine Beschuldigung ansehen, antworte ich, daß ich nichts als lauter Wahrscheinlichkeiten vorgetragen. Denn ich verlasse mich nicht im geringsten

Digitized by Google

sten auf das Urtheil derjenigen, welche ihre Processe verlieren, weil solche leicht aus Paßion dergleichen erdichten können. Ich sage daher nicht was geschicht, sondern was geschehen kann. Dieses einzige aber bekenne ich frey und ungescheut: Wo diese Folgen nicht hieraus fliessen, so ist diese Nation fast die einzige auf der Welt, welche solchen Versuchungen widerstehet, und die Göttin der Gerechtigkeit hat hieselbst ihren rechten Wohnplatz aufgeschlagen. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Sie kommen mit mir überein, daß Sie es auch an den Römischcatholischen tadeln, daß solche diejenigen nicht dulden und vertragen, welche von den Sätzen ihrer Kirche abweichen. Sie meynen aber, daß ich mich in dem Stücke geirret, daß ich der römischen Kirche allein einen solchen Religionszwang beygeleget; indem die Heiden zuerst ein böses Exempel von solchen Religionsverfolgungen gegeben. Man kann dieses auch keinesweges läugnen. Es ist bekannt, daß Socrates am Leben gestraft ward, weil er sich nicht der Religion gemäß bezeigen wollte, die in Athen durch die öf-

fent-

sentlichen Gesetze eingeführt war. Fünf andre griechische Weltweisen, als Anaxagoras, Stilpo, Diagoras, Protagoras und Theodorus wurden gleichfalls der Religion wegen verfolget. Man findet, daß Anacharsis, wie auch der scytische König, Scyles, das Leben lassen müssen, weil sie sich verdächtig gemacht hatten, als ob sie der griechischen Religion beypflichteten. Man bemerkt dergleichen Religionsverfolgungen auch bey den alten Persianern, wie auch bey den Aegyptern, und Juvenal bezeugt, daß der Haß der letztern wegen zweyer streitigen Meynungen so weit getrieben worden, daß man sich einander ermordet, und die Leiber der Getödteten aus Rache verzehret. Der syrische König, Antiochus Epiphanes erweckte eine allgemeine Religionsverfolgung. Er vertrieb alle Philosophen, unter dem Vorwand, daß sie die Jugend verführten, und solche beredeten, von dem allenthalben angenommenen Meynungen abzuweichen. Es ist bekannt, welche Verfolgungen er wider die Jugend erregt, und wie er dieselbe durch die härteste Marter zu der Verläugnung ihres Glaubens zwingen wollen. Nichts aber kann in diesem Stücke zu einem grössern Beweis dienen, als die zehn grossen Verfolguugen, welche die Christen von den römischen Kayfern erdulden musten. Dieses alles ist nicht zu läugnen, indessen ist solches doch nicht vermögend, meinen Satz umzustossen. Diese und andre Exempel sind von einer ganz andern Beschaffenheit. Die Religion war nur ein Vorwand, der die Verfolgung

beschöni-

beschönigen muste, welche man wider den Socrates vornahm, und die durch die Strafpredigten, welche er wider die ansehnlichsten Männer in Athen ohne Unterlaß hielte, einzig und allein verursachet ward. Die fünf griechischen Philosophen wurden nicht als irrende, sondern als offenbahre Atheisten verfolget. Denn die meisten von ihnen läugneten das Daseyn Gottes; und die Obrigkeit hielte sich verbunden, eine solche Lehre zu hemmen. Ueberdem waren die Verfolgungen, welche zu verschiedenenmahlen in Griechenland wider die Philosophen erregt wurden, von keinem Bestand: Denn niemahls ward jemand sonst einer streitigen Meynung in der Theologie oder Philosophie halber verdammt, sondern es wurden vielmehr alle Secten geduldet. Der Haß, welcher unter den alten Aegyptern herrschte, kann gleichfalls andern Ursachen zugeschrieben werden. Der Poet redet von einer alten eingewurzelten Feindschaft unter den benachbarten Städten.

Inter finitimas vetus atque antiqua simultas
Immortale odium, & nunquam sanabile vulnus.

Der Haß entstand auch nicht aus streitigen Meynungen, sondern weil die eine Stadt die Götter der andern verachtete, und damit ein Gespötte trieb.

Inde furor vulgo, quod numina vicinorum
Odit vterque locus.

Ueber-

Ueberdem ist hier nicht von der Regierung, oder von der Obrigkeit die Rede, sondern von dem gemeinen Pöbel, welcher unter sich mit einander stritte. Die Bücher der Maccabäer zeigen, wodurch Antiochus angetrieben worden, die Juden zu verfolgen. Antiochus bekümmerte sich um nichts weniger, als um die Religion; indessen bediente er sich derselben zu einem Vorwand, um die Juden auszurotten, welche er für seine heimlichen Feinde hielte. Denn so wenig vor als nach seiner Zeit ward in Syrien von solchen Sätzen geredet, die auf die Verfolgung abzielten. Die zehn grossen Verfolgungen, welche die heidnischen Kayser wider die Christen verhängten, gründeten sich eben so wenig auf ein compelle intrare. Denn die alten Römer und Griechen übten eine so grosse Toleranz gegen alle und jede aus, daß sie auch oft selbst GOtt in dem Tempel zu Jerusalem angebetet; welches die Geschichte Alexanders des Grossen, Pompeji und andrer mehr bezeugen. Die wahre Ursache dieser zehn grossen Verfolgungen ist einzig und allein in folgenden Umständen zu suchen. Die Römer bildeten sich ein, daß ihr Staat von dem Krtegsgott Mars gestiftet, und daß sie von demselben einer grossen und ewigen Herrschaft über alle andre Völker versichert worden. Deswegen war er sie so eifrig in ihrer Religion, und hielten dafür, daß nichts, als die Versäumung des Gottesdienstes, ihr Regiment wankend machen könnte. Alles dieses Religionseifers aber ungeachtet bemerket man dennoch, daß nicht nur andre Religionen

gionen von ihnen ertragen, sondern so gar auch fremde Götter von ihnen verehret worden. Diesen Satz haben sie allemahl beobachtet, bis die christliche Religion anfing so sehr überhand zu nehmen, daß sie den Untergang ihrer eignen Religion, und folglich auch ihrer Herrschaft zu besorgen anfingen. Verschiedene Unglücksfälle, welche sich hin und wieder zutrugen, bestärkten sie in ihrer Meynung. Denn weil alle Provinzen und Städte mit Christen angefüllet, und ihre Tempel mit der Zeit ganz öde wurden; so schrieben sie alle widrige Begebenheiten, die sie erfuhren, auf Rechnung der Christen, und hielten sich daher aus einer Staatsursache verbunden, eine Lehre zu hemmen, die die Schwächung und den Fall ihres Staats verursachte. Wenn man dieses erwegt, so darf man sich nicht wundern, daß auch die besten, die frömmsten und die tugendhaftesten Kayser die Christen aufs heftigste verfolget haben. Hiezu trug auch nicht wenig bey, daß die Christen so wohl in ihren täglichen Reden, als auch in ihren Schriften, den Ungrund und die Thorheit des heidnischen Aberglaubens deutlich vor Augen legten, und sich nicht damit begnügten, daß man ihnen eine freye Religionsübung verstattete; sondern sie bemüheten sich auch mit grossem Eifer, Proselyten zu machen, und ihre Lehre fortzupflanzen. Das freye Wesen, welches die alten Märtyrer gegen die römische Obrigkeit blicken liessen, und die Beständigkeit, womit sie die größte Quaal erduldeten, gossen gleichfalls Oel ins Feuer:

Denn die Römer sahen ihre Beständigkeit als eine Halsstarrigkeit an, und betrachteten sie als gefährliche und rasende Unterthanen; welches insonderheit der sonst so tugendhafte Kayser, Marcus Aurelius, gleichfalls glaubte. Hierauf gründen sich die oben angeführten zehn heftigen Verfolgungen; und dieses ist die Ursache, wesfalls die alten Römer damahls von ihrer alten Toleranz und von der Gleichgültigkeit abwichen, die sie vorher stets in Religionssachen bewiesen, und zu den heftigen Verfolgungen wider die Christen schritten, die sie als aufrührische Unterthanen und als Feinde des Staats ansahen. Die Juden scheuten zwar alle Menschen, welche einer andern Religion zugethan waren, und glaubten, daß sie durch den Umgang mit ihnen befleckt würden; aber sie waren so weit davon entfernet, ihre Religion mit Schwerdt und Feuer fortzupflanzen, oder jemanden zu ihrem Glauben zu zwingen, daß sie sich vielmehr allerhand Bedenken machten, ehe sie jemanden zum Proselyten annahmen. Johann Hyrcanus fing zwar zu den Zeiten der Maccabäer an, einen Mißionair abzugeben; allein dieses bestand doch nur bloß darinn, daß er den überwundenen Völkern die freye Wahl ließ, ob sie lieber das Land meiden, oder sich beschneiden lassen wollten. Und dieser Raptus, welcher damals die Juden überfiel, war auch von keiner langen Dauer. Denn sonst übten sie die Toleranz so wohl in Absicht auf die Heiden, als auf ihre eigne Secten, aus, die Pharisäer, die Sadducäer, die Essäer, und

andre lebten in einer beständigen Gemeinschaft mit einander. Man sieht demnach aus dem, was ich angeführt habe, daß die Verfolgung, welche man bey der römischen Kirche gegen andre Secten wahrnimmt, mit den oben angeführten Verfolgungen keine Aehnlichkeit hat, und daß keine Secte von Anfang der Welt beständig ein solches Principium geheget, daß sie sich, vermöge ihrer Religion, verpflichtet gehalten, andre durch Feuer und Schwerdt zu ihren Meynungen zu zwingen. Die Römischen sind demnach die einzigen unter allen Menschen, welche den Religionszwang als einen Hauptartikel in ihrer Lehre ansehen, und welche sich verbunden achten, wenn Worte und andre Mittel nicht weiter helfen wollen, diejenigen, welche ihrer Meynung nach irren, durch Feuer und Schwerdt zu ihrer Kirche zu bringen. Vielleicht würde dieses manchen unglaublich scheinen, wenn die Historie der so genannten heiligen Inquisition nicht so viele klägliche Exempel davon darstellte. Ich habe demnach in meinem ehedem behaupteten Satze nicht geirret, da ich der römischen Kirche diesen Religionszwang zur Last gelegt; von welchem unerhörten Eifer man in der ganzen Historie von Anfang der Welt kein ähnliches Exempel antrift. Ich bin ꝛc.

✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲

Der acht und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe die mir zugesandte Schrift gelesen, welche den Titel führet: La vraie Religion demontrée par l' Ecriture sainte. Der Titel sollte vielmehr heissen: „Keine Religion; „weil alles, was davon geschrieben worden, nichts „anders als eine menschliche Erfindung ist.“ Denn darauf zielet das ganze Werk ab. Niemand hat bisher, so viel mir wissend ist, die Religion mit einer grössern Unverschämtheit und Dreistigkeit angegriffen. Man kann aber auch zu gleicher Zeit sagen, daß alles, was in einer ähnlichen Absicht von andern, und insonderheit von den englischen Naturalisten, geschrieben worden, weit gefährlicher ist. Dieser Verfasser wird, meinem Bedünken nach, niemanden verführen: Denn die Schrift ist von einem höchstruchlosen Menschen abgefaßt, der seine Rechnung dabey findet, daß nach diesem Leben kein anderes Leben vorhanden seyn möge. Die Schrift ist übrigens eben so verwirrt, als gottlos; und es scheint, daß der Verfasser nicht einmahl einen Begriff von der christl. Religion gehabt, welche er doch anzuschwärzen suchet. Die Schrift enthält nichts neues, sondern

dern ist nur eine Sammlung der gröbsten Vorwürfe und Beschuldigungen, welche von den Naturalisten hin und wieder, jedoch in einer weit fernern Schreibart, vorgetragen worden. Indessen geht doch keiner von den englischen Deisten so weit. Denn dieser Verfasser läßt es nicht dabey bewenden, daß er die Offenbahrung in Zweifel ziehet, sondern er läugnet auch die göttliche Vorsicht, die Auferstehung, und die Strafe und Belohnung nach diesem Leben. Er macht die Menschen zu einer gewissen Art von Maschinen, und sagt: „Alle Thaten und Handlungen sind, in „Absicht auf GOtt, gut; weil nichts in der Welt „wider Gottes Willen geschehen kann. Was man „aber Missethaten nennet, das kann allein von den „menschlichen Societäten bestraft werden, welche dadurch leiden, nicht aber von GOtt, den „alles dieses nicht angeht. Ein Dieb sündiget „nicht, (wie er sagt) wider GOtt, wenn er stiehlet, sondern er thut vielmehr wohl daran, indem „er seiner natürlichen Neigung folget, welche ihn „antreibet, sich selbst zu lieben, und sich zu bereichern, so wie man von einer Schlange, welche „einen Menschen sticht, nicht sagen kann, daß sie „wider GOtt sündige, sondern sie thut wohl, indem sie sich des Stachels bedienet, welchen ihr der „Schöpfer gegeben, um sich dadurch entweder „selbst zu vertheidigen, oder andern zu schaden. „In Absicht auf die Menschen aber handelt sie böse, und diese handeln daher recht, wenn sie ihr „das weitere Vermögen zu schaden benehmen.

„GOtt ist also nicht mehr berechtiget, einen Men„schen zu strafen, weil er geraubt und gestohlen, „als er einen andern deswegen strafen kann, weil „er seinen Verstand verlohren hat. Ein Dieb „handelt zu gleicher Zeit böse und gut. In Absicht „auf sich selbst, ist seine Handlung gut, in Absicht „auf GOtt aber handelt er weder böse noch gut.“ Von dem freyen Willen der Menschen redet er folgendergestalt. „Ein Mensch glaubt, daß er bey „seinen Leidenschaften einen freyen Willen habe, so „wie einer, welcher träumt, glaubt, daß er frey „denket und ein Wahnwitzer alles mit gutem Vor„bedacht zu unternehmen sich einbildet“. Man sieht hieraus, daß er die Menschen zu Maschinen macht, welche GOtt weder ehren noch ehren können, und daß GOtt keiner Verehrung bedürfe. „Denn daß GOtt keine Verehrung nöthig habe, „solches erhellet daher, (wie er sagt) weil GOtt „von Ewigkeit her gewesen, die Menschen aber „erstlich vor einigen tausend Jahren erschaffen „worden.“ Man sollte aus diesen und andern dergleichen thörichten Urtheilen fast auf die Gedanken gerathen, daß der Verfasser mehr mit den Atheisten als mit der Religion selbst sein Gespötte triebe, und man sollte fast in diesen Gedanken bestärket werden, wenn man die elenden Gründe ansieht, womit er zum Beschluß zu beweisen suchet, daß die christliche Religion der Societät schädlich sey. Dieses will er daher beweisen: 1) **weil sie den Reichthum verdammet, und die Armuth anräth;** welches seiner Meynung nach

nichts

nichts anders ist, als alle Societäten umzustürzen, und die Menschen nachläßig und ungeschickt zu machen. Wenn er aber die christliche Religion recht gekannt hätte, so würde er gefunden haben, daß es nicht der Reichthum selbst, sondern das Vertrauen auf den Reichthum ist, welches die Schrift verdammet. Ueberdem hat man verschiedene Beyspiele in der Historie, daß eine Stadt ohne Reichthum und Schätze bestehen könne. Die Verachtung des Reichthums machte ehedem Lacedämon zu der stärksten, ansehnlichsten und dauerhaftesten Republik in Griechenland. Er sagt ferner, **die christliche Religion ist 2) dem gemeinen Wesen schädlich, weil sie die Augenlust, die Fleischeslust, und ein hoffärtiges Leben verbietet.** Da doch eine ordentliche Societät diese drey Stücke nothwendig in sich fassen müsse. Wer wollte sich wohl einbilden, daß derjenige, welcher also redet, ernsthaft rede. Denn man kann sagen, daß keine verwirrte Societät zu finden ist, welche nicht diese drey Stücke in sich fasset. Er will 3) **die Schädlichkeit der christlichen Religion aus dem Verbot der Ehen herleiten.** Er zeigt aber dadurch nichts anders, als daß er in dieser Religion gänzlich unerfahren ist, indem das Evangelium den Ehestand nicht widerräth. Es heißt vielmehr: **Seyd fruchtbar, und mehret euch, und füllet die Erde.** Der Mönchsstand und das Klosterleben aber sind Erfindungen, welche sich nicht auf die Lehre Christi gründen. Endlich sagt

er 4) die christliche Religion ist der Tod der Vernunft, da doch das Evangelium allen Menschen befiehlet, in der Schrift selbst zu forschen, und ihren Verstand anzuwenden. Zuletzt versichert der Verfasser, daß es ihm sehr angenehm seyn würde, wenn jemand die Mühe übernehmen, und ihn widerlegen wollte. Allein dieses ist meinem Bedünken nach nicht der Mühe werth. Es ist am besten, daß man diese Schrift der Verachtung und der Vergessenheit überläßt, welche sie verdienet. Ich bin ꝛc.

Der
neun und sechszigste Brief.

An das

Collegium Politicum auf dem Lande.

Hochweise Patrioten,

Ihre Einsicht in Staatssachen erstreckt sich immer weiter: Denn ich merke, daß Sie nicht nur die besondere Wohlfahrt des Vaterlandes, sondern das allgemeine Beste des ganzen Europa, vor Augen haben. Herr N. N., ein würdiges Mitglied ihrer Gesellschaft, meldete mir vor einiger Zeit, daß Sie nun mit aller Macht an einem gewissen und sichern Mittel arbeiteten,

teten, um allen Streit unter den Reichen und Republiken aufzuheben, und einen allgemeinen beständigen Frieden in der Christenheit zuwege zu bringen. Dieser rechtschaffene Staatsmann verlangt mein Bedenken darüber zu vernehmen; welches ich auch gerne mittheilen will, jedoch mit der Bedingung, daß dero Collegium meine Einfälle verbessere. Ich verwerfe den bekannten Vorschlag des berühmten Abts de St. Pierre nicht gänzlich, ungeachtet derselbe von vielen verlacht worden; ich halte vielmehr dafür, daß derselbe auf gewisse Art, jedoch mit einiger Verbesserung, könne angenommen werden. Meine wenige Gedanken gehen dahin, daß man zuförderst darauf bedacht seyn müsse, die vielen Kriegsräthe auf einmahl abzuschaffen, womit alle Länder angefüllet sind. Dadurch würden nicht nur viele Kosten ersparet werden, welche man auf die Besoldung solcher Bedienten anzuwenden gezwungen ist, sondern es könnte auch dadurch der Weg zu einem allgemeinen Frieden in der Christenheit am leichtesten gebahnet werden. Denn, wenn niemand mehr dafür bezahlt wird, um einen Rath in Kriegssachen zu geben, und die Regenten auf solche Art nicht wissen, was sie thun sollen, so ist schon ein guter Anfang gemacht, und die Hauptschwierigkeit gehoben. Diese unumgänglich nöthige Vorbereitung hat der Abt de St. Pierre nicht in Acht genommen; da doch der Grund zu der grossen Reformation dadurch geleget werden muß. Denn wie ein vernünftiger Arzt, ehe er zur Cur

ſelbſt ſchreitet, zuförderſt den Magen zu reinigen ſucht, damit die Medicin deſto beſſer wirken möge; ſo müſſen auch die Politici auf eine gleiche Art zu Werke gehen, wenn ſie den Staat verbeſſern wollen. Die Staatswiſſenſchaft hat eine ſolche Aehnlichkeit mit der Arzneykunſt, daß ſie wie Kinder von einerley Eltern können angeſehen werden. Und daher findet man auch, daß die Doctores der Arzneykunſt an vielen Orten in den wichtigſten Staatsgeſchäften gebraucht werden. Wenn man auf ſolche Art einen guten Grund gelegt, und den Zunder zum Feuer gedämpfet; ſo kann man zu dem Vorſchlag des gedachten Abts ſchreiten, und ein allgemeines Collegium von Friedensräthen anlegen. Die Macht derſelben aber müſte, meiner Meynung nach, allein darinn beſtehen, daß ſie unterſuchten, ob die vorkommenden Streitigkeiten gänzlich ungegründet, oder von einer ſolchen Beſchaffenheit wären, daß ſie vor einem Gerichte ordentlich könnten unterſuchet, oder verhandelt werden. Wenn ſie merkten, daß eine von den ſtreitenden Partheyen ohne den geringſten Grund oder Schein des Rechtens Krieg führen wollte, ſo müſten ſie durch kluge und kräftige Gründe vor aller Welt den Ungrund eines ſolchen Verfahrens anzeigen; wodurch die Streitigkeiten gleich in der Geburt würden erſticket werden: Denn die meiſten würden ſich ſchämen, auf ſolche Forderungen zu beſtehen, wovon ſo viele vernünftige und öffentlich dazu beſtellte unpartheyiſche Richter nicht den geringſten Schein ausfindig machen können.

Wenn

Wenn aber die Streitigkeiten, wie es insgemein zu geschehen pfleget, problematisch sind; so sollten sie schriftlich die Gründe einer jeden Parthey anzeigen, und hierauf zum Frieden rathen. Wenn man, wider alles Verhoffen, dadurch nichts ausrichten würde; so sollte man es auf die Würfeln ankommen lassen. Ich kann mir leicht vorstellen, daß Ihnen, meine Herren, dieses letzte Mittel bedenklich scheinen wird, und daß Sie vielmehr dafür halten werden, daß es sicherer sey, es nach dem Vorschlage des Abts auf ein Urtheil, als auf die Würfeln ankommen zu lassen. Es scheinet freylich zwar, dem ersten Anblick nach, ungereimt zu seyn, Sachen von der größten Wichtigkeit, und Forderungen, die man für rechtmäßig hält, auf den Ausschlag des blinden Glücks ankommen zu lassen. Aber ist denn der Ausgang des Krieges nicht eben so ungewiß? Falls jemand noch etwa daran zweifeln sollte, der darf nur in den Geschichten ein wenig blättern, so wird er überzeugt werden, daß Krieg und Feldschlachten von dem Würfelspiel nicht im geringsten unterschieden sind. Bey so bewandten Umständen, und da das eine so wohl als das andre in der That nichts anders ist, als daß man sein Recht aufs Spiel setzet; ist es denn nicht besser, dasjenige Spiel zu erwählen, welches am wenigsten blutig, und am mindesten kostbar ist? Man kann daher kein beßeres Mittel ersinnen, einen allgemeinen Frieden zu erhalten, als daß man entweder die Streitigkeiten durch ein gemeinschaftliches und öffentliches Gericht entschei-

den, oder solche auch auf die Würfel ankommen lässet. Das letzte ist doch sicherer, und hat eine bessere Wirkung als das erste. Denn die tägliche Erfahrung bezeuget, daß ein jeder, der vor einem Gerichte eine Sache verlieret, den Richter entweder einer Unwissenheit oder einer Partheilichkeit beschuldiget; und es ist glaublich, wenn man nicht solche Gerichte errichtet hätte, von denen weiter keine Appellation statt hat, daß die streitenden Partheyen so lange appelliren würden, als sie noch einen Schilling übrig hätten. Mit den Würfeln, oder sonst einem Glücksspiel, ist es ganz anders beschaffen. Ein jeder beruhiget sich dabey, und gestehet, daß alles, was der Gegner gewonnen, als rechtmäßig erworben anzusehen sey. Es wäre zu wünschen, daß man sich eben desselben Mittels auch bey den kleinern Streitigkeiten der Bürger bediente. Denn da es eben so ungewiß ist, wie das Urtheil in einer Sache, insonderheit vor einem zahlreichen Gerichte, ausfallen wird, als was man vor Augen mit den Würfeln wirft, so ist es ja am vernünftigsten, die Sache auf die kürzeste und leichteste Art beyzulegen. Ich sage mit Bedacht vor einem zahlreichen Gerichte, wo es meist auf ein blindes Glück ankommt, indem die Richter sich daselbst nicht nach der Wichtigkeit und Gründlichkeit der Stimmen, sondern nach der Anzahl derselben richten: Suffragia non ponderantur, sed numerantur. Wie oft kann es sich nicht zutragen, daß einer, welcher entweder die Sache nicht begreift, oder sitzet und schläft,

wenn

wenn die Sache vorgetragen wird, durch seine Stimme, wenn man ihn ermuntert, und die Meynungen gerade getheilt sind, die Sache auf eine unglückliche Art entscheidet, und heißt es nicht öfters, wie dorten in der Comödie: „Ich „bin eben derselben Meynung wie Nicolaus, der „Schreiber, da doch dieser noch seine Stimme „nicht abgelegt hatte.“ Mir fällt hiebey eine Antwort ein, welche ein gewisser Richter jemanden ertheilte, der sich über das von dem Gerichte gefällte Urtheil beschwerte: „Wir sind so wohl zu dem Ende hieselbst versammlet, um den Leuten Recht zu „schaffen, als die Sachen zum Ende zu bringen.“ Dieses verursachet, daß ein jeder, der seinen Proceß verlieret, gegen das Gericht murret, insonderheit wenn er von einem Untergericht ein gewieriges Urtheil erhalten. Wenn man es aber auf die Würfel ankommen ließe, so würde zwar der Ausfall gleich zweifelhaft seyn, aber dennoch so wohl Zeit als Unkosten gespäret werden. Das einzige, was man hiergegen einwenden kann, bestehet darinn, daß das juristische Studium gänzlich untergehen würde. Aber dieses ist eben so viel, als wenn man sagen wollte, wenn ein allgemeiner und beständiger Friede zuwege gebracht werden könnte, so würden die Ingenieurs, die Stückgiesser, die Schwerdtfeger und andre ihre Nahrung einbüssen, oder wenn man die Diebereyen verhüten könnte, so würde man keine Schlösser, Thüren und Schlüssel weiter gebrauchen, und folglich würden die Grob- und Kleinschmiede Noth leiden.

Die andern Einwendungen, welche man hiegegen machen könnte, hoffe ich leicht zu beantworten. Doch will ich auch meine Meynung gerne fahren lassen, falls dieselbe keinen Beyfall bey Ihnen, meine Herren, finden sollte. Denn sie sehen alle diese Sachen weit tieffer ein, als wir, die wir in den Handelsstädten wohnen, den Titel als Etatsräthe führen, und den Namen von der Würde tragen, die ihnen eigentlich zukäme. Ich hoffe indessen doch, daß das Publicum noch mit der Zeit ihre Verdienste einsehen wird. Ich bin ꝛc.

N. S.

Mit der letzten Post ist nichts wichtiges eingegangen, ausser daß ich in einer geschriebenen Zeitung gelesen, daß der englische Admiral Haddock eine französische Fregatte in dem Mare del Zur weggenommen. Die Furcht, welche Sie sich wegen der Bewegung des türkischen Kayſers machen, ist ganz ungegründet. Der Sultan wird so bald nichts gegen die Christenheit unternehmen. Dafür will ich einstehen. Ich bin übrigens mit ihnen in dem Urtheil einig, welches Sie über die Aufführung der französischen Generalspersonen in diesem Feldzuge fällen. Wenn der gute König Ludwig der XIV. wieder aufstehen sollte, so dürften einige schlecht wegkommen. Ich habe von einem ihrer Mitglieder erfahren, daß einige alte Zeitungen aus ihrem Archiv weggekommen, insonderheit der Band mit den Zeitungen vom Jahr

1699,

1699, welcher von grosser Wichtigkeit ist. Ich will mir alle Mühe geben, ihnen diese Zeitungen wieder zu schaffen. Ich habe mich bereits bey den Erben des seligen Christian Caßubens darnach erkundiget, aber vergebens. Man giebt hier auf nichts weiter Achtung, und die Leute sind hier so wenig neugierig, daß man fast eine neue Barbarey und den Untergang aller Politik vermuthen muß, welche doch hauptsächlich durch Lesung der Avisen erworben wird. Ich bin ꝛc.

Der siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie werfen mir vor, daß ich in der ganzen Zeit da ich mich mit dem Bücherschreiben abgegeben, dennoch niemahls einen Folianten ans Licht gestellet; da doch andre Autores, von einem geringern Ansehen, Skribenten in Folio sind. Diese Erinnerung ist wohl gegründet; und ich gestehe gerne, daß ich hierinn einen Fehler begangen, und meinem eignen Ruhm hinderlich gewesen. Aber es ist noch Zeit, diesen Fehltritt zu verbessern; und es soll auch wirklich in einer kurzen Zeit geschehen: Denn ich habe bereits die Hand an ein Werk gelegt, welches zwey gute Bände in Folio nebst einem weitläuftigen Register ausmachen

chen soll. Ich bin nämlich willens, eine umständliche Beschreibung von meinem Wohnhause in der Kanikenstraße in Copenhagen herauszugeben. Sie werden mir vielleicht den Einwurf machen: **Wie kann man doch so vieles von einem einzigen Hause schreiben!** Allein keine Materie ist so dürre und trocken, die nicht auf das weitläuftigste ausgeführet werden kann, wenn man sich recht angreiffen will. Ich darf mich nur auf das Exempel so vieler wackern Männer berufen, welche über die nichtswürdigsten und trockensten Materien solche weitläuftige Bücher geschrieben haben, daß der gemeine Mann diese Bücher für Bibeln angesehen. Daß man so viele kleine und dünne Bücher in der Welt antrift, daran ist bloß die Unwissenheit und Nachläßigkeit der Skribenten Schuld, daß sie so vieles in ihren Schriften auslassen; wesfalls sie auch von denen, welche das Handwerk recht verstehen, billig getadelt werden. Keine Materie ist so arm, die durch den Fleiß der Skribenten nicht könnte bereichert werden. Denn die Sorgfalt eines Schriftstellers hat mit der Düngung viele Aehnlichkeit, wodurch der trockenste Acker kann fruchtbar gemacht werden; und die Ehre eines Verfassers besteht einzig und allein darinn, daß er dasjenige in dicken Bänden ausführt, wozu andre nur ein einziges Blatt anwenden. Es ist keine Kunst eine Suppe zu kochen, wenn man einen Ueberfluß an allem demjenigen hat, was dazu gehöret, aber eine Suppe zuzurichten, wenn alles fehlet, das ist ein Meisterstück, welches bloß

ein

ein geschickter spanischer Koch leisten kann. Ich bin willens, zwey Bücher von dem ersten Band bloß mit der Beschreibung von der Lage des Hauses, und von dem äußerlichen Ansehen desselben anzufüllen. Und da das Haus in der Gasse gelegen ist, welche den Namen der Canikenstrasse führet, so werde ich hierbey Gelegenheit nehmen, den Ursprung dieses Namens zu erläutern, warum diese Gasse die Canikenstraße, oder via Cianonicorum genannt werde, ferner was ein Canonicus eigentlich sey, und wesfalls gewisse Geistliche den Namen Canonici führen. Ich habe auch ein Verzeichniß von den meisten ehemaligen Canonicis dieser Stadt abgefaßt, welches ungefehr anderthalb Alphabeth im Druck ausmachen wird. Was das äußerliche Ansehen des Hauses betrift, so ist solches ein Eckhaus, welches in der lateinischen Sprache den Namen Peninsula führet, und daher werde ich Anlaß nehmen, zu untersuchen, warum die alten Römer ihre Häuser Insulas genannt, weil nämlich ein jedes Haus in der Stadt von dem andern abgesondert, und gleichsam eine Insel war, und daraus werde ich den Schluß machen, daß man die Eckhäuser füglich Halbinseln oder Peninsulas nennen könne. Dieses allein füllt einen großen Theil der Schrift aus. Ich bin noch nicht einmahl bis auf die Hausthüren gekommen, von denen eine nach der Canikenstrasse, die andre aber nach der Violstrasse hinaus gehet. Hier werde ich zeigen, was eine Thüre sey, und woher dieselbe in der lateinischen Sprache den Na-

mich Porta erhalten, ferner, woher der Name der andern Straße entstanden, welches ausfindig zu machen ich sehr vielen Fleiß angewandt, weil man viele Meynungen von der Etymologie dieses Wortes findet, und viele Ueberlegung erfordert wird, die wahre Meynung zu treffen. Sie können hieraus leicht muthmassen, daß die Materie sehr reich und ergiebig werden wird, wenn ich erstlich zu der innern Beschreibung des Hauses schreiten, und einen genauen Abriß von allen Oefen, Gemählden, Sälen, Stuben, u. s. f. geben werde. Die Beschreibung eines einzigen Ofens auf dem großen Saal, der nach zwoen Gassen hinaus gehet, wird allein ein ganzes Alphabeth ausmachen. Ich werde zuförderst, der Ordnung gemäß, den Ursprung des Wortes Ofen so wohl, als wenn man dergleichen Erfindungen, die Stuben zu heitzen, hier zuerst im Lande gebrauchet, anführen, und wenn ich die verschiedenen Meynungen davon berühret, ohne jedoch meine eigene zu erkennen zu geben, so werde ich zu der Beschreibung des Ofens selbst schreiten, und eine Auslegung über alle die Figuren machen, welche man darauf antrift. Dieses ist nicht so leicht und mit wenigen Worten geschehen, als man wohl denket. Denn die Auslegung der Buchstaben, J. O. S. D. P. D. welche man hinten an dem Ofen gewahr wird, hat mir eine ganz ungemeine Mühe verursachet. Ich glaube indessen doch die rechte Meynung getroffen zu haben. Das übrige, was in dieser Schrift enthalten seyn wird, übergehe ich

mit

mit Stillschweigen, und werde auch ein Mehreres in den Zeitungen nicht anführen, wenn ich die Gelehrten zur Pränumeration einladen werde. Die Liebhaber können schon aus dem, was ich angeführt, urtheilen, was sie darinn zu hoffen haben, und von welchem Gewichte dieses Werk seyn wird. Dieses einzige will ich nur noch anführen. Daß mein gegenwärtiges Haus ehedem von jemand bewohnet worden, der sehr viel zu der Abfassung des dänischen Gesetzbuches beygetragen. Bey dieser Gelegenheit führe ich die Historie dieses Gesetzes weitläuftig aus. Ich könnte auch, nach dem Exempel andrer wackerer Skribenten, zu gleicher Zeit das ganze Gesetzbuch von Wort zu Wort einrücken: Darüber aber will ich doch noch vorher ihre Gedanken vernehmen; weil dieses das Werk sehr vergrößern dürfte. Ausser dieser Arbeit habe ich bereits viele Materialien zu einem andern Werke gesammlet, welches gleichfalls in Folio herauskommen soll, und von dem vielleicht einige urtheilen dürften, daß solches niemanden sonderlich nütze sey. Ich hoffe aber, daß, wenn ich meine Arbeit erstlich werde ans Licht gestellet haben, man kein Bedenken tragen wird, solche unter die Originalschriften dieses Reichs zu zählen; indem, so viel ich weiß, weder hier noch anderwärts sich jemand die Mühe gegeben, das Publicum mit einer solchen Schrift zu bereichern. Verschiedene haben der Welt von den obrigkeitlichen Personen, von den Unterbedienten, und den vornehmsten Bürgern einer Stadt, Nachricht gege-

ben. Andre haben die Namen der öffentlichen Lehrer auf einer hohen Schule aufgezeichnet. Dieses kann zwar auf gewisse Art seinen Nutzen haben; es ist aber auch zu gleicher Zeit verdrießlich zu lesen. Ich aber sammle seit verschiedenen Jahren mit grossem Fleisse, um ein Register oder eine Liste von allen Bürgern und Handwerksleuten in Kopenhagen zu liefern, welche eine krumme Nase haben. Zu geschweigen, daß ein solches Verzeichniß eben so nützlich wie die übrigen ist, die ich eben angeführet, so kann dasselbe auch mit Vergnügen gelesen werden. Sie können leicht denken, mein Herr, daß dieses Vorhaben nicht ohne grosse Mühe und ohne eine genaue Beobachtung bewerkstelliget werden kann: Denn verschiedene Nasen sind so zweydeutig, daß es schwer ist, zu entscheiden, zu welcher Classe dieselben eigentlich gehören. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der
ein und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir, daß Sie mein letzteres Schreiben wegen der Schriftsteller in Folio mit Vergnügen gelesen, und urtheilen daraus, daß ich zu der Zeit sehr wohl aufgeräumt gewe-

gewesen seyn müsse. Allein meine Freunde haben an demselben Tage gerade das Gegentheil an mir bemerkt; und ich war auch in der That damahls recht betrübt. Ich habe aber schon oft am allermunterſten geschrieben, wenn der Sinn am meisten niedergeschlagen gewesen. So oft ich betrübt und mißvergnügt bin, so suche ich mein Gemüth dadurch aufzumuntern, daß ich entweder aufgeweckte Schriften lese, oder selbst allerhand scherzhafte Einfälle zu Papier bringe, und befinde mich besser dabey, als bey allen Herzstärkenden Pulvern und Tropfen, welche mir die Apotheke reichen kann. Die frommen Männer, welche glauben, daß kein munterer Einfall mit der Religion bestehen könne, halten zwar ein solches Mittel für sündlich und unnütz. Es kann aber nicht sündlich seyn; weil es nicht nur eines jeden Menschen, sondern auch eines jeden Christen Pflicht ist, dahin zu sehen, daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohnen möge (mens sana in corpore sano.) Meine eigne Erfahrung so wohl, als die von andern gemachte Erfahrung, bezeuget auch, daß eine erlaubte und anständige Ermunterung niemahls ohne gute Wirkung ist. Diejenigen, welche demnach einem Menschen bey einer solchen Gemüthsfassung anrathen, sich durch Lesung unverständlicher mystischen Bücher aufzumuntern, sind mehr den Quacksalbern als rechtschaffenen Aerzten ähnlich, und geben zu erkennen, daß sie gar zu zeitig der Schule entnommen sind, um mit einer magistratischen Autorität in

Kirchensachen zu reden. Ein Quacksalber gehet gerade zu, und giebt weder auf Zeit, Ort, noch die Leibesbeschaffenheit des Kranken Achtung: Was er bey dem einen mit Nutzen gebraucht, das glaubt er allein nützlich zu seyn, und was er den Pferden eingegeben, das verordnet er auch den Menschen. Ein vernünftiger Arzt aber erforscht vorher die Constitution des Patienten, und die Natur der Krankheit, und richtet darnach die Arzeneyen ein. Wenn man bey der Cur des Gemüths nicht den wahren Aerzten, sondern den Quacksalbern nachahmet; so gießt man nur Oel ins Feuer, und verwandelt das Quartanfieber des Gemüths in ein hitziges Fieber. Man muß aber die Menschen vorher kennen lernen, ehe man sich dafür ausgiebt, dieselben zu verändern. Da dieses aber nicht allemahl beobachtet wird, so bemerkt man von der verkehrten Cur, so wohl bey einzelnen Personen als bey ganzen Völkern, die betrübtesten Wirkungen. Modo sic, modo sic, sagte jener bey dem Petronius; und man muß sich, wenn man dieses Amt übernehmen will, nach Zeit, Ort und den Eigenschaften der Menschen auf das genaueste richten. Die gegen Norden wohnenden Völker sind insgemein zur Schwermuth geneigt. Wenn man denenselben alle unschuldige Lust zur Aufmunterung des Gemüths verbieten wollte, so wäre es eben so viel, als wenn man ihnen die nöthige Bewegung der Glieder untersagen wollte, die zur Gesundheit des Leibes so nöthig ist. Ich habe an gewissen Orten in meinen Schriften gezeiget,

get, daß es thöricht sey, weil die Melancholie eine gewisse Art des Schreckens und der Furcht ist, eine Furcht durch eine andre Furcht zu heben. Ein zaghaftes Gemüth kann durch solche harte Predigten und Erinnerungen in Verzweiflung gestürzt werden. Man kann davon keinen deutlichern Beweis anführen, als den Zustand, worinn verschiedene Oerter hier in Norden durch die Predigten von dem so genannten Bußkampf gesetzet wurden. Die Verzweiflung nahm bey vielen so sehr überhand, daß man ganz ungewöhnliche und hier in Norden sonst gar nicht eingeführte Strafen gebrauchen muste, um die unnatürlichen Missethaten zu hemmen, die daraus entstunden. Diejenigen, welche bey so bewandten Umständen damahls fortfuhren, die zarten Gemüther noch mehr zu verwunden, und die Melancholie zu einer christlichen Tugend machten, gaben dadurch aufs deutlichste zu erkennen, daß sie nicht den geringsten Begrif von einer wahren Gottesfurcht hatten; welche sehr wohl mit einer anständigen und erlaubten Lust bestehen kann. Es sind mir die Einwürfe sehr wohl bekannt, die man hiergegen insgemein zu machen pflegt; die Erfahrung aber, welche die beste Lehrmeisterin ist, hat längst gewiesen, daß dieselben von keinem Gewichte sind. Ein gewisser Gottesgelehrter hier in der Stadt, an dessen Gelehrsamkeit und theologischen Klugheit niemand jemahls gezweifelt, ward von einigen wegen folgenden Raths, den er einem betrübten Menschen mittheilte, wiewol mit dem größten Unrecht, getadelt.

tadelt. Wie er demselben, um ihn bey seiner grossen Schwermuth zu trösten, einmahl besuchte, und ihn in einem mystischen und übertriebenen Buche lesen fand, so nahm er das Buch weg, und sagte: „Bey diesen Umständen muß er die däni„schen Schauspiele lesen.“ Ich meines Theils konnte nicht anders urtheilen, als daß dieser Mann, welcher einen solchen Rath gab, ein vernünftiger Arzt war; die andern aber, welche ihn tadelten, mit den Quacksalbern in eine Classe gesetzt zu werden verdienten. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich darüber, daß der unlängst verstorbene L. S. ein so ansehnliches Vermögen hinterlassen, da er doch ein Mann gewesen, der sich keiner Art des Vergnügens versaget, was dieselbe auch immer gekostet: Da im Gegentheil sein noch lebender Bruder, welcher viel geerbet, und mit ihm einerley Einkünfte gehabt, niemahls Geld hat, ungeachtet er sich so schlecht und mäßig, als der geringste Handwercksmann, aufführet. Es scheint allerdings seltsam

zu

zu seyn, wenn man aber die Sache etwas genauer überlegt, so ist es nicht schwer, es zu begreifen, insonderheit wenn man dabey die Lebensart dieser beyden Leute etwas genauer in Betrachtung ziehet. Die meisten werden durch Pracht und Verschwendung arm. Manche aber stürzen sich auch durch eine unzeitige Sparsamkeit in Armuth. Denn von den letzten heißt es mit Wahrheit, daß sie auf einen Schilling geitzen, um einen Thaler auszugeben. Ich habe solche Leute gekannt, welche um das Holz im Winter zu ersparen, in eine Krankheit gefallen sind, die ihnen nachher viele Klaftern gekostet hat. Viele haben aus Kargheit, um nicht viel Salz zu brauchen, ihre Butter und andre Victualien verderben lassen, andre haben, um kein Postgeld auszugeben, versäumt, wichtige und höchstnothwendige Sachen an ihre Freunde zu berichten, und andre haben, um nicht hundert Rthlr. auszugeben, Processe geführet, die ihnen viele tausend Rthlr. gekostet. Wie viele Obligationen und Handschriften sind nicht verlohren gegangen, weil man das gestempelte Papier ersparen wollen, und wie viele Waaren sind nicht preis gegeben, weil man solche ohne Erlegung des gewöhnlichen Zolles einzuführen gesuchet. Manche sind gezwungen worden, das Haus von Grund aus aufzubauen, weil sie sich nicht entschliessen können, solches bey Zeiten auszubessern. Wenn man die Kunst versteht, das Geld zu rechter Zeit auszugeben, so ist es eben

so viel, als wenn man solches auf Zinsen austhut, und man legt dadurch von seiner guten Haushaltung eine unwidersprechliche Probe ab. Ein Geitziger muß oft eine Sache zehndoppelt bezahlen, weil er auf einen Schilling geitzig ist. Außer diesem nicht wohl angebrachten Geitze, geräth eine Familie auch öfters durch eine unordentliche Haushaltung in Armuth. Eine prächtige aber doch dabey zu gleicher Zeit ordentliche Haushaltung, thut bey weiten nicht so viel Schaden, als eine genaue aber dabey unordentliche Oeconomie. Wenn man dieses bedenkt, so ist es nicht schwer, die Ursache von der beständigen Armuth des Geitzigen ausfindig zu machen. Dieses konnte indessen doch der Mann nicht begreifen, welcher über seines Bruders Aufführung und über seine eigene folgende Betrachtung anstellte. „Ich kann mich in „meine und meines Bruders Haushaltung nicht „finden. Ich versage mir keine Lust, und habe „immer Geld, mein Bruder aber lebet kärglich, „und es fehlet ihm doch immer am Gelde. Ich bin ꝛc.

Der drey und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß einige es mir verargen, daß ich verschiedene Gründe verwerfe, welche von andern bey vorfallenden Religionsstreitigkeiten als unumstößlich angeführt werden. Ich bekenne, daß ich solches öfters gethan habe, weil ich dafür halte, daß die Religion durch gezwungene und ungegründete Argumente mehr geschwächt als bestärkt wird. Indessen muß mir doch ein jeder das Zeugniß geben, daß die guten Beweise mir desto schätzbarer sind. Diese suche ich ohne Unterlaß, und freue mich von Herzen, so oft ich etwas finde, welches zur Befestigung der Religion und der biblischen Geschichte gereichet. Ich habe dieses insonderheit in meiner jüdischen Historie bewiesen, und so oft ich ein hieher gehöriges kräftiges Argument, entweder bey Lesung anderer Schriften antreffe, oder auch durch eigenes Nachsinnen ausfindig mache, so säume ich nicht, andern dasselbe sofort mitzutheilen. Ich nehme mir daher die Freyheit, ihnen einen kräftigen Beweis wider diejenigen mitzutheilen, welche aus den Geschichten oder Traditionen gewisser alten Völker die Erzählung der Schrift von der Schöpfung der Welt zu entkräf-

kräften, und zu behaupten suchen, daß bereits viele tausend Jahre vorher, ehe die Schrift sagt, daß das ganze menschliche Geschlecht durch die Sündfluth untergegangen, Reiche und Regierungen vorhanden gewesen. Es ist bekannt, daß die Chineser, die Aegypter, und verschiedene andre Völker ihre Geschichte bis auf viele tausend Jahre vor der Sündfluth, ja selbst bis vor die Zeit der von Mose erzählten Schöpfung hinaus setzen. Aus den Anmerkungen, welche man in verschiedenen Reisebeschreibungen findet, insonderheit aus den Berichten des gelehrten Engländers, Thomas Shaw, aber erhellet, daß Aegypten nicht eher, als bis nach der Sündfluth, und auch alsdenn nicht eher, als wie schon eine ziemliche Zeit nach derselben verflossen, kann bewohnet worden seyn; welches auch mit der heiligen Schrift übereinstimmet. Die Anmerkung besteht hierinn. Man hat wahrgenommen, daß das ägyptische Erdreich wegen der Düngung, womit der Nilstrom es jährlich durch die Ueberschwemmung bedecket, immer höher und höher wird, so daß das Wasser, welches ehedem über die niedrigsten Oerter gegangen, mit der Zeit verschwunden ist, und neue wohnbare Länder entstanden sind. Herodotus bezeuget, daß zu der Zeit, wie Myris in Aegypten regieret, das ganze Land von dem Flusse überschwemmt worden, wenn derselbe nur 8 Fuß hoch angewachsen, zu seiner Zeit aber, nämlich 900 Jahre darnach, habe der Fluß schon 15 oder 16 Fuß hoch seyn müssen, um das Land zu überschwemmen. Nun werden schon 24 Fuß erfordert, wenn

das

das gantze Land soll bedeckt werden. Man kann hieraus abnehmen, wie viel höher das Land seit den Zeiten Herodoti bis zu unsern Zeiten geworden; und wenn die Welt noch lange stehet, so wird das Erdreich überall in Aegypten so hoch werden, daß der Nilstrom, auch wenn er am höchsten steigt, nicht vermögend seyn wird, das Land zu befeuchten, wodurch dasselbe endlich ganz unfruchtbar und öde werden wird, welches der Ueberschwemmung des Flusses, in Ermangelung des Regens, nicht entbehren kann. Wenn man also noch tausend Jahre vor der Regierung des Myris hinauf steigt, so muß das Land stets unter Wasser gestanden haben, und folglich verschwinden. Die vielen Dynastien, wovon in der alten ägyptischen Historie geredet wird, und die grossen Register der Könige, welche einige tausend Jahre vor der Sündfluth und der von Mose angegebenen Zeit der Schöpfung sollen regieret haben, werden zu einer Fabel. Die alten Skribenten bezeugen gleichfalls, daß Aegypten in den ältesten Zeiten nichts anders als ein Meerbusen gewesen; und Herodotus bezeugt von den Aegyptern gehört zu haben, daß Menes der erste König gewesen, der in der Welt regieret, und daß zu seinen Zeiten gantz Aegypten, den District von Theben, als den höchsten, ausgenommen, nichts anders als ein Morast gewesen, so daß man jenseits des Sees Myris nichts von den Ländern wahrgenommen, welche gegenwärtig daselbst vorhanden sind. Weil nun Menes oder Osiris für den Mizraim, einen Sohn Chams, gehalten wird, der zuerst

Ae-

Aegypten bewohnet, und die Umstände solchergestalt mit der Historie Mosis von der Sündfluth und der Zerstreuung des menschlichen Geschlechts übereinkommen; so wird dadurch die Zeitrechnung der heiligen Schrift bestärket, daß Aegypten nicht einige tausend Jahre vor dieser Zeit kann bewohnt gewesen seyn. Und folglich werden die alten Chroniken, welche so prächtig von dem Alter des ägyptischen Reiches reden, zu einer ungegründeten Fabel; wo man nicht dafür halten will, daß die ersten ägyptischen Dynasten Moraskönige gewesen, und daß der Nilstrand eine andre Eigenschaft als zu unsern Zeiten gehabt hat; welches sich doch niemand zu behaupten erkühnet. Wenn man nun solchergestalt bewiesen hat, daß das ägyptische Reich nicht älter als die Sündfluth, und die Liste der alten Könige erdichtet ist, um Aegypten einen besondern Vorzug zu verschaffen; so fällt es um so viel mehr in die Augen, daß andre Nationen, aus einer gleichen Eitelkeit, ihre Reiche gleichfalls älter gemacht haben, als sie wirklich sind. Auf solche Art werden die Einwendungen gehoben, welche man wider die heilige Schrift und die Historie Mosis beybringt, und die Zeit der Schöpfung und der Sündfluth wird von neuen befestiget. Ich bin ꝛc.

Der

Der vier und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Weil es zu unsern Zeiten eine allgemeine Gewohnheit geworden, die Historie aller so wohl annoch lebenden als bereits verstorbenen Gelehrten durch die Bank zu beschreiben; so müssen nothwendig die meisten Lebensläuffe trocken und mager, ja solchergestalt beschaffen seyn, daß man mehr daraus sehen kann, daß einer in der Welt gewesen, als daß er derselben Nutzen geleistet. Daß einer gebohren und getauft worden, in die Schule gegangen, auf die Academie gezogen, und daselbst den Doctor- oder Magisterhuth erhalten, solches kann man alles leichtlich muthmassen, ohne darüber einen weitläuftigen Commentarium zu lesen: Dadurch wird ein Gelehrter auch von dem andern nicht sonderlich unterschieden. Denn, wenn ich einen beschrieben, so habe ich sie gewissermassen alle beschrieben; so wie ich, wenn ich eine Beschreibung von einem Baume, von einer Pflanze, oder von einer Frucht gemacht, alle Bäume, Pflanzen und Früchte von einer Art beschrieben habe. Ein Knospen an einem Apfelbaum bricht aus, wird eine Bluhme, und aus der Bluhme wird ein Apfel, welcher im Anfange sauer ist, nachher aber durch Hülfe

der

der Sonne reif und süß wird. Das Leben eines Seidenwurms, die erste Entstehung desselben, die hierauf folgende Verwandlung, seine Bemühung und Arbeit, und endlich sein Tod, giebt Stoff zur Historie. Weil aber von einem Seidenwurm, von einer Biene, von einem Käfer u. s. f., nichts gesagt werden kann, als was von allen Insecten gleicher Gattung gesagt wird; so bedarf es nicht, daß man ein jedes Insect besonders beschreibe. Die Materie zu den Lebensbeschreibungen muß selten, ausserordentlich, und so beschaffen seyn, daß man dergleichen nicht bey einem jeden antrift. Daß einer von Schulen auf die Universität gezogen, verdienet eben so wenig angemerkt zu werden, als daß ein Kind nach Verlauf einiger Jahre an Grösse und Stärke zugenommen. Wenn aber jemand ohne Anweisung und ohne ein Buch zu lesen gelehrt geworden wäre, so verdiente solches angemerkt zu werden. Daß eine Jungfrau, wenn sie ihre mannbaren Jahre erreichet, verheyrathet wird, und Kinder zeuget, ist nicht vermögend, die Aufmerksamkeit der Leser zu erwecken, weil nach dem allgemeinen Sprüchworte eine Bauerfrau in Amack eben dasselbe thun kann. Wenn aber eine Jungfrau, ohne sich mit einer Mannsperson fleischlich vermischt zu haben, ein Kind zur Welt brächte, das wäre werth, bekannt gemacht zu werden, und die Historie einer solchen Jungfrau könnte und müste im Druck erscheinen. Was nützt es den Lesern, wenn man ihnen solche Dinge erzählet, die allen Menschen in der Welt begegnen, und die ein jeder vorher wissen kann?

kann? und was ist denenjenigen selbst damit geholfen, deren Leben beschrieben wird, daß man nichts anders von ihnen anführet, als daß sie in der Welt gewesen? Man darf nur die meisten Lebensbeschreibungen ansehen, so wird man überführt werden, daß mein Urtheil gegründet ist. Ich habe in solchen Lebensläufen gefunden, daß einer durch den Regen auf der Reise bis aufs Hemde durchnetzt worden, wie auch, daß der Wind einem andern auf dem Postwagen den Huth abgeblasen. Dieses ist nicht sonderlich merkwürdig. Wenn aber der Sturm jemanden zugleich den Kopf nebst dem Huthe weggewehet hätte, das wäre werth aufgezeichnet zu werden. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Weil ihnen ein kleines Capital zugefallen, wovon die Zinsen zu ihrer Unterhaltung nicht hinlänglich seyn dürften, so verlangen Sie meinen Rath, wie Sie solches am besten anwenden, und am vortheilhaftesten belegen könnten. Es ist schwer, in solchen Umständen zu rathen. Denn, wenn Sie mehr Zinsen verlangen, als gewöhnlich sind, so werden Sie solches nicht sicher unterbringen,

wollen Sie sich aber mit den gewöhnlichen Procenten vergnügen, so werden sie schwerlich damit auskommen. Sie fragen mich, ob es wohl nicht rathsam seyn dürfte, einen Handel damit anzufangen, und dieser Vorschlag gefällt mir wohl, wenn Sie nur in der Wahl der Handlung glücklich sind. Denn die Kaufmannschaft ist gefährlich, und allerhand Zufällen unterworfen. Indessen habe ich mich doch erkundiget, mit welchem Handel die wenigste Gefahr und der meiste Vortheil verbunden. Endlich habe ich einen Handel ausgeforscht, welcher darinn besteht, daß man zehn Thaler auf gut Glück anlegt. Wenn man diese 10 Rthlr. verliert, so ist der Verlust nicht groß, wenn es aber einschlägt, so kann man auf diese zehn Rthlr. Zehntausend und mehr verdienen. Sie werden ohne Zweifel denken, daß ich von Lottereyen rede; aber darauf ziele ich dieses mal nicht. Denn die Erfahrung zeigt, daß diejenigen, welche ihre ganze Lebenszeit durch in die Lottereyen eingesetzt, doch niemals ein grosses Looß gewonnen haben. Der Handel aber, von dem ich rede, ist von einer ganz andern Beschaffenheit; und kann nicht von einem jeden Kaufmann mit Vortheil getrieben werden. Denn es werden insonderheit zwo Eigenschaften erfordert; und diese bestehen darinn, daß man zuförderst von der Natur einen wohlgebauten Körper, oder doch wenigstens keinen sichtbaren Fehler, und hiernächst einen Platz in der Rangordnung habe. Weil sie nun, mein Herr, mit diesen beyden Eigenschaften versehen sind, so rathe ich ihnen, das Glück bey diesem

Han-

Handel zu verſuchen, den ich ihnen anzeigen will, und welcher vielen andern von unſern Landesleuten ſehr glücklich von ſtatten gegangen. Die Reiſe iſt nicht ſehe beſchwerlich, und nicht ſo weit, als nach Tranquebar und China. Der Vortheil aber iſt weit gröſſer als den der aſiatiſche Handel zuwege bringet. Die Kaufmannſchaft beſteht darinn. Wenn man ſich vorher durch ſeine Correſpondenten den Zuſtand von Jütland bekannt gemacht, und durch ſeine Factors eine ſichere Liſte von den reichſten Wittwen und Jungfrauen Cherſoneſo Cimbrica erhalten, ſo miethet man die Schmacke von Callundborg, welche gerade nach Aarhus gehet, und acht Reichsthaler koſtet. Sobald man im Lande ankommt, ſo fängt man an zu handeln. Wenn die Handlung nicht fort will, ſo verlieret man nichts anders dabey, als daß man acht Reichsthaler einbüſſet, und mit einem Korb zurücke kommt. Und dieſes iſt kein groſſes Unglück. Denn ein Korb iſt leicht zu tragen, und acht Reichsthaler iſt auch kein groſſer Verluſt. Wenn aber der Handel glückt, wie insgemein geſchiehet, ſo gewinnt man mehr dabey, als ein Supercargo bey vier Chineſiſchen Reiſen. Niemand muß ſich durch die Beſchwerlichkeiten abſchrecken laſſen, welche Peter Paars auf dieſem Waſſer ausgeſtanden. Denn eine Schwalbe macht keinen Sommer. Die meiſten von unſern Landesleuten haben ſich bey dieſem Zuge nicht übel befunden. Und Jütland gewinnt dieſes dabey, daß viele von ihren Bürgerfrauen und Bürgertöchtern aus bloß achtbaren und ehrlichen

Frauen und Jungfrauen in wohlgebohrne und gnädige Frauen verwandelt werden. Ich bin ꝛc.

Der sechs und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ein gewisser Mann, dem einige von meinen Briefen in die Hände gefallen, hat mir dieses zur Last gelegt, daß ich zu verschiedenenmalen die Fehler und Laster in Schutz genommen, und insonderheit einen Brief zur Vertheidigung des Teufels geschrieben. Ich bemerke hieraus, daß dieser ehrliche Mann alles nach dem Buchstaben verstanden, und nicht beobachtet, daß alles eine blosse Ironie ist, welche von je her, und insonderheit von dem weisen Socrates, als das kräftigste Mittel angesehen worden, die menschlichen Laster und Thorheiten zu bekämpfen. Unter den neuern hat sich vor allen andern Erasmus von Rotterdam in diesem Stücke hervor gethan, und das gegenwärtige Jahrhundert hat einen grossen Meister in dieser Schreibart, nämlich den bekannten Doctor Swift in England hervor gebracht. Die meisten von seinen moralischen Schriften sind mit solchen Ironien angefüllet. Die allerneueste Schrift, worinn er auf eine feine Art die heutige schlechte Erziehung der Jugend

gend tadelt, hat, wie man mir sagen wollen, in England fast gar keinen Beyfall gefunden; mir aber gefällt sie unter allen am besten. Der Verfasser stellt sich, als ob er den Eltern einen Verweis giebt, daß sie ihre Kinder in die Schule schicken, um in den Sprachen und Wissenschaften unterwiesen zu werden, da doch solches heutiges Tages nicht die Mittel wären, um in der Welt fortzukommen, und sich ein Ansehen zu erwerben. Denn dadurch versäumten sie die beste Zeit, um sich in Complimenten, in der zierlichen Bewegung des Leibes, im Wedeln mit dem Fecher, und dergleichen Künsten zu üben, wodurch ein junger Mensch heutiges Tages allein sein Glück machen könnte. Er habe zu dem Ende, wie er sagt, ein eigenes Complimentierbuch verfertiget, woraus man alle Tage einige Complimenten herausnehmen, und wenn man damit zu Ende, wieder von forne anfangen könnte. Gegenwärtig aber arbeitet er an einer Sammlung von neumodischen Eyden, er habe aber dabey einige Schwierigkeiten gefunden, weil die Eyde, welche einem Handwerksmann oder einem Lakay anständig, in dem Munde eines Lords nicht wohl klingen würden. Dieses ist ungefehr der Innhalt der Schrift, woraus man sieht, daß er über die zu unsern Zeiten so schlechte Erziehung der Jugend gescherzet. Ein neuerer Verfasser ist hierinn noch weiter gegangen in der Schrift, die den Titel führet: Mathematischer Beweis von der Glückseligkeit, worinn derselbe mit den Naturalisten oder so genannten Freygeistern sein Gespötte treibt. Im Anfange

findet man einen Brief an einen Parlamentsherrn, worinn er den Vorschlag thut, „gewisse alte Ver„ordnungen, die man die zehn Gebote nennte, abzu„schaffen.„ Er sagt: „Diese Verordnungen „stritten mit den Freyheiten und Privilegien des „englischen Volks, und viele vernünftige und wohl„gesinnte Leute hätten die Abschaffung derselben „längst gewünschet.„ Hierauf geht er ein Gebot nach dem andern durch, und verlangt, „wenn man „ja Bedenken tragen sollte, sie völlig abzuschaffen, „daß man solche doch wenigstens durch eine Parla„mentsacte einschränken, und anders, als gewöhn„lich, erklären möchte.„ Von dem zweyten Ge„bot macht er die Auslegung, „daß dadurch nichts „anders zu verstehen sey, als daß man nichts sagen „oder thun müsse, ohne eine gewisse Absicht vor „Augen zu haben. Und wenn man dieselbe hätte, „so könnte man nicht sagen, daß man den Namen „Gottes mißbrauchte, wenn man sich desselben be„diente, um seinen Gegner zu überschnellen, oder „einen mißtrauischen Freund ins Garn zu locken. „Die Heiligung des Sabbaths,„ sagt er, „ist al„lein für den gemeinen Pöbel, welcher sechs Tage „arbeitet, und also nothwendig an dem siebenden „Tage ein wenig ausruhen muß; angesehene Leute „aber, und welche in den Umständen sind, daß sie „sich das ganze Jahr ohne Arbeit nach eigenem Ge„fallen erlustigen können, sind an dieses Gebot nicht „im geringsten gebunden. Ueberdem kann der „Sonntag nicht einmal als ein Ruhetag angese„hen werden, weil man an demselben genöthiget „ist,

„ist, in die Kirche zu gehen, und sich in der Andacht
„zu üben. Dieses ist vornehmen Standespersonen mehr eine strenge Arbeit, als eine Ruhe, welche eine weit grössere Ruhe, und ein viel angenehmeres Vergnügen empfinden, wenn sie der frischen Luft im Sommer, und eines geheitzten Zimmers im Winter geniessen können, als daß sie sich in der Kirche bey kalter Jahreszeit verkühlen sollten, wo sie ohnedem noch oft viele unangenehme Dinge zu hören verbunden sind. Die Gebote, du sollst nicht tödten, und du sollst nicht ehebrechen, können unmöglich nach dem Buchstaben verstanden werden, weil sie mit der Aufführung aller Personen vom Stande streiten, welche die Welt kennen, und anders zu leben wissen. Das Wort tödten, geht diejenigen nicht an, welche ihre sechszehn Ahnen zählen, insonderheit wenn ein solcher alter von Adel einen gemeinen Bürger erschlägt. Denn dieses verdienet eben so wenig getadelt zu werden, als wenn ein Bürger eine lebendige Auster verschlinget. Es ist bekannt, daß der Zweykampf immer als ein point d'honneur angesehen worden, und daß eine Standesperson sich auf eine solche Art rächen muß, indem es für solche Leute, und insonderheit für einen Officier, höchstunanständig seyn würde, sich den gemeinen Rechten zu unterwerfen. Die Hurerey wird gleichfalls nur geringen Leuten verboten. Denn es würde in Wahrheit recht lächerlich seyn, wenn Handwerksleute, und andre, die nicht von Adel sind, den Vornehmen nachahmen, und petits

„Maitres vorstellen wollten; und es ist auch nicht „wohl möglich, indem dazu Unkosten erfordert „werden, und eine galante Erziehung nöthig ist, die „man nicht bey dem Pöbel antrift. Dieses Ver„bot kann demnach die Vornehmen nicht angehen, „welche Geld genug haben, das sie zu einem solchen „Gebrauch anwenden können. Verschiedene bür„gerliche Personen werden durch einen solchen Um„gang geadelt, und mancher Mann befindet sich „sehr wohl dabey, wenn seine Frau mit vorneh„men und reichen Leuten umgehet, und alsdenn „heißt es ja, volenti non fit injuria. „ Diese Ironie setzt der Verfasser beständig fort, um die Sitten unsrer Zeiten zu beschämen. Ungeachtet Einfältige sich vielleicht daran ärgern, so sehen doch Vernünftige und Kluge leichtlich ein, was er damit sagen will. Man muß demnach ein gleiches Urtheil über verschiedene Materien fällen, die ich in einer ähnlichen Absicht, und in einer gleichen Schreibart ausgeführet. Die Schrift zur Vertheidigung des Teufels hat keinen andern Endzweck, als um zu zeigen, daß nichts so falsch und so ungereimt ist, dem ein geschickter Skribent nicht eine Farbe anstreichen kann. Ich bin ꝛc.

Der

Der
sieben und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Nichts ziert den Menschen mehr, als ein ordentliches Leben, und nichts trägt auch mehr zur Erhaltung desselben bey, als dieses. Plinius der jüngere, führt verschiedene Exempel von römischen Rathsherren an, welche durch ein ordentliches Leben bey einer beständigen Gesundheit ein hohes Alter erreichet. Es scheint, daß unser gemeinschaftlicher Freund Metrodorus sich das Exempel dieser alten Römer zum Muster vorgestellt; ob er aber dasselbe glücklich erreichet, davon mögen sie aus folgender Beschreibung seiner Lebensart urtheilen. Die Ruhe unsers Freundes währet so wohl im Winter als im Sommer accurat bis neun Uhr, drey Minuten, und sein Aufstehen zeigt viel besser, als das ordentlichste Uhrwerk, wie hoch es am Tage ist. Hierauf klingelt er, daß seine Haushälterin herein kommen möge, wo es nicht an den beyden Tagen in der Woche ist, da sie bey ihm in der Kammer schläft. Denn auch in diesem Stücke ist er sehr ordentlich. So bald er seinen Schlafrock angelegt, so nimmt er einen Trunk Brandtewein zu sich, um den Magen, wie er sagt, zu öfnen, er temperirt aber denselben gleich wieder durch Thee

oder Caffee, welchen er wechſelsweiſe einen Tag um den andern trinket. Hierauf ſetzt er ſich in ſeinen Lehnſtuhl, und nachdem er von neuem ein wenig geſchlummert, ſo wendet er faſt eine ganze Stunde auf Leſung guter Bücher an. Inſonderheit hat er ſich zweene Bücher erwählet, welche niemand, wie er glaubt, zu oft leſen kann. Das eine Buch iſt ein geiſtliches Buch, und führt den Titel: Hauptſchlüſſel der Offenbahrung. Das andre iſt eine Sammlung von allen Rangverordnungen, welche er in einen Band binden laſſen, und worinn er ſich dergeſtalt geübet, daß er in einem Augenblicke ſagen kann, in welcher Claſſe ſich ein jeder Bedienter befindet, und welche Nummer er in dieſer Claſſe einnimmt. Weiter lieſet er nichts, ſondern hält vielmehr dafür, daß alle diejenigen, welche ſich in das Studiren vertiefen, doch nichts rechtes lernen. Wenn die Uhr zwölf geſchlagen, und noch dreyzehn Minuten darüber ſind, ſo gehet er zu Tiſche, und hält eine gute Mittagsmahlzeit, ungeachtet dieſelbe ſich doch insgemein nicht über ſechs Schüſſeln erſtrecket. Nach der Mahlzeit ſetzt er ſich wieder auf ſeinen Lehnſtuhl, und nimmt ein deutſches Buch in die Hand, welches den Titel führet, eines wahren Chriſten Nachthaube, worinn er etwas lieſet, und zwar nicht ſo ſehr aus Andacht, als um einzuſchlafen, welchen Rath ihm ſein Hausmedicus gegeben. Denn ſo oft er dieſe vortrefliche Schrift lieſet, ſo ſchläft er den Augenblick ein. Nachdem er eine Stunde oder anderthalb geſchlafen, ſo tritt ſeine Haushälterin mit einer gefüllten Pfeife herein,

ein, und wenn er solche ausgeraucht, so geht er anderthalb hundert Schritte in seiner Stube hin und her, und nimmt bey jedem zehnten Schritte eine Prise starken brasilianischen Schnupftaback. Hierauf trinkt er wieder ein gutes Glas Brandtewein, und alsdenn überfällt ihn sein gewöhnlicher geistlicher Paroxysmus, oder der Bußkampf. Er ruft seine Haushälterin herein, und die Jungfer Ignatia erscheinet auch sogleich, jedoch mit Zittern, weil sie weiß, daß sie in die Beichte muß, die eine ganze Stunde währet. Er untersucht ihre Aufführung, hält ihr ihr fleischliches Wesen für, und ermahnt sie zu einem neuen Leben, welches sie mit gefaltenen Händen verspricht, aber nichts davon hält, woran sie jedoch nicht schuld ist. Nach der Catechisation schreitet man zu den Friedenstractaten, und die Haushälterin läßt als ein ehrliches und wackeres Mädgen hier allezeit ihre Folgsamkeit blicken. Auf eine jede Tragödie folgt also ein lustiges Nachspiel, welches doch, wie ich glauben will, in allen Ehren geschiehet, ungeachtet seine Feinde eine eigne Auslegung darüber machen. Sie thun ihm aber hierinn gewiß unrecht. Denn diejenigen, welche den Mann kennen, wissen auch, daß er seine Leidenschaften des Tages bändigen kann, und die Tag und Nachtarbeit nicht mit einander vermenget. Eine jede Verrichtung hat bey ihm ihre gewisse Zeit, und auch in seinem kleinen Vergnügen weichet er nicht von seiner strengen Diät ab. Seine Abendmahlzeit, welche er hierauf hält, ist sehr mäßig, und er hat alsdenn eine Schüssel weniger, als des Mittags. Nach

der

der Mahlzeit kommt sein Mädgen herein, krauelt ihm im Kopf, bis er schläfrig wird, und zu Bette zu gehen verlanget. Das Mädgen geht insgemein weg, wenn sie ihn ausgezogen; weil sie ihm, wie ich schon vorher erwehnet, nur zweymal in der Woche des Nachts Gesellschaft leistet. Solchergestalt bringt er alle Tage in der Woche, ja das ganze Jahr zu. Ob ein solches Leben den Namen eines philosophischen Lebens verdiene, kann ich nicht sagen. Dieses muß indessen doch ein jeder gestehen, daß keine Lebensart ordentlicher seyn kan; indem hierbey nicht nur alle Stunden, sondern so gar alle Minuten, beobachtet werden. Seine Feinde wenden zwar ein: Wie kann die Andacht mit dem Gefässe, und wie können die Strafpredigten mit der unreinen Liebe bestehen? Es bezeugen aber verschiedene vernünftige Moralisten, daß eine gewisse Art der Andacht aus gebrannten Wassern und aus dem Weine entstehe, so wie es von dem Cato heißt: Virtus ejus incaluit mero; ferner, daß in der Liebe nichts böses anzutreffen sey, wenn das Herz nur gut ist, und daß man durch den Leib nicht sündigen könne, wenn die Seele nur unbefleckt bleibet. Ich entscheide diese Streitigkeit nicht. Meine Absicht ist bloß gewesen, zu zeigen, daß in allen Dingen, welche man bey diesem Manne antrift, Ordnung und Zierlichkeit herrsche, und daß er von einigen aus dieser Absicht unter unsre heutigen Philosophen gezählet werde. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin zwar mit Ihnen in so weit einig, daß die Prüfungen, in Absicht auf diejenigen, denen man ein gewisses Amt anvertrauen will, nützlich sind; ich füge aber dennoch die Einschränkung hinzu, daß man einen Unterscheid unter den Aemtern machen müsse, und daß man durch eine solche vorher angestellte Untersuchung nicht allemahl die Kräfte eines Menschen erforschen könne, ob er einem Amte wohl vorstehen werde. Wenn von akademischen oder Schulämtern die Rede ist, so kann das Examen zwar etwas, aber dennoch nicht alles entscheiden: Denn man kann zwar dadurch erfahren, ob jemand gelehrt sey; nicht aber, ob er die Gabe besitze, andern wieder etwas beyzubringen. Mit den künftigen Richtern und Advocaten gehet es noch weniger an. Man kann freylich, wenn man einen Candidaten eine Stunde lang examiniret, leicht urtheilen, ob er in den Gesetzen erfahren sey; nicht aber, ob er das Richteramt gut verwalten werde. Man kann wissen, ob einer eine juristische Gelehrsamkeit besitze; nicht aber, ob er solche wohl anwenden, und in seinen künftigen Urtheilen Vernunft und

Billig-

Billigkeit blicken lassen werde. Viele sind von denen, welche die Prüfung angestellt haben, mit den herrlichsten Zeugnissen versehen, und geben doch so schlechte Richter ab, daß man seine Rechtssache eben so lieb dem Ausschlag der Würfel unterwerfen, als solche auf den Ausspruch eines solchen Mannes ankommen lassen möchte. Ich will nicht einmahl von der Redlichkeit, als der Haupteigenschaft eines Richters, reden, welche man durch die Prüfung, die einen Tag währet, unmöglich erforschen kann. Am allerwenigsten ist dieses bey den Sachwaltern möglich; indem mancher alle Gesetze und Verordnungen auf den Fingern der erzählen kann, und doch nicht geschickt ist, die geringste Sache zu führen. Und ungeachtet die Richter so wohl als die Advocaten in einerley Wissenschaft erfahren seyn müssen; so zeigt dennoch die Erfahrung, daß der beste Advocat öfters den schlechtesten Richter, und der beste Richter den elendesten Advocaten abgiebt. Es werden demnach verschiedene Arten von Prüfungen erfordert, wenn man hierinn sicher gehen, und sich in seinem Urtheile nicht übereilen will. Bey einigen ist ein einziger Tag, und bey andern eine einzige Stunde hinlänglich; bey andern aber wird eine weit längere Zeit erfordert. Einige kann man nach einer einzigen Untersuchung kennen lernen; um aber die Fähigkeiten und Einsichten von andern recht gründlich einzusehen, werden mehrere Prüfungen erfordert. Ein Handwerksmann, ein Künstler, ein Musicus, kann durch ein einziges Meisterstück

seine

seine Kunst und Wissenschaft an den Tag legen. Wenn ein Mahler einmahl ein schönes Bild mahlet, so ist man versichert, daß er mehrere zu verfertigen im Stande sey; und wenn ein Musicus oder ein Sänger einmahl mit grosser Fertigkeit ein ihm zum erstenmahl vorgelegtes Stück spielet, oder absingt, so zweifelt man ferner nicht im geringsten an seiner musicalischen Fähigkeit. Aber, wenn ein Amt soll besetzt werden, so ist eine einzige Prüfung nicht hinlänglich, um von der Fähigkeit einer Person überführt zu werden. Was ich vorher von den Richtern und Advocaten gesagt, daß bey denen kein Examen von einer Stunde hinlänglich sey, eben dasselbe gilt auch von den Predigern. Um die Fähigkeit einer solchen Person auszuforschen, wird mehr als eine Art der Prüfung erfordert; welches auch die Gesetze dieses Reichs erheischen. Denn erstlich sucht man hieselbst durch allerhand Fragen und Antworten die Gelehrsamkeit eines solchen Candidaten zu prüfen, und nachher muß derselbe auch von seinen Gaben im Vortrage noch durch eine besondere Probepredigt ein Zeugniß ablegen. Denn wie einer grundgelehrt, und doch dabey zu gleicher Zeit ungeschickt seyn kann, eine Predigt zu halten; so kann auch einer eine herrliche Rede ablegen, ohne daß man versichert ist, ob er auch alles selbst verstehet, was er saget. Mancher erwirbt sich durch eine Predigt, die er hält, einen grossen Ruhm; und dennoch ist er nur als ein Wiederhall von einem andern anzusehen, dessen Rede er mit vieler

Anstän-

Anständigkeit wieder hersagt. Ich habe in meiner Jugend einen Redner gekannt, der keine öffentliche Rede halten konnte, ehe er eine Schale mit Grütze gespeiset, die seine Schwester ihm zugerichtet; und es hieß also von ihm: Keine Grütze, keine Predigt. Auf eben dieselbe Art ist es auch mit gewissen Predigern bewandt, welche entweder nicht anders, als nach einer gewissen Vorschrift, reden können, oder sich auch stets der Arbeit von andern bedienen müssen. Aus einer einzigen Probepredigt kann man demnach von der Fähigkeit eines Mannes, und von dessen Geschicklichkeit zum Predigtamte, unmöglich urtheilen. Denn wie leicht kann es nicht geschehen, daß sie sich die Predigt von einem andern machen lassen, und solche nachher mit einer grossen Fertigkeit ablegen? Hier entstehet also die Frage: „Wie ist es „denn eigentlich und am besten anzufangen, wenn „man die Fähigkeit einer Person zu einem gewissen „Amte ausfindig machen will?“ Ich habe bereits vorher gesagt, daß die Proben nach der Beschaffenheit der Aemter unterschieden seyn müssen; und daß man von der Fähigkeit gewisser Personen sogleich nach der ersten Prüfung, von andern aber erstlich nach mehrern Proben, mit Gewißheit zu urtheilen im Stande sey. Zu dem Priesteramt werden zwey Examina erfordert, wie ich bereits vorhin erwehnet habe; und solche werden auch hier im Reiche aufs genaueste in Acht genommen. Um aber die Fähigkeit der Richter und Advocaten zu prüfen, hat man nur eines verordnet, und

zwar

zwar so, daß beyde aus einerley Art geprüfet werden. Es werden hier aber nothwendig auch mehrere Proben erfordert, und die Prüfungen müssen nothwendig nach der Beschaffenheit der Aemter und der Personen unterschieden seyn. Man kann zwar die Gelehrsamkeit und die Theorie eines Advocaten durch Fragen und Antworten erforschen: Aber dieses ist nicht hinlänglich; weil, wie ich schon oben erwehnet, der grundgelehrteste Jurist der schlechteste Advocat werden kann. Es wird daher noch eine Prüfung erfordert, welche zuverläßiger ist, und solche besteht darinn, daß ein solcher künftiger Advocat vorher eine Sache für Gericht führen muß. Denn, wenn er in zwey bis drey Sachen seine Geschicklichkeit sehen lässet, so kann man sicher glauben, daß er auch mehrere ausführen, und mit der Zeit ein geschickter Advocat werden könne. Auf gleiche Art ist es auch mit dem Richteramt beschaffen. Die Prüfung, welche durch Fragen und Antwort geschiehet, ist hier zwar gleichfalls vonnöthen, und wird noch mehr erfordert, als bey einem Advocaten, indem man, wenn der künftige Richter gelehrt befunden wird, noch weit eher von seiner Fähigkeit urtheilen kann, weil bey einem Advocaten alles auf die Praxin und Ausübung ankommt. Sie ist aber nicht allein hinlänglich, und man muß daher bey einem künftigen Richter auch noch darauf besonders Achtung geben, wie er sich bey der Ausübung dessen, was er gelernet, in einem Gerichte aufführet. Und dieses kann nicht besser

geschehen, als wenn man solche Personen stuffenweise von einem geringern Collegio zu einem grössern, von einem Untergericht zu einem Obergericht hinansteigen, und also das eine Gericht stets eine Pflanzschule des andern werden lässet. Durch dieses Mittel könnte auch die Schwierigkeit gehoben werden, welche sich bisweilen findet, wenn daß höchste Gericht mit würdigen Mitgliedern besetzt werden soll. Es kann aber bey einer solchen Einrichtung, als ich eben angeführet, meinem Bedünken noch nicht fehlen, und die Wahl der neuen Mitglieder kann nicht schwer seyn, indem man nur diejenigen nehmen darf, welche mit dem größten Ruhme einige Jahre durch in den Unter- oder Hofgerichte gesessen. Dazu aber würde auf solche Art auch erfordert, daß dieses Untergericht stets mit einer Anzahl vornehmer junger und angesehener Personen besetzt seyn müsse, mit denen die im höchsten Gericht ledig werdenden Stellen wieder könnten ergänzet werden. Und dazu wäre niemand geschickter, als junge Hofleute, welche Besoldung haben, und deren Verrichtungen bey Hofe eben kein Kopfbrechen erfordern. Hievon würde man die Wirkung spüren, daß niemand, als einer, der den Studien obgelegen, suchen würde, Hofjunker oder Kammerjunker zu werden, weil sodann ein mehreres, als bloße Complimenten und Aufwartungen würde erfordet werden. Das höchste Gericht aber, würde dadurch nicht nur vortrefliche Mitglieder, sondern auch durch so viele Standespersonen einen neuen Glanz

erhal-

erhalten. Wenn man sich zu einem akademischen Amte geschickt machen will, so geschiehet solches insgemein durch Disputiren, welches doch keinesweges als eine hinlängliche Probe kann angesehen werden. Denn es ist unmöglich, daß man daraus urtheilen kann, ob einer gelehrt und geschickt sey, andern wieder etwas beyzubringen, sondern es erhellet bloß daraus, daß derjenige, welcher disputiret, ein gewisses Talent im Reden hat, und in der gelehrten Fechtkunst geübt ist. So wenig man demnach aus der Fertigkeit eines Fechtmeisters den Schluß machen kann, daß er einen guten Soldaten abgeben würde, eben so wenig läßt sich auch aus einer akademischen Disputation abnehmen, ob jemand zum Lehrer auf einer hohen Schule geschickt sey. Wenn man diejenigen, welche am besten disputiren können, für die würdigsten hält, den akademischen Lehrstuhl zu bekleiden, so kann man oft den gelehrtesten Männern zu nahe treten, weil, wie die Erfahrung zeiget, solche manchmahl am allerwenigsten zum Disputiren geschickt sind Es werden aber, um ein dergleichen Amt auf hohen Schulen zu bekleiden, verschiedene Proben erfordert, so wie bey den alten griechischen Spielen einige durch ihre Hurtigkeit, andre durch ihre Stärke, einige durch Wettrennen und ringen, die aufgesetzten Belohnungen und den Preiß erhielten. Wenn also jemand eine theologische Profeßion zu erhalten suchet, der muß von seiner gründlichen und tiefen Einsicht in die göttlichen Wahrheiten Proben ablegen, und die

heilige Schrift richtig zu erklären wissen. Wenn jemand ein öffentlicher Lehrer der Physik und der Philosophie zu werden gedenket, der muß sich in diesen Wissenschaften besonders hervor thun. Ein Mathematicus muß mathematische Schriften, und ein Lehrer der Historie nette und ordentlich abgefaßte Geschichte liefern. Bloß diejenigen, welche eine logicalische und dialectische Profeßion suchen, können ihre Probe durch eine Disputation ablegen. Wenn man aber von allen, die eine akademische Profeßion suchen, einerley Proben erfordert, so ist es eben so viel, als wenn man von einem Schuster, Mauer, und andern Handwerksleuten verlangen wollte, ihr Meisterstück durch ein von ihnen verfertigtes künstliches Gemählde abzulegen. Sie sehen hieraus, mein Herr, was ich von denen gewöhnlichen Prüfungen halte, und daß ich glaube, daß zu einem Amte bisweilen mehrere Proben erfordert werden, unter allen Prüfungen aber halte ich diejenige für die nützlichste und sicherste, welche dem Amte desjenigen, der solches inskünftige zu bekleiden suchet, am meisten gemäß ist. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ich sehe aus ihrem letztern Schreiben, daß ihnen meine Gedanken gefallen haben, die ich ihnen wegen der Beförderung zu einem Amte und der dazu nöthigen Prüfung mitgetheilet. Der einzige Vorschlag scheint ihnen nur bedenklich zu seyn, als den jungen Hofleuten ein Seminarium von dem höchsten Gerichte zu machen. Sie werden aber doch diesen Vorschlag nicht so gar ungegründet finden, wenn sie folgendes zu erwegen belieben wollen. Unter allen Königlichen Collegiis ist keines schwerer in einen erwünschten Zustand zu setzen, als das höchste Gericht. Denn man hat aus der Erfahrung wahrgenommen, daß aller Versuche, die man deswegen angestellet, ungeachtet dennoch dieses hohe Collegium stets wieder in seinen vorigen Zustand gerathen ist. Die Ursache besteht darinn. Es wird zu dem höchsten Gericht eine ansehnliche Anzahl von Beysitzern erfordert. Weil aber so viele zu besolden jederzeit für eine Bürde der Königlichen Schatzkammer gehalten worden, so hat man theils allerhand vornehme Personen, welche in andern Collegiis sitzen, theils auch andere, welche

noch keinen Sitz in einem andern Collegio haben, beordert, diesem höchsten Gerichte, und zwar ohne eine Besoldung dafür zu genieſen, beyzuwohnen. Die ersten aber haben sich stets über ihre ohnedem schon so sehr gehäuften Geschäfte, und die andern über die Kosten beschweret, welche sie aus ihren eignen Mitteln an einem so kostbaren Orte aufzuwenden genöthiget wären, wesfalls beyde endlich alle Gelegenheit ergriffen, sich dieser Verbindung wieder zu entledigen. Dadurch ist das höchste Gericht von Beysitzern entblößt worden, und man hat sich genöthiget gesehen, junge Personen von geringerm Stande anzunehmen, welche selbst ihre Dienste angeboten, um dadurch zu einer Würde zu gelangen, und einen Platz in der Rangordnung zu erhalten. Bey so gestallten Umständen entsteht die Frage, „wie man dieser Unbequemlichkeit vorbeugen, das höchste Gericht mit „geschickten Mitgliedern versehen, und solches zugleich recht ansehnlich machen könne!“ Dieses kann zwar nicht ohne alle Kosten geschehen. Solche aber würden demnach nur mäßig seyn, wenn man z. E. vier bis fünf tüchtige und gelehrte Juristen ordentlich besoldete, um dem höchsten Gerichte beständig beyzuwohnen. Die übrigen Mitglieder aber könnten aus andern königlichen Bedienten bestehen, die mit keinen anderweitigen und wichtigen Geschäften beladen wären. Und dazu ist niemand geschickter, als die Hofbedienten, welche beständig in Copenhagen, und wohl besoldet sind, auch ledige Stunden genug zu einer solchen

Arbeit

Arbeit haben. Vielleicht wendet man ein, die Kammerjunker und andre Hofleute hätten sich nicht auf die Rechtsgelahrheit gelegt, und wären also hiezu nicht geschickt. Sie können aber mit der Zeit gute Rechtsgelehrten werden, und zwar um so viel mehr, wenn diejenigen, welche künftig Hofbedienungen suchen, merken, daß eine gründliche Erkenntniß in der Jurisprudenz ihnen unentbehrlich ist, und daß ihr Amt hinführo nicht in einer bloßen Aufwartung, und in leeren Complimenten bestehet. Die jüngsten unter ihnen, welche man noch nicht für reif genug hält, könnten sich dadurch am besten geschickt machen, wenn sie einige Jahre dem Unter- oder dem Hofgericht beywohnten, bey welcher Gelegenheit man die Fähigkeit eines jeden zu einem höhern Richteramte kennen lernen, und also niemahls fehlen könnte. Mit solchen Männern könnte das höchste Gericht sicher und ohne Kosten versehen, der Hof gelehrt, und das Ansehen des Gerichts noch mehr erhöhet werden. Zu beyden Arten der Verrichtung würde ich so wohl adeliche als bürgerliche Personen in Vorschlag bringen, wenn solche Verdienste haben, und bemittelt sind, wodurch denn auch zugleich der Plan bevestiget wird, den der höchstselige König, Friderich der Dritte, der Stifter der neuen Regierung, bey allen Beförderungen gelegt hat. Nichts ist für ein Gericht gefährlicher und schädlicher, als arme und nothleidende Richter, von welchem Stande dieselben auch immer seyn mögen, weil sie gar zu vielen Versuchungen bloß gestellet

sind. Man kann mit Wahrheit in solchem Fall sagen: Je grössere Juristen, desto gefährlichere Richter. Ich bin ꝛc.

Der achtzigste Brief.

Mein Herr,

Wenn man in historischen Sachen einen Criticum abgeben will, so muß man nicht alles blindlings annehmen, und auch nicht alles aus Eigensinn verwerfen. Man handelt eben so thöricht, wenn man mit dem Harduino, und andern, die allenthalben angenommenen Begebenheiten in Zweifel ziehet, als wenn man mit andern allem demjenigen einen blinden Glauben beylegt, was ein angesehener Mann gesehen hat. Man muß auch hier, wie in allen andern Dingen, die Mittelstrasse erwählen. Ein anderes ist es, an verschiedenen Umständen bey einer Geschichte zu zweifeln, ein anderes aber, die ganze Historie zu verwerfen, und die Existenz der Personen selbst in Zweifel zu ziehen. Es ist z. E. eben so thöricht zu läugnen, daß Cyrus, Alexander, ꝛc. gelebt haben, als man thöricht handeln würde, wenn man allen und jeden Umständen, die in ihrer Historie vorkommen, schlechterdings Glauben beymessen wollte. Der Herr Bayle urtheilet folgendergestalt hiervon. „Man „schreibt

„schreibt eine Historie auf eben dieselbe Art, wie man „ein Ragout in der Küche zubereitet. Eine jede „Nation bereitet die Speisen nach ihrer Art, und „daher wird einerley Kraut auf so mancherley „Weise zugerichtet, als Länder in der Welt sind. „Diejenige Zurichtung aber hält man insgemein „für die beste, welche mit dem Geschmack des Lan„des, worinn man wohnet, am meisten überein„kommt. Und eben so ist es mit der Historie be„schaffen. Ein jedes Volk, eine jede Religion, und „eine jede Secte nimmt einerley Sache auf ver„schiedene Arten an, und richtet dieselbe nach ihren „Sätzen und nach ihren Begriffen ein. Und da„her kommt es, daß eine Sache von einigen für „wahr, und von andern für falsch angesehen wird. „Denn wie man gewisse Speisen hat, die einige „Nationen durchgehends verachten, sie mögen „auch zugerichtet seyn, wie sie immer wollen, so „findet man auch gewisse historische Berichte, wel„che nur von gewissen Personen und von gewissen „Secten angenommen, von andern aber als unge„reimt, und als eine Betrügerey verworfen werden. So weit gehet das Bedenken des Herrn Bayle, und er hat in diesem Stücke nicht völlig unrecht. Man muß daher genau Achtung geben, in welchem Lande, von welchem Volke, und zu welchen Zeiten eine Historie geschrieben worden. Man findet hin und wieder einige Berichte, deren Falschheit einem jeden in die Augen fällt, weil sie entweder mit der Zeit und dem Orte nicht überein kommen, oder von andern unpartheyischen Geschichtschreibern wider-

sprochen werden. Die meisten Zweykämpfe in der Historie kommen mir zweydeutig vor, weil es insgemein heißt, daß derjenige, welcher den andern heraus gefordert, gefället worden, und auf dem Platze geblieben sey; welches aber, wie es scheint, die Skribenten mehr gewünschet, als daß es wirklich sollte geschehen seyn. Andre merkwürdige Begebenheiten, welche vielleicht einmal und an einem Orte vorgegangē seyn mögen, scheinen an einem andern Orte wieder angebracht zu seyn, um die Thaten andrer Helden damit auszuschmücken. Unter andern findet man folgendes von dem Kriege zwischen den Tegeatern und Pheneatern angeführet. „Wie beyde Partheyen mit einander in einen Krieg „verwickelt waren, so fanden sie endlich für gut, „dem Streite auf eine solche Art ein Ende zu ma„chen, daß drey Zwilling Brüder an der andern „Seite mit einander fechten sollten. Wer von ih„nen sodann den Platz behaupten und siegen wür„de, dessen Parthey sollte gewonnen haben. Wie „diese sechs Helden den Streit mit einander anfin„gen, so wurden drey von der einen Parthey hart „verwundet. Zwey aber von der andern Parthey „wurden getödtet, der dritte aber blieb unbeschädi„get. Dieser, welcher Critolaus hieß, und nun„mehr mit den drey Verwundeten allein fechten mu„ste, stellt sich, als wenn er die Flucht ergriffe, und „wie ihn die andern verfolgten, so erlegte er den ei„nen nach dem andern. Wie er hierauf als ein „Sieger zu dem Kriegsheere zurück kam, und die „Glückwünsche von allen und jeden erhielte, so war

„seine

„seine Schwester die einzige, welche an dieser allge-
„meinen Freude keinen Antheil nehmen wollte. Sie
„weinte vielmehr bitterlich, weil sie mit dem einen
„Kämpfer von der Gegenparthey verlobt war, den
„ihr Bruder getödtet hatte. Dadurch aber ward
„Critolaus so erhitzet, daß er seine Schwester mit
„eigener Hand ermordete, und ward wegen des
„Eyfers, den er für sein Vaterland hatte blicken
„lassen, frey gesprochen.„ Alles dieses findet man mit eben denselben Umständen in der römischen Historie aufgezeichnet, wo ein solcher Dreykampf unter den drey Horatiern und den drey Curiatiern angeführt wird, so daß man deutlich sieht, daß der eine es aus dem andern ausgeschrieben. Man findet ferner, daß Agesilaus, ein Bruder des Themistocles, wie er an statt den persischen König Xerxes zu ermorden, dessen Feldherrn getödtet, seine eigne Hand ins Feuer gesteckt; und dieselbe verbrannt habe. Diese Historie wird nachher von den Römern auch dem Mucius Scävola beygelegt. „ Man fragte weiter das
„Orakel einmal wegen einer tiefen und feurigen
„Höhle, die sich in einer Stadt in Phrygien, auf-
„gethan hatte, um Rath, was man dabey thun
„sollte, und erhielt die Antwort, daß man das kost-
„barste, was man hätte, hinein werfen sollte, so
„würde sich dieselbe wieder zuschliessen. Nachdem
„man hierauf allerhand kostbare Sachen hinein
„geworfen, aber keine Wirkung davon verspüret
„hatte, so stürzte sich endlich ein griechischer Ritter,
„der von einigen Agyssäus, von andern aber Anchu-

„rus

„rus genannt wird, hinein, worauf sich die Höh-
„le in dem Augenblick zuschloß.„ Wer entdeckt hier nicht sogleich die Historie des M. Curtius, wovon in der römischen Geschichte so prächtig geredet wird. Ich übergehe andre ähnliche Fälle mit Stillschweigen. Man sieht hieraus offenbar, daß die alten römischen Skribenten verschiedene griechische Historien abgeschrieben, um ihre eigne damit auszuschmücken, und man kann daher den ältesten römischen Schriften nicht gar zu viel trauen. Denn wie die Griechen viele ägyptische Historien in ihre Geschichte gebracht, und für Begebenheiten ihres Volks ausgegeben, so haben die Römer auf gleiche Art den Griechen ihre Historien abgeborget, wovon die drey oben angeführten Exempel, welche von dem Stobäus und Plutarchus erzehlet werden, ein unwidersprechliches Zeugniß ablegen. Verschiedene Erzehlungen anderer römischen Skribenten können durch ihre eigene Landesleute widerlegt werden. Livius und andre römische Geschichtschreiber führen folgende Begebenheiten, als einen Beweis von der Keuschheit des Scipio an; „ Wie derselbe Neu Carthago in Spanien erobert hatte, und „ihm unter den Gefangenen auch ein spanisches „Frauenzimmer von einer ausbündig grossen „Schönheit in die Hände fiel, so schickte er solches „unberührt dem Celtiberischen Prinzen zu, welcher „mit diesem Frauenzimmer verlobt war.„ Wegen dieser Handlung wird Scipio bis in den Himmel erhoben, und über die Gemählde, welche diese That vorstellen, findet man insgemein die Worte geschrieben.

ben. An virtus altius ire poteſt? Wenn man aber einem von den älteſten römiſchen Skribenten, dem Valerius Antias, Glauben beymeſſen darf, welchem Titus Livius das Beſte in ſeiner Hiſtorie abgeborget, ſo verhält ſich die Sache ganz anders. Dieſer Valerius Antias, welcher zu eben derſelben Zeit lebte, in eben demſelben ſpaniſchen Kriege diente, und für einen wahrhaften und zuverläßigen Skribenten gehalten wird, bezeuget ausdrücklich, daß Scipio dieſe koſtbare Beute behalten, und ſich derſelben zu ſeinem Vergnügen bedienet habe. Die Worte des Valerii lauten folgendergeſtalt. Puella quædam pulcherrima, quam Carthagine, ampla civitate in Hiſpania expugnata ceperat Publius Africanus ſuperior, non reddita patri, ſed retenta ab eo, atque in deliciis & amoribus uſurpata eſt. Valerius Antias iſt übrigens nicht der einzige Skribent, welcher an der Keuſchheit des Scipio gezweifelt. Nävius, ein bekannter römiſcher Poet, welcher auch in eben demſelben Kriege wider die Carthaginenſer diente, redet folgendergeſtalt hievon in ſeinen Gedichten.

Etiam qui res magnas geſſit glorioſe,
Cujus facta viva nunc vigent.
Qui apud gentes ſolus præſtat,
Eum ſuus pater cum pallio uno ab amica abduxit.

Wenn bey dem Anfang des erſten puniſchen Krieges von der Seemacht der Römer geredet wird, ſo ſagen faſt alle Hiſtorien, daß die Römer in

der

der Schifbaukunst so unerfahren gewesen, daß sie nicht den geringsten Begrif von der Schifbauerey gehabt, sondern daß sich die Matrosen auf einem Schiffe, welches auf einem Sandgrund auf dem Lande lag, in dem Gebrauch der Ruder auf den Schiffen geübet. Dieses aber stimmt nicht mit verschiedenen von dem Polybius angeführten Seetractaten überein, welche zu den Zeiten der Könige zwischen Rom und Carthago geschlossen worden, und eben so wenig mit den Schiffen der vorigen Zeiten, wovon in den vorhergehenden Geschichten geredet wird, und von welchen ich in der Vorbereitung zu der Historie des Herodians umständlich gehandelt habe. Man siehet also, daß dieses eine bloße Erdichtung ist, um die römische Historie mit demjenigen auszuzieren, was man wunderbar nennet. Man kann sicher glauben, daß alles und jedes, was Polybius, einer der ältesten und vernünftigsten römischen Skribenten mit Stillschweigen übergehet, von den andern bloß erdichtet worden. Man findet unter andern folgende höchstmerkwürdige Begebenheit in der römischen Historie, „daß die ganze Familie der Fa„bier, welche aus dreyhundert Edelleuten bestan„den, in der Schlacht bey Cremera umgekommen, „und von dem ganzen Geschlechte nicht mehr als „ein einziges Kind übrig gewesen, welches den „Namen fortgepflanzet.“ Dieses wird von andern übergangen. Die gesunde Vernunft zeiget auch, daß es eine Erdichtung ist. Denn wenn die Historie wahr wäre, so müste daraus fliessen, daß

daß in einer großen Familie von 300 Hausvätern nur ein einziges Kind und keine einzige schwangere Frau angetroffen worden, andere Umstände zu geschweigen, welche die Unrichtigkeit der Historie an den Tag legen. Dieses hat dem italiänischen Poeten Arioſto Gelegenheit gegeben zu sagen:

E, se tu vuoi ch'il ver non ti sia ascosto
Tutta al contrario l'istoria converti
Che li Greci rotti e che Troja Vittrice
E che Penelopea fu meretrice.

Die wunderbare Historie von dem Regulo wird gleichfalls von dem Polybio nicht erzählet, und muß daher ebenwohl verworfen werden. Dieser vortrefliche Geschichtschreiber war ein solcher Freund der Wahrheit, daß er kein Bedenken getragen, die Fehler zu tadeln, die von seinem eigenen Vater dem Lycortas begangen wurden. Er vergleicht die Historienschreiber mit den tragischen Poeten, welche ihre Stücke durch prächtige Catastrophen zu zieren suchen. Er kann einem daher zu einem sichern Wegweiser dienen, dergleichen Historien zu prüfen. Da er z. E. nichts von dem Umstande erwehnet, daß Hannibal durch Weineßig die Klippen geschmolzen, um dem Kriegsheer einen Weg über die Alpen zu bahnen, so ist solches für ein Gedichte zu halten, insonderheit da man weiß, daß verschiedine andere bereits vor dem Hannibal ein Kriegsheer über die Alpen geführet. Verschiedene andre Begebenheiten, welche so wohl in den römischen als in den Geschichten andrer

drer Nationen angetroffen werden, verrathen sich selbst, daß sie nicht ächt sind. Ich habe an einem gewissen Orte in meinen Schriften gezeiget, daß der vornehmste Theil von der Geschichte Helenens eine Fabel ist, daß sie niemahls nach Troja gekommen, und daß man dem Herodotus in diesem Stücke am meisten trauen müste. Ich habe ebenfalls in meiner jüdischen Historie gezeiget, daß die älteste assyrische Monarchie eine bloße Erdichtung ist, die von Chesias und andern erfunden worden, so wie das grosse Verzeichniß der Könige, welches Saxo Grammaticus mittheilet, bloß in dem Gehirne dieses Skribenten zu suchen ist. Der isländische Skribent Torfäus hat gezeiget, daß der schwedische Geschichtschreiber Johann Magnus mit dem Saxo Grammaticus um den Vorzug gestritten, und ihm nichts nachgeben wollen, wesfalls er eine eben so grosse Liste von den schwedischen Königen mitgetheilet, damit Schweden Dännemark an Alter nichts nachgeben möchte. Verschiedene Historien werden entweder durch ihre eigene Ungereimtheit oder auch durch die Uneinigkeit der Skribenten unter einander in den merkwürdigsten Dingen verdächtig. Dieses bemerkt man am meisten in der alten nordischen Historie, und daher bedaure ich alle diejenigen, welche sich darinn vertiefen. Ich meines Theils könnte diese Historie nicht zu meinem Hauptgeschäfte machen, wo ich nicht durch ein Urtheil von dem höchsten Gericht dazu angehalten würde. Wie die alten Historien mit erdichteten Heldenhistorien angefüllet

sind,

sind, so weiß die Kirchenhistorie des mittlern Alters von nichts als erdichteten Wunderwerken, welche um so viel weniger auszustehen sind, da die Schreibart so beschaffen ist, daß man damit, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, Ratzen und Mäuse vergeben kann. Ich bin ꝛc.

Der
ein und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich merke aus dero letzteren Zuschrift, daß sie mit demjenigen nicht zufrieden sind, was ich von der Ungewißheit in der Historie geschrieben habe. Es folgt aber nicht daraus, daß ich deswegen die Geschichtskunde überhaupt verwerfe. Es zeigt mein Urtheil vielmehr die große Hochachtung an, welche ich für die Historie hege, und die Sorgfalt, welche ich trage, eine so edle Wissenschaft von den Fabeln und andern Ungereimtheiten gereiniget zu sehen. Ich halte die historische Wissenschaft nach dem Worte GOttes für die nützlichste und wichtigste unter allen, wenn man den gehörigen Fleiß auf dieselbe wendet. Man lernet daraus andre Länder, seinen Nebenmenschen und sich selbst erkennen. Ja man lernet sogar Weißagen, indem man aus denen bereits

vergangenen Dingen von den Zukünftigen urtheilen, und daher einen jeden gründlichen Historicum für einen Propheten halten kann. Die moralischen Betrachtungen sind zwar von einem grossen Nutzen. Die Historie aber wirkt noch stärker, wenn solche recht vorgetragen, und mit Vernunft und Ueberlegung gelesen wird. Die meisten aber lesen die Geschichte zu keinem andern Endzweck, als damit sie Gelegenheit haben mögen, in Gesellschaften etwas zu erzählen, und zu dem Ende geben sie bloß auf die Namen und Jahrzahlen, oder solche Dinge Achtung, welche bloß auf das Gedächtniß ankommen. Von dergleichen Lesern kann man nicht sagen, daß sie die Geschichte kennen, sondern es ist ihnen nur die äußere Schale derselben bekannt; und solche verdienen daher eben so wenig den Namen der Geschichtschreiber, als welche bloße trockene Annales und Jahrbücher liefern. Denn aus dergleichen Jahrregistern lernet man nichts weiter, als daß verschiedene in diesem oder jenem Jahr gebohren worden, daß man Krieg geführet, Belagerungen vorgenommen und Festungen erobert. Die meisten neuern Geschichtschreiber richten sich indessen doch nach diesem Geschmack der Leser, und führen die Begräbnisse, die Krönungen, die Carousselen, die Einzüge, die mit den belagerten Städten getroffenen Capitulationen und dergleichen, auf das weitläuftigste an. Und ist es daher auch wol zu verwundern, daß die Geschichte, welche sonst kaum einige wenige Blätter einnehmen würden, zu grossen und starken Folianten anwachsen? Bey den

alten

alten römischen und griechischen Geschichtschreibern trift man einen solchen Füllkalk nicht an. Die alten Historici hielten es für unanständig, ihre Schriften mit solchen unnützen Zeuge anzufüllen, als man heutiges Tages in unsern neuern Schriften findet. Man darf nur die Lebensbeschreibung des Plutarchs, des Svetonius und andrer mit denen zusammen halten, welche man uns in neuern Zeiten geliefert, um davon überzeugt zu werden. Wenn Herodotus, Thucydides, oder Xenophon in dem Geschmacke geschrieben hätten, worinn das Theatrum Europäum geschrieben worden, so würde man anstatt drey mäßiger Bücher, hundert dicke Bände erhalten haben. Sie sehen hieraus, mein Herr, wohin mein Urtheil über die Historie gehet. Ich halte dafür, daß man sich bestreben müsse, die Historie von denen Fabeln und Ungereimtheiten zu reinigen, welche man auch in den meisten alten Schriften findet. Man muß zu gleicher Zeit auch alles unnütze und zur Hauptsache nicht gehörige Zeug wegthun, welches nebst dem vorigen unsre neuen Geschichte verstellet, und die alleredelste Wissenschaft in Verachtung bringet. Für diejenigen, welche bloß deswegen lesen, um einschlafen zu können, oder ihre unruhige Gedanken zu vertreiben, sind die Jahrregister unsrer Zeiten und die Mercures historiques am besten zu gebrauchen. Andere aber, welche das Lesen lieben, um Nutzen daraus zu ziehen, muß man unter den römischen Skribenten einen Sallustius, einen Tacitus ꝛc. und unter den griechischen vornehmlich ei-

nen Polybius in die Hände geben, worinn man unzählige Dinge findet, welche sich so wol ein Staatsmann, als ein andrer, der im Kriege sein Glücke zu machen gedenket, zu Nutze machen kann. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen, ob sonst auch noch jemand für einen Edelmann gehalten werden könne, als bloß derjenige, der so wohl väterlicher als mütterlicher Seits von adelichen Eltern gebohren worden. An einigen Orten im Orient, insonderheit an den malabarischen Küsten, sind die Kinder allein von mütterlicher Seite adelich, weil daselbst eine Frau zu gleicher Zeit so viele Männer nehmen kann, als sie will, und das Recht besitzet, solchen auch wieder nach eignem Gefallen ihren Abschied zu geben. In Champagne in Frankreich war ehedem der Gebrauch eingeführet, daß, wenn ein adeliches Frauenzimmer sich mit einer Person bürgerlichen Standes vermählte, so wurden die Kinder für rechte Edelleute gehalten: Nun ist solches aber nicht mehr gebräuchlich. In Spanien ist kein Mensch so geringe, der sich nicht

mit

mit seinem Geschlechtsregister, oder mit seinem Adelstande brüsten sollte. An einigen Orten macht man noch einen andern Unterscheid unter den Edelleuten. Einige werden nicht für rechte Edelleute gehalten, wo sie nicht ihre sechszehn Ahnen darthun können, und solche werden hier in Dännemark, gammel Adel, oder der alte Adel genannt, und unterscheiden sich von denen, welche nachher in den Adelstand erhoben worden. In unserer Historie haben einige den Namen Equites oder Ritter; andere aber werden Armigeri genannt, und diese sind geringer als die ersten. In England werden diejenigen bloß als rechte Edelleute angesehen, welche den Titel als Herzoge, Marggrafen, Grafen und Baronen führen, und diese sind allein berechtiget, im Oberparlamente zu sitzen. Die andern alle werden unter dem allgemeinen Namen Gentry befasset, und gehören bloß ins Unterhaus. Einige meynen, daß der Adelstand seinen ersten Ursprung in Norden bey den Gothen genommen habe. Diejenigen aber, welche also urtheilen, legen dadurch an den Tag, daß sie sich in den Geschichten nicht sonderlich umgesehen. Das Wort Adel ist zwar alt dänisch, und bedeutet so viel als ächt. So wird ein in rechtmäßiger Ehe erzeugtes und ächtes Kind Adelbonde Barn, und eine ächte Frau, Adel Kone genannt. Ein rechter Handelsort, worinn die großen Märkte, Axeel Torv oder All-Säl Torv gehalten werden, führen den Namen Adelkiöbing. Daher ist es gekommen, daß diejenigen Personen, welche von dem

gemeinen Haufen unterschieden worden, den Namen der adelichen oder der recht ächten Bürger erhalten haben, und ihre Kinder Adeliche oder Edelinger genannt worden, welches so viel heissen soll, als Abdrücke und Bilder ihrer Eltern, welche adelich gewesen. Ja dieser Titel war vordem so groß, daß der älteste Sohn des Königs den Namen Adelin, (Domicellus) führte. Ist aber von dem Stande selbst die Rede, so ist der Adel sehr alt. Es wird desselben schon in den römischen, griechischen und andern alten Historien gedacht; und man sieht daraus, daß diejenigen, welche von gewissen Familien abgestammet, von andern Bürgern unterschieden worden. Keine Edelleute sind gegenwärtig in einem größern Ansehen, als die venetianischen. Sie schätzen sich selbst so hoch, daß sie denen gleich zu seyn glauben, welche von königlichem Blute entsprossen sind. Aus dieser Ursache haben sich auch verschiedene Könige selbst in das venetianische Adelregister einschreiben lassen. An gewissen Orten in Orient, und in Indien, halten die Adelichen ihren Vorzug so hoch, daß sie sich auch durch den Umgang mit andern zu beflecken glauben. Die Mahometaner wissen von keinem Adel etwas zu sagen; sondern sie räumen bloß denenjenigen gewisse Vorzüge ein, welche von ihrem Propheten Mahomet abstammen. In China ist kein Adel erblich. Die Chineser halten dafür, daß der Adel nicht durch die Geburt fortgepflanzt, sondern allein durch die Verdienste erworben werden müsse, und daher werden die Kinder der vornehm-

sten

ſten Männer nicht anders, als Kinder gemeiner Bürger, angeſehen. Die einigen Nachkommen des großen Philoſophen Canfucius werden allein für adelich gehalten, und mit dem Titel Ching gin ti Chi ell, d. i. **Nachkommen des großen Mannes**, beehret. Es verdient übrigens von den Chineſern angemerkt zu werden, wenn ſie bey einer beſondern Gelegenheit den Adel auch den Anverwandten einer bereit in den Adelſtand erhobenen Perſon mittheilen, ſo wird ſolcher Adel, anſtatt daß derſelbe in Europa auf die Nachkommenſchaft fortgepflanzt wird, in China den Voreltern verliehen. Wie der bekannte Jeſuit, Verbieß, geadelt ward, ſo ward zugleich auch mit demſelben ſein Vater und Großvater mit dieſen Worten geadelt, **weil ſie einen ſolchen Sohn gezeuget und auferzogen.** Man iſt übrigens wegen der Frage noch nicht einig, **ob es nützlich ſey oder nicht, daß der Adel auf die Nachkommen fortgepflanzt werde?** Diejenigen, welche es für nützlich halten, führen an, daß die Menſchen durch einen ſolchen Adel, und durch den daher entſtehenden Vorzug, zu großen Thaten aufgemuntert würden, und ſich bemüheten, ihren Kindern eine ſolche Erziehung zu geben, welche dieſelben des ihnen durch die Geburt zugefallenen Vorrechts würdig machen könnte. Andre aber halten eine ſolche Gewohnheit nicht nur für unnütz, ſondern auch für ſchädlich; und behaupten, daß ein jeder ſeinen Vorzug und ſeine Würde nicht auf die Geburt, ſondern auf die Verdienſte gründen müſte.

Sie führen zu gleicher Zeit viele Exempel aus der Historie an, welche betrübte Folgen ein solcher Unterscheid in den Reichen und Republiken nach sich gezogen, indem der Adel öfters gesucht, alle Gewalt allein an sich zu reißen; welches aber der bürgerliche Stand nicht zugeben wollen, und daher nicht nur allerhand Bündnisse unter sich aufgerichtet, und einen Aufstand nach dem andern erregt, sondern auch bisweilen die Adelichen gezwungen, die öffentliche Gewalt mit ihnen zu theilen. Ja dieses ist bisweilen so weit gegangen, daß nach geendigten bürgerlichen Kriegen der Adel sein ganzes Ansehen verlohren, und der bürgerliche Stand alle Gewalt allein in Händen behalten. Keine Historie legt hievon ein deutlicheres Zeugniß ab, als die Florentinische. Der Adel hat sich bisweilen dorten so verhaßt gemacht, daß man ihn zu gewissen Zeiten von allen Würden und von allen öffentlichen Aemtern völlig ausgeschlossen. Ich fälle von dieser Sache folgendes Urtheil: Der Adelstand muß den Vorzug behalten, den derselbe einmahl erworben. Ich glaube aber auch, daß es besser gewesen wäre, wenn man diesen Unterscheid niemahls gemacht hätte. Ich verstehe hiedurch den Adel, der auf die Nachkommen fortgepflanzt wird, wodurch nur zur Eyfersucht und zum Mißverstand unter den Einwohnern eines Landes Anlaß gegeben worden. Denn ein begüterter Mann, und der zugleich Verdienste hat, sieht es allemal mit Verdruß an, daß er aus keiner andern Ursache, als wegen der Geburt, welche doch nur bloß zufällig

fällig ist, geringer als der Sohn eines armen und zu keinen Verdiensten fähigen Edelmannes seyn soll. Es wird dieses auch ein beständiger Zunder zur Zwietracht und Uneinigkeit bleiben, und außerdem annoch die widrige Wirkung haben, daß die angebohrnen großen Eigenschaften bey vielen gleich im Anfange erstickt werden, wenn man merket, daß man die Ehrenstellen nicht edlen und rühmlichen Thaten, sondern allein der Geburt zu danken hat. Die Adelichen selbst sind dabey nicht wenig verlegen. Ich habe gezeigt, was sie in Florenz für ein Schicksal gehabt. Die Stände in England haben so lange mit einander gestritten, bis die ganze Gewalt in die Hände des Unterparlaments gekommen. Zu den Zeiten des Cromwells war das Oberparlament gänzlich abgeschaffet. In Rom muste man ehedem dem Adel entsagen, (eiurare patriciatum) wenn man eine ansehnliche Stelle bekleiden wollte. Und wo ich mich recht besinne, so wird noch itzt niemand in Basel zu einem öffentlichen Amte gelassen, wo er nicht von bürgerlichem Stande ist. Ich übergehe die Beschwerde, welche ein hochwohlgebohrner Herr vor andern weit stärker empfindet, wenn er arm ist. Deswegen sagte ein gewisser Herr, welcher sehr arm war, und sich doch schämte zu arbeiten: **Wollte GOtt, daß ich ein geringer Mann geworden wäre!** Ich bin ꝛc.

Der drey und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Weil Aegypten das älteste Reich ist, von dem man etwas zu sagen weiß, und ehedem im höchsten Flor gestanden, so muß man daselbst den Ursprung von verschiedenen Wissenschaften aufsuchen, welche sich nachher weiter in Griechenland ausgebreitet haben. Unter andern ist es wahrscheinlich, daß die Buchstaben und das Schreiben daselbst zu allererst erfunden worden, welches im Anfange in allerhand symbolischen und verblümten Figuren bestand, wovon Mercurius Trismegistus der erste Erfinder soll gewesen seyn. Man bediente sich solcher Zeichen eine geraume Zeit, bis man endlich merkte, daß noch eine andre Art der Schrift erfordert würde, seine Meynung deutlich an den Tag zu legen, nämlich durch Buchstaben. Alle alte Skribenten stimmen darinn überein, daß ein Schreiber eines ägyptischen Königs ein aus Buchstaben bestehendes Alphabet erfunden, und daß durch dieses Mittel die Schrift, welche in vorigen Zeiten bloß durch Merkmahle und Zeichen angezeiget ward, und daher oft Gelegenheit zum Mißverstand gab, weit sicherer und deutlicher geworden. Die ägyptischen Priester

aber

aber funden hierbey ihre Rechnung nicht: Denn weil sie bisher die einzigen Ausleger der alten heiligen hieroglyphischen Schriften gewesen waren, dieselben aber durch diese alphabetische Schreibart allen verständlich wurden, mithin ihnen weiter nichts zu erklären übrig blieb, so erfunden sie eine andre alphabetische Schrift, oder gewisse geistliche Buchstaben, welche von den Layen und dem gemeinen Volke nicht konnten verstanden werden. Und dieses ist die sogenannte hierogrammatische Schrift. Es ist indessen schwer zu bestimmen, zu welcher Zeit die ägyptischen Buchstaben zu allererst erfunden worden; weil die alte hieroglyphische Schreibart noch lange nach der Erfindung der Buchstaben im Gebrauche war. Ausser der hierogrammatischen Schreibart, welche die ägyptische Geistlichkeit erfand, um ihre heilige Schriften vor dem gemeinen Mann geheim zu halten, bedienten sie sich auch eines besondern Dialects, der von dem Manethon ιερα διαλεκτος oder ιερα γλοσσα genannt wird. Die ägyptischen Priester hatten sich also eine dreyfache Schreibart vorbehalten, deren sie sich bedienten, um zu verhindern, daß der gemeine Mann ihre Wissenschaften nicht begreiffen, noch hinter ihre Geheimnisse kommen möchte. Die eine Art war durch hieroglyphische Zeichen und Figuren; die andre Art bestand in priesterlichen Buchstaben, und die dritte in einem heiligen Dialecte. Die Layen und Weltlichen bedienten sich demnach allein der so genannten Briefbuchstaben. Einige behaupten, weil die Hebrä-

er

er den Aegyptern vieles abgeborget, so hätten sie solche auch darinn nachgeahmet, daß sie die Bücher der heiligen Schrift bloß in der geistlichen Sprache geschrieben. Es ist dieses aber eine kühne Muthmassung, welcher es an einem hinlänglichen Beweise fehlet. Indessen kann man doch nicht läugnen, daß so wohl die Juden, als auch andre Nationen, sich bey gewissen Sachen der hieroglyphischen Schreibart bedienet; wovon noch verschiedene Denkmähler übrig sind. Die Amerikaner wusten von keiner andern Schreibart, und konnten daher nicht begreifen, wie die Spanier, sich einander durch Buchstaben ihre Meynung zu eröfnen, vermögend waren. Von der hieroglyphischen Schreibart ist die Art, in so genannten Chiffres zu schreiben, oder die Steganographie, unterschieden, welche den Alten unbekannt gewesen; wiewol Polybius bezeugt, daß Aeneas Tacticus solche zuerst erfunden. Diese Art zu schreiben besteht in gewissen heimlichen Characteren, deren man sich bedienet, und welche von niemanden können verstanden werden, als der den Schlüssel dazu besitzet. Man hat eine zwiefache Art von solchen Ziffern. Die eine Art bedarf nur einen Schlüssel, indem man sich darinn immer einerley Figur bedienet, um einen gewissen Buchstaben anzuzeigen. Die andre Art aber bedarf eines gedoppelten Schlüssels, worinn bey einer jeden Linie, oder auch wohl bey einem jeden Worte, das Alphabeth verändert wird; wesfalls es denn sehr

schwer

ſchwer iſt, eine ſolche Schrift zu entziefern. Ich bin ꝛc.

Der
vier und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen, daß ſie mir des Capitain Heidmanns Schrift, oder ſein ſo genanntes phyſicaliſches Bedenken von der Wärme der Sonnen und der ſcharfen Kälte der Luft, mittheilen wollen. Ich kann zwar nicht allen von ihm beygebrachten Meynungen Beyfall geben; indeſſen muß ich doch bekennen, daß die Schrift überhaupt mir gefallen hat. Man findet darinn verſchiedene neue Gedanken, welche, wenn ſie gleich nicht alle wohl gegründet ſind, doch Anlaß geben können, dieſer oder jener Sache genauer nachzudenken, worauf man vielleicht nicht dürfte gekommen ſeyn. Er bindet ſich weder an den Carteſius, noch an den Leibnitz und Wolf, ſondern er gründet ſein Syſtem allein auf ſeine eigenen Betrachtungen, und auf die von ihm ſelbſt angeſtellten Erfahrungen. Der Inhalt ſeiner phyſicaliſchen Betrachtungen beſtehet kürzlich hierinn: Er nimmt keinen leeren Raum, ſondern hält dafür, daß die ſubtile Materie des Himmels, welche zwiſchen der Sonne, den Sternen und den Pla-

Digitized by Google

Planeten befindlich ist, ein von aller elementarischen Gröbe befreyetes und so subtiles Wesen sey, daß auch selbst der klare Schein der Sonne oder der Sterne dasselbe nicht erhellen könne. Hieraus folgert er, daß diese Materie des Himmels, weil solche keine elementarische Partikeln hat, worauf der Schein der Sonnen haften kann, stets dunkel und kalt seyn müsse. Ungeachtet ihrer Dunkelheit aber befördert dieselbe doch, wie er sagt, daß das Licht der Sonne auf die Erde fallen kann. Er sagt mit Bedacht, das Licht und die Helle der Sonne: Denn sein ganzes System gehet darauf hinaus, daß keine von den Feuertheilen der Sonne bis an die Planeten kommen könne; sondern die Wärme, welche wir empfinden, rührt, seiner Meynung nach, bloß von dem Schein der Sonne her, welcher, wenn er sich durch die zarte Materie des Himmels in der Atmosphäre der Erde und der Planeten, oder in der dicken Luft sammlet, eine Wärme verursachet, so wie die Strahlen der Sonnen thun, wenn sie in ein Brennglas zusammen gezogen werden. Wenn die Frage entstehet: Was ist denn eigentlich die zarte und dicke Luft des Himmels, weil sie von allen elementarischen Theilen befreyet ist? so antwortet er, daß er dieses nicht beschreiben könne; doch scheinet er zu erkennen zu geben, daß es ein Mittel zwischen dem Geiste und der Materie sey. Und wenn man ihm den Einwurf macht: Wie kann denn die Harmonie zwischen der Sonne und der Erde, wie auch zwischen den Bewegungen des Mondes und der Erde, zuwege gebracht

bracht werden, wenn kein elementarisches Wesen dazwischen vorhanden ist, welches diese Harmonie wirket und befördert? so schreibet er solches alles einer magnetischen Sympathie zu. Hieraus folgt also, daß die Hitze der Sonne nicht zu uns kommt, sondern daß die Wärme allein eine Wirkung von dem Schein derselben ist, welche in der dicken Luft zusammen gezogen wird; und daraus fliesset ferner: Je höher die Atmosphäre der Planeten ist, desto grösser ist die Hitze auf der Erde und auf den Planeten. Diese paradoxe Meynung sucht er durch folgende Gründe zu befestigen: 1) Gewisse Planeten, welche am weitesten von der Sonne entfernet sind, scheinen am stärksten, und müssen daher auch die meiste Wärme empfinden. Jupiter, welcher so weit von der Sonne absteht, giebt einen grössern Glanz von sich, als der Mond, welcher weit näher ist. 2) Wenn die Wärme der Planeten sich auf die Nähe oder Entfernung der Sonne gründet, so müste alles in dem Mercurio verbrennen, in dem Saturno aber alles zu Eis werden. 3) Man siehet aus der Erfahrung, daß aus der Reflexion der Strahlen von einem Brennglas auf das andere, durch Sammlung der Lichtstrahlen, Feuer zuwege gebracht werden kann. Dieses zeigt, daß das Bild und der Schein der Sonne solches allein auszurichten vermögend ist. Diese und andre dergleichen Gründe, wodurch der Verfasser seine Meynung zu bestärken suchet, sind artig und sinnreich. Wenn aber derselben auch noch doppelt so viele wären, so werden dennoch

noch die Naturlehrer schwerlich einer solchen sonderbaren Meynung beypflichten. Der Verfasser gestehet selbst, daß die Sonne aus einer brennenden Materie bestehet, und die Erfahrung zeigt, je näher man dem Feuer ist, desto mehr empfindet man die Hitze desselben. Aus eben dem Grunde weiß man, daß man von dem bloßen Schein keine sonderliche Wärme, viel weniger denn ein Feuer, empfindet. Denn, wenn dieses sich also verhielte, so würde folgen, daß man auch von dem Scheine, der von dem Monde auf die Erde fällt, Feuer in einem Brennglase sammlen könnte. Und wenn die Entfernung oder Nähe der Sonne die Wärme nicht vermehrte, oder verminderte, so müste man eine beständige Hitze von den Sternen empfinden, welche alle für Sonnen gehalten werden. Diese aber haben eine solche Wirkung nicht, weil sie so weit entfernt sind. Dieses alles zeigt die Erfahrung, und kann daher durch keine Einwendung bestritten werden. Daß Jupiter heller strahlet als der Mond, solches kommt nicht daher, weil die Wärme dorten gemässer ist, sondern weil alle leuchtende Körper heller in der Ferne als in der Nähe glänzen. Die Einwendung, wenn die Entfernung oder die Nähe der Sonne die Hitze vermehrte oder verminderte, so könnten gewisse Planeten nicht bewohnt werden, ist von keiner grossen Wichtigkeit. Denn die Natur der Einwohner in diesen Planeten ist ausser allen Zweifel nach ihrer Wohnung eingerichtet, und die Körper der Einwohner des Saturns oder des Mercu-

rius

rius sind anders gebauet, als unsre Leiber. Was die letzte Einwendung betrift, daß man nicht nur Feuer in einem Brennglase sammlen könne, welches geräde gegen die Sonne gehalten wird, sondern auch in einem andern, worauf allein der Schein von dem ersten Glase fällt; so erhellet daraus nichts anders, als daß dasjenige, welches er bloß einen Schein oder ein Bild nennet, für Reflectionen von wirklichen Feuerstrahlen zu halten, welche von einem Glase auf das andre fallen, und daher eben dieselbe, obgleich nicht so vollkommne Wirkung, in dem einem Glase so wol wie in dem andern haben können. Die paradoxe Meynung des Verfassers bestehet darinn, daß er Feuer aus dem bloßen Glanze oder Bilde der Sonne bildet; woraus aber fliessen würde daß man von dem Golde, oder von einer jeden andern glänzenden Materie, auch Feuer in einem Brennglase sammlen könnte. Aber es heißt hier: Ex nihilo nihil fit. Es streitet auch wider alle Erfahrung. Dem allen ungeachtet aber gestehe ich doch, daß mir die Schrift gefallen, und zwar so sehr, daß ich auch die Uebersetzung derselben in andre Sprachen gewünschet habe. Der Verfasser ist kein Sklave von fremden Meynungen, sondern er hat sich vielmehr bemühet, durch eigenes Nachdenken, und durch die von ihm angestellten Versuche, ein System zu stande zu bringen. Man findet auch hin und wieder in dieser Schrift einige Sätze, denen man seinen Beyfall nicht versagen kann. Man kann z. E. zugeben, daß die zarte Materie des Himmels (Aether)

dunkel und kalt ist, obgleich nicht in dem Grad, wie er vorgiebt. Denn wo die Strahlen der Sonnen nirgends haften können, da kann auch keine sonderliche Wärme, und kein großes Licht vorhanden seyn. Man kann ihm auch darinn beystimmen. Je höher die Atmospähre eines Planeten ist, desto größer ist das Licht und die Wärme; und daher können die am weitesten entfernten Planeten, als der Jupiter und Saturnus, mehr Licht und Wärme haben, als wir uns einbilden. Dieses ist meine Meynung von dieser Schrift, worinn ich ein neues Systema finde, welches, wenn es gleich nicht angenommen werden kann, doch auch nicht gänzlich zu verwerfen ist. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie die ihnen von mir zugesandte portugiesische Historie mit grossem Fleiß durchgelesen, und daß sie unter allen Königen dieses Reichs den Dionysium und Emanuel am meisten zu bewundern. Ich bin hierinn mit ihnen nicht einerley Meynung, sondern mein Held ist der König Johannes der Zweyte. Denn ich bemerke bey demselben die Regierungs,

rungskunſt, und dasjenige, was man bon ſens nennet, in einem ſolchen hohen Grad, daß wenige Regenten in dieſem Stücke mit ihm können verglichen werden. Ich geſtehe gerne, daß die beyden oben angeführten Könige mehrere Tugenden als Johannes der Zweyte beſeſſen, und daß ſie in dieſer Abſicht auch beliebter geweſen, und in der Hiſtorie mehr gerühmt worden. Aber die Eigenſchaften, welche Johannes beſaß, ſind ſo groß, und fallen ſo ſehr in die Augen, daß man dieſelben nicht ohne Verwunderung betrachten kann. Und daher iſt es auſſer allem Zweifel, daß er, in ſo weit man ihn als einen Regenten betrachtet, einen großen Vorzug vor den übrigen voraus gehabt. Denn wenn die andern wegen ihrer Tugenden gröſſere Menſchen geweſen; ſo war dieſer, ſeiner Munterkeit und Fähigkeit, ſeiner Scharfſinnigkeit und ſeiner Erfahrung in der Regierungskunſt halber, ein größerer König. Ich will um mein Urtheil zu bekräftigen, verſchiedene hieher gehörige Umſtände aus ſeiner Lebensgeſchichte anführen. Sein Vater Alphonſus verließ das Reich ganz unvermuthet, und gab endlich gar zu erkennen, daß er nicht willens ſey, wieder zu kommen, und übertrug daher ſeinem Sohne das Königreich und die Regierung. Johannes aber hatte kaum den Thron beſtiegen, ſo ſtellte ſich der Vater wieder ein, ohne daß ihn jemand vermuthen war. Der junge König wuſte nicht, wozu er ſich bey dieſen Umſtänden entſchlieſſen ſollte. Er ſahe an der einen Seite, daß der Vater das Reich wieder zurück verlangen würde,

und daß es die Pflicht eines Sohnes erforderte, ihm hierinn nicht entgegen zu seyn. An der andern Seite aber schien es ihm auch schimpflich, die Krone wieder abzulegen, die er erstlich vor kurzer Zeit aufgesetzt hatte, und er wuste überdem, daß die Regierung seines Vaters dem Lande nicht dienlich war. In dieser Verwirrung nahm er einen Stein, und warf denselben mit großer Heftigkeit in den Tagus, an dessen Ufer er spatzieren gieng, und verfügte sich hierauf stillschweigend zu seinem Vater, und übergab denselben, nachdem er sich vorher zu dessen Füssen geworfen hatte, die Krone wieder. Nicht lange nachher gelangte er doch durch den Tod des Alphonsi zur Regierung, und legte gleich solche Proben ab, daß ein jeder daraus seine große Fähigkeit zu herrschen abnehmen konnte. Er bemühete sich hauptsächlich seine Unterthanen kennen zu lernen, und strafte und belohnte einen jeden, nachdem er es verdienet hatte, wodurch er sich allenthalben Furcht, Liebe und Bewunderung zuwege brachte. Er wiederrief durch ein besonderes Edict alle diejenigen Geschenke, die er als ein Prinz in seiner Jugend an andre gegeben hatte, und wie einige ihn deswegen tadelten, so sagte er: „Diejenigen, welche die Leichtsinnigkeit eines jungen Herrn gemißbrauchet, um „von denselben etwas zu erhalten, verdienen, weit „eher gestraft, als belohnt zu werden.“ Er verordnete gewisse Commissarien in allen Provinzen, welche genau acht geben musten, ob der gemeine Mann auch von den Großen unterdrückt würde. Er

schickte

ſchickte auch allenthalben Kundſchafter aus, welche heimlich erforſchen muſten, was man an ſeiner Regierung ausſetzte, und richtete ſich in verſchiednen Stücken nach dem, was er hörte. Wenn er etwas verändern, oder eine neue Stiftung machen wollte, ſo ließ er ſein Vorhaben vorher unter der Hand unter dem Volke bekannt machen. Er erfuhr bey dieſer Gelegenheit alles, was dagegen konnte geſagt werden, und hatte den Vortheil davon, daß er nicht nöthig hatte, eine Stiftung oder eine andre getroffene Verfügung zu wiederrufen. Er hatte allemal ein Verzeichniß bey ſich, worauf ſo wohl alle Bedienten, die bereits wirklich Aemter verwalteten, nebſt ihren guten und böſen Eigenſchaften, als auch diejenigen ſtunden, die inskünftige zu Staatsbedienungen beſtimmt waren. Inſonderheit gab er ſehr genau acht, daß niemand ein Amt erhielt, wozu er nicht geſchickt war. Die meiſten Empfehlungen zu dieſer oder jener Stelle waren ihm verdächtig, und daher ſchlug er insgemein das Anſuchen derjenigen ab, welche ſich mit ſtarken Recommendationsbriefen verſehen hatten. Ein vornehmer Herr ſuchte einmal vor ſeinen Clienten ein Amt; erhielt aber von dem Könige eine abſchlägige Antwort. Wie er zum zweytenmal zu einer andern Zeit anhielt, ſo willigte der König in ſein Begehren, und ſagte: „Ich ſchlug es das „erſtemal ab, weil ich wuſte, daß ſich die Perſon „nicht alſo aufführte, wie ſie billig ſollte. Nun aber „räume ich das Verlangen ein, weil ich weiß, daß „ſich der Menſch gebeſſert hat.“ Aus einem ſolchen

tragen konnte man nichts anders als sehr erhabene Gedanken von diesem Könige fassen. Er wollte nicht, daß jemand wissen sollte, daß er einen Favoriten hätte, oder einen von seinen Unterthanen vor allen andern besonders liebte. Er arbeitete unaufhörlich, worüber man sich um so viel mehr wundern muste, weil er von Natur keine sonderliche Lust zu arbeiten hatte. Er sagte aber: „Nun ich ein „Amt habe, nun muß ich mich bemühen, dasselbe zu erfüllen.“ Seine Pforten stunden einem jeden offen, und niemand bedurfte einer Vorsprache, um bey ihm Gehör zu erhalten. Er antwortete allen mit großer Freundlichkeit und Sanftmuth. Um sich die Liebe der Unterthanen zu erwerben, vergönnte er ihnen alle unschuldige Lust, und um sich auch zu gleicher Zeit bey ihnen in Ansehen und Ehrfurcht zu setzen, so ritte er oft auf einem ausbündig schönen Pferde in Begleitung des ganzen Hofes durch alle Gassen. Das Volk versammlete sich bey dieser Gelegenheit in einer unglaublichen Menge, um ihn zu sehen, und der König hielte oft bey diesem oder jenem Hause stille, um mit dem Einwohner desselben zu reden, wiewohl dieses niemals als mit solchen Leuten geschahe, von denen er gute Gedanken hegte. Er wohnte alle Tage den Gerichten bey, und übte die Gerechtigkeit in einem hohen Grad aus. Ja seine Unpartheylichkeit im Urtheilsprechen war so groß, daß er bisweilen selbst die Richter entschuldigte und lobte, welche in seiner eignen Sache nach Beschaffenheit der Umstände, und wenn es das Recht erforderte, ein ihm widriges

Urtheil

Urtheil abfaßten. Er wollte auch, daß sein eigner Sohn, wie alle andre Unterthanen, den Gesetzen unterworfen seyn sollte. So bald sich jemand durch eine edle That berühmt machte, so belohnte er ihn unverzüglich, ohne daß man ihn desfalls erinnern durfte, und die Portugiesen waren also niemanden als ihrem Könige allein Dank schuldig. Der König sagte daher einmal zu einem tapfern Manne: „Du hast Hände, womit du mir dienest, „aber du hast keinen Mund, von der gebührenden „Belohnung zu reden. Er liebte und schätzte die Gelehrten überaus hoch. Es erhellet dieses so wohl aus einem Briefe, der unter den Schriften des Angelus Politianus angetroffen wird, als auch aus den Anstalten: welche er zur Aufnahme der freyen Künste und Wissenschaften in seinem Reiche verfügte. Ungeachtet er in Absicht auf alle andre Potentaten seine Hoheit und Würde sehr wohl zu erhalten und zu beobachten wuste, so gab er doch dem Pabste und der Geistlichkeit in vielen Stücken nach. Denn dieser kluge König hatte aus dem Beyspiele andrer Herren gemerket, daß bey dem Streite mit denselben nichts zu gewinnen war. Daß er sich aber dennoch nicht blindlings alles von ihnen gefallen lassen, solches erhellet aus verschiedenen Exempeln. Er verbot einmal durch ein eigenes Edict allen seinen Unterthanen ohne Unterscheid, sich der Pferde und Maulesel zu bedienen, weil er solche zu seiner eignen Reuterey nöthig hatte. Alle und jede kamen diesem Befehl willig nach, ausgenommen die Geistlichen, welche vorgaben,

daß sie nicht seine Unterthanen wären, sondern bloß die Kirche für ihr Oberhaupt erkenneten. Der König stellete sich, als wenn er sich dieses gefallen liesse; er befahl aber gleich darauf, daß kein Schmied sich unterstehen sollte, ein Pferd, oder einen Maulesel zu beschlagen, und sagte: „Man „würde doch nicht zweifeln, daß alle Grobschmiede „seine Unterthanen wären.“ Auf solche Art geschahe seinem Willen eine Genüge, und er setzte dadurch seine Reuterey in einen guten Stand. Der König in Frankreich, Philippus Augustus, bediente sich eines eben so sinnreichen Einfalls, wie die Geistlichkeit sich auch nicht nach seinem Willen bequemen wollte. Wie er einmal verordnete, daß alle Unterthanen, sowohl geistliche als weltliche, Geld zum heiligen Kriege hergeben sollten, so beschwerten sich die erstern darüber, und sagten, daß sie nicht nöthig hätten, dem Könige durch etwas anders zu helfen, als durch ihr Gebet. Wie sie aber nicht lange nachher über die Gewalt klagten, welche verschiedene grosse Herren an ihnen ausübten, so antwortete der König: „Er wollte „ihnen durch sein Gebet helfen, wenn er da„durch etwas auszurichten vermögend wäre.“ Die Geistlichen merkten gleich, was der König dadurch sagen wolte, und bequemten sich, das Geld herzugeben. Ich habe schon vorher gesagt, daß der König Johannes keinen Liebling haben wollte, und sich beflisse, seine Freundschaft mit allen auf eine solche Art zu theilen, daß niemand solches glauben möchte. Wie er daher mit dem Don

Diego

Diego d' Almeida eine lange Zeit vertraulich geredet hatte, ſo ſagte er zu ihm: „Gehe nun „weg, Almeida; denn ſonſt denkt man, du „wäreſt mein Favorit. Weil er ſich demnach bald als ein König, und bald als ein Mitbürger aufführte; ſo iſt es ſchwer zu beſtimmen ob er mehr gefürchtet, oder geliebet worden. Er redete einmal dem Rui de Suſa hart zu, und beſuchte ihn kurz nachher in ſeinem Hauſe. Wie er zu ihm kam, ſo ſagte er: „Neulich redete ich hart mit „dir; denn da ſprach ich als König: Nun aber „ſpreche ich als ein Menſch mit dir, und biete dir „meine Freundſchaft an.“ Dieſe und andre vortrefliche Eigenſchaften verurſachen, daß er nicht nur von den Unterthanen innigſt geliebt, ſondern auch von andern Potentaten hoch geſchätzt ward. Es konnte auch nicht anders ſeyn, als daß das Land unter einem ſolchen Könige mit groſſen Männern angefüllt ſeyn muſte; und man fand wirklich auch damals viele, welche den alten Römern an heroiſchen Thaten nichts nachgaben. Indeſſen fehlte es ihm doch auch nicht an Feinden, inſonderheit unter den Groſſen. Aber eben dieſes zeigt, daß er die Pflichten eines Regenten aufs genaueſte erfüllet: Denn, wenn man die Gerechtigkeit ſorgfältig beobachtet und ausübet, ſo bringt man ſich die Feindſchaft von andern zuwege. Am meiſten tadelt man an ihm, daß er den Herzog von Braganza hinrichten laſſen welcher von dem Gerichte zum Tode verurtheilet worden; wie auch, daß er den Herzog von Viſco mit eigner Hand ermordet. Sie waren zwar

beyde schuldig: Allein man hielt dafür, daß der erste wegen seiner hohen Geburt und grossen Eigenschaften mit dem Leben hätte sollen begnadiget werden, und daß die letzte Handlung einem König nicht anständig war. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich erwehnte einmahl in einer Gesellschaft, daß die Salbungs- und Krönungsgebräuche wohl könnten abgeschaft werden, weil solche von keinem Nutzen wären, und man dadurch so wohl einer großen Unruhe vorbeugen, als auch viele Kosten erspahren könnte. Dieses mein Bedenken breitete sich in einem Augenblick durch die ganze Stadt aus, ich merkte aber, daß solches bey den wenigsten Beyfall fand. Denn viele sehen eine solche Handlung bey Königen und Fürsten eben so nothwendig an, als wie die Beschneidung bey den Israeliten, und wie die Taufe bey den Christen. Dieses verursachte, daß ich einige Stunden darauf anwendete, das Alter der Krönungs- und Salbungsceremonien zu untersuchen, und die Ursachen zu prüfen, welche man anzuführen pflegt, um die Nothwendigkeit derselben zu erwei-

erweiſen. Nach einer genauen Unterſuchung habe ich gefunden, daß die Krönungen nicht ſo alt ſind, als man insgemein vorgiebt. Man findet zwar in den alten perſiſchen und andern Geſchichten, daß darinn von königlichen Kronen geredet wird. Aber daraus erhellet nichts anders, als daß die Könige ehedem ſolche Zeichen ihrer Würde getragen, womit ſie gleich bey dem Antritt ihrer Regierung gezieret wurden, ſo wie ſolches auch bey den römiſchen Kayſern üblich war. Alles dieſes aber iſt von denen heutiges Tages üblichen Krönungsceremonien unterſchieden, welche mit groſſer Feyerlichkeit, und mit vielen Koſten geſchehen, und für höchſtnöthig angeſehen werden. In den alten perſiſchen Geſchichten wird zwar einer gewiſſen Art der Einweihung gedacht, und Plutarchus beſchreibt dieſelbe folgendermaßen: „Der König „verfügte ſich gleich nach dem Tode ſeines Vorfah„ren nach Paſargadas, um daſelbſt durch die per„ſiſchen Prieſter eingeweihet zu werden. (ὅπως „τελεσθειη την βασιλικην τελετην,) Derjenige, „welcher eingeweihet werden ſoll, leget in dem „Tempel ſein Kleid ab, und ziehet das Kleid an, „welches Cyrus getragen. ehe er König ward. „Hiernächſt ſpeiſet er einige trockene Feigen, käuet „einige Therebinthen-Blätter, und trinkt einen „Trank, welcher aus Weineßig und Milch beſte„het.“ Aber dieſe und andre dergleichen alte Ceremonien, welche ehedem in acht genommen wurden, können viel eher zu einer andern Art der Einweihung, nämlich zur Huldigung, gerechnet wer-

werden. Daß diese Ceremonie aber von den persischen Priestern verrichtet worden, solches rühret daher, weil sie im Tempel geschahe. Das meiste, was hiergegen eingewendet werden kann, sind die Exempel aus dem alten Testament, und der israelitischen Historie, wo man findet, daß einige Könige nicht nur gesalbet und gekrönet worden, sondern daß solches auch auf ausdrücklichen göttlichen Befehl geschehen. Ich sage aber mit Bedacht, einige Könige, weil man nur Exempel von einigen wenigen findet, die gekrönet und gesalbet worden; ja es scheinet aus den Exempeln, die man anführet, zu erhellen, daß dieses nur bey solchen Königen geschehen, welche unvermuthet, und ohne daß ihre Väter bereits Könige gewesen, zum Regiment gekommen, als Saul, David, und andre. Von den übrigen aber, die durch das Erbrecht zur Krone gelanget, findet man dergleichen nicht aufgezeichnet. Daß Salomon, ob er gleich der Sohn eines Königs war, gekrönet worden, solches rühret daher, weil er seinen ältesten Brüdern vorgezogen ward. Man siehet hieraus, daß diese Salbungen und Krönungen nicht unumgänglich nöthig gewesen, und daß der Befehl, welchen GOtt ertheilt, Saul, David, und andre zu salben, keine andre Absicht gehabt, als durch ein solches Zeichen seinen Willen zu erkennen zu geben, und zu zeigen, daß sich die Erhöhung dieser Personen auf eine göttliche Erwählung gründe. Man darf nur die Bücher der Könige und der Chronik ansehen, um hiervon überzeugt zu werden,

den. In der europäischen Historie findet man kein Exempel von den Krönungen und Salbungen, als weit hin in den christlichen Säculis, da die Herrschaft der Geistlichen zu steigen anfieng, und die römischen Päbste ihr Ansehen auf einen hohen Gipfel brachten. Denn da muste es zuerst heissen, daß die abendländischen Kayser nicht eher den Namen der römischen Kayser führen könnten, bis sie von den Päbsten gekrönet worden, und nachher zogen sie daraus die unerlaubte Folge, daß den Päbsten das Recht zustünde, zu untersuchen, ob die Kayserwahl gültig sey, oder nicht, ja daß der Erwählte, ehe eine solche Untersuchung geschehen, sich mit Regierungssachen nicht befassen durfte. Eine Folge, welche die päbstlichen Anhänger aus dem Aristoteles zu beweisen gesucht haben. Bey andern Potentaten machte man gleichfalls einen Unterscheid unter gesalbten und nicht gesalbten Königen, ja die Salbung ward endlich für so heilig angesehen, daß der Pabst Innocentius der Dritte, in dem Decreto, welches den Titel führet, cum veniſſet, befohlen, die Könige nicht auf der Scheitel, sondern bloß auf dem Arm zu salben, weil die erste Art der Salbung den Päbsten allein zukäme. Die Krönung Carl des Großen war gewisser maßen nothwendig, weil unter ihm ein neues römisches Kayserthum im Occident aufgerichtet ward. Bey seinen Nachfolgern aber war dieser Umstand nicht nöthig. Die Päbste allein, welche sich im Namen des römischen Volks einmahl eine so große Macht angemaßet

hat-

hatten, machten die Krönung zu einen Gesetze; und die folgenden Kayser musten sich nachher alle nach Rom begeben, um sich krönen zu lassen, bis auf Ferdinand den Ersten, welcher diese Feyerlichkeit für überflüßig hielte. Worinn ihm alle seine Nachfolger bis auf diesen Tag gefolgt sind: Denn kein einziger von allen ist nachher nach Rom gereiset, um die Krone von dem Pabste anzunehmen. Nach dem Beyspiel der Päbste haben sich einige Erzbischöffe in andern Reichen auch das Recht angemaßet, die Könige zu krönen und zu salben, und zwar unter dem Vorwand, daß dieselbe höchstnothwendig sey. In Frankreich hat man so gar ehedem geglaubt, daß das Oel, womit die Könige zu Rheims gesalbt werden, vom Himmel in die heilige Flasche gekommen sey. In einigen europäischen Reichen ist diese Ceremonie früher, und in andern später, eingeführt worden. Das erste Exempel, welches man von der heiligen Salbung findet, trift man bey dem gothischen Könige Vamba in Spanien an, im Jahr 672. Hier in Norden ist dieser Gebrauch später aufgekommen: Denn man findet nichts von den Krönungen in Dännemark eher aufgezeichnet, als bis zu den Zeiten der Waldemaren. Einige behaupten zwar, daß verschiedene von den vorhergehenden Königen bereits von dem Erzbischof Eistein gekrönet worden; allein, davon ist kein hinlänglicher Beweis beyzubringen. Zur Krone gelangen, ist eine Redensart, welche oft nichts anders bedeutet, als die Regierung antreten. In Norwegen

finde

finde ich, daß Magnus Erlingsen, welcher zu den Zeiten Waldemars des Ersten in Dännemark regierte, von dem päbstlichen Legaten Stephano, in Gegenwart von fünf Bischöffen, gekrönet worden. Die Chronik sagt, daß er der erste gewesen, welcher mit einer solchen Pracht, als in andern Ländern gebräuchlich, gekrönet worden; und daraus erhellet, daß er der erste gekrönte König in Norwegen gewesen. In der folgenden Historie geschiehet keiner andern Krönung weiter Meldung, wenn man die Krönung des Königes Sverres ausnimmt, als bis zu den Zeiten Hagen Hagensens, welcher mit grosser Pracht von dem päbstlichen Legaten gekrönet ward. Man hielt diese Feyerlichkeit nicht für unumgänglich nothwendig; und es ist solche also bloß eine Erfindung der Geistlichen, welche dadurch ihr Ansehen zu vermehren gesuchet, indem man sie als solche Personen ansahe, welche Könige einsetzen könnten. Um den gemeinen Mann bey dieser Meynung zu erhalten, und um zu zeigen, daß Könige und Fürsten gewissermassen ihrer Hände Werk wären, so bediente man sich insgemein des Ausdrucks, **gesalbte Könige**, als ob dieses Wort von einem grössern Nachdruck wäre, als das Wort König allein. Da es doch offenbar ist, daß eine rechtmäßige und vollkommne Herrschaft einzig und allein entweder durch eine ordentliche Wahl, oder durch das Erbrecht erworben wird, wie solches in allen Staaten in den Reichsgrundgesetzen verordnet worden. In den Erbreichen heißt es: Rex

non

non moritur. So bald demnach der Vater stirbt, so ist der erstgebohrne Prinz in demselben Augenblick wieder König. Durch die Salbung und Krönung wächst seiner Königlichen Würde nicht das geringste zu. Die Geistlichkeit aber, welche niemals etwas versäumt hat, was zur Vermehrung ihrer Macht dienen konnte, hat gleichsam zu erkennen geben wollen, daß die Krönung und Salbung nicht nur unumgänglich nöthig sey, sondern daß auch eine solche Handlung nicht für gültig könne angesehen werden, wo sie nicht von einem gewissen Erzbischoffe verrichtet worden. Man hat davon ein merkwürdiges Beyspiel an König Carl dem Dicken, dessen Krönung einige für ungültig hielten, weil solche nicht von dem Erzbischoff zu Rheims verrichtet worden; welches Vorgeben aber Ives de Chartres widerleget. Bey so bewandten Umständen, und da man aus der Historie deutlich siehet, woher diese feyerlichen Handlungen ihren Ursprung genommen, und worauf sich dieselben gründen; so kann derjenige mit Recht nicht getadelt werden, der einem Könige anräth, diese Ceremonie zu unterlassen, welche von keiner Nothwendigkeit ist, sondern nur Zeit und Geld erfordert. Es ist so weit gefehlt, daß ein Monarch etwas dadurch einbüßen sollte: Er erwirbt sich vielmehr einen Namen in der Historie, und wird als ein Herr angesehen, der andern in diesem Stücke das Eis gebrochen, und ihnen mit seinem Exempel vorgegangen; wie man dieses an dem Kayser Ferdinand dem Ersten wahrnimmt.

Man

Man könnte auch hiedurch den Unterscheid unter einem Wahl- und Erbkönige zeigen; indem die letzten durch die Geburt ein Recht zur Krone erlanget, und deßfalls keiner weitern feyerlichen Cerkemonien oder Krönung bedürfen. Es ist genug, daß dem Volk durch die gewöhnliche Proclamation bekannt gemacht wird, daß ein solcher Herr nunmehro die Regierung wirklich angetreten. Ich unterwerfe diese Gedanken ihrem Urtheil, und verharre ꝛc.

Der
sieben und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Unser vieljähriger guter Freund, welcher zwar das beste Herz, sonst aber, wie sie wissen, nicht eben die stärkste Einsicht, und am wenigsten in Staatssachen, besitzet, hatte neulich in den Zeitungen gelesen, daß der Prätendent an einem feyerlichen Tage die wunderbare Cur verrichtet, welche die Könige von England sich zugeeignet, und die darinn bestehet, daß sie die Krankheit heben, welche insgemein the Kings evil genannt wird. Dieses erweckte bey ihm die Neugierde, daß er mich fragte, ob dieses nicht zu einem Beweise dienen könnte, daß er einen rechtmäßigen

Anspruch auf die englische Krone hätte, insonderheit, da der itztregierende König in England, sowohl, als dessen höchstseligster Herr Vater, Georg der Erste auf dieses Regal Verzicht gethan, und sich diese himmlische Gabe nicht zugeeignet. Ich ertheilte ihm aber die Antwort, daß dieses, meinem Bedünken nach, dem Prätendenten nicht das mindeste Recht geben könnte, indem ich nicht zweifelte, daß, wenn Georg der Zweyte dieses Regal ausüben wollte, er diese Cur vollkommen so gut, als der Prätendent verrichten würde. Er fragte mich hierauf, ob ich denn alles für erdichtet hielte, was in diesem Stücke so wohl von den Königen in England als Frankreich erzählt würde. Ich versprach ihm hierauf meine Gedanken schriftlich zu eröffnen, und ich nehme mir die Freyheit, sie ihnen gleichfalls mitzutheilen. Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß die Könige dieser beyden Reiche sich dieses Regal zugeeignet; und daß sie die Kranken zu gewissen Zeiten angerührt, welche man zu ihnen gebracht hat. Ob aber die Kranken wirklich dadurch genesen, das kann ich nicht sagen. Denn es ist nicht alles wahr, was man in den Historien und Zeitungen antrift. Die Umstände, welche man dabey erzählt, machen die Sache gleichfalls verdächtig, zu geschweigen, daß es seltsam ist, daß GOtt unter allen irdischen Potentaten bloß den Königen in Frankreich und England, und zwar allen ohne Unterscheid, ob sie fromm gewesen oder nicht, die Gabe verliehen haben sollte, bloß der Geschwulst am Halse, und sonst keine andre

dre Krankheit zu heilen. Daß einige tausend Menschen sowohl unter dem Pöbel, als unter den Gelehrten, dieses geglaubet, daraus erhellet nichts anders, als daß in der Welt nichts so seltsam kann erdacht werden, welches nicht unter den Menschen zu einem Glaubensartikel werden kann. Wie alt dieser Gebrauch in Frankreich sey, solches ist nicht gewiß zu bestimmen. Einige glauben, daß der erste christliche König, Cloris, von GOtt diese Gabe erhalten, welches aber nicht glaublich ist, indem dieser König nicht eben unter die Heiligen gehöret. Man findet auch nicht, daß in der Historie vor dem eilften Jahrhundert davon geredet wird, da der Abt Guibert erwehnet, daß der König Philipp der Erste diese Gabe wegen seines unordentlichen Wandels verlohren. Ehe der König die Kranken anrührt, so läßt er dieselben, zuförderst durch seinen Leibarzt besichtigen, und wenn er sie anrührt so spricht er zugleich die Worte: Le Roi te touche, Dieu te gueriſſe. Dieses geschiehet fünfmal im Jahre, und zwar an den Tagen, an welchen der König zum Abendmahl gehet. Dieser Gebrauch gab zu Zeiten Ludwig des XIII. zu einem scherzhaften Einfall Anlaß, indem man sagte, „daß der Cardinal Richelieu alle Macht im ganzen Königreiche „an sich gerissen, dem Könige aber doch die Macht „und Freyheit gelassen, die Kröpfe zu curiren.“ In England wird diese Gabe zu allererst Eduard dem Bekenner beygelegt. Die folgenden Könige sollen diesen Gebrauch beständig beybehalten haben, bis auf König Wilhelm den Dritten, welcher es als ei-

nen Aberglauben ansahe, und unterließ, worinn ihm die Könige aus dem Hause Hannover gefolgt sind. Der König Jacob der Zweyte übte diesen Gebrauch auch noch zu der Zeit aus, wie er bereits aus dem Reiche vertrieben war. Ein römischcatholischer Skribent, welcher einmal eine solche Handlung mit angesehen, redet folgendergestalt davon: „Ich war zugegen, da der König Jacob zum letzten „mahle die Ceremonie verrichtete. Es funden sich „bey dreyhundert Personen ein, welche theils wirklich krank waren, theils auch sich also stellten. Zu „eben derselben Zeit, wenn der König einen anrührte, warf der Pater Peter dem Kranken einen „Band, woran eine Medaille hieng, um den Hals. „Nachdem dieses geschehen war, so wurden diejenigen, welche wirklich krank waren, den Aerzten übergeben; diejenigen aber, welche sich bloß eingefunden hatten, um einen Schaupfennig bey dieser „Gelegenheit zu erhaschen, hatten keine weitere Cur „nöthig." So urtheilen selbst die römischcatholischen Skribenten davon. Hier im Lande war es ehemals eine allgemeine Sage, daß die Könige von Dännemark das Feuer dämpfen konnten, wenn sie um dasselbe herum ritten. Man findet aber in unsern Historien nichts davon, und heutiges Tages ist diese Sage auch völlig erloschen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen mir ihren Beyfall wegen desjenigen, was ich von den grossen Monarchien geschrieben. Ich glaube, daß ich hinlänglich erwiesen, daß es eine unzeitige Furcht ist, welche sich einige machen, als wenn zu unsern Zeiten grosse und allgemeine Monarchien entstehen würden, da alle Reiche und Republiken gleichsam Schildwache stehen, und ihre Kräfte unverzüglich vereinigen, so bald sie merken, daß ein Reich zu mächtig wird. Allem Vermuthen nach wird es bey den vier Monarchien bleiben, welche wir gehabt haben, und die fünfte wird allemal in der Geburt erstickt werden. Seit dem Fall der römischen Herrschaft hat kein Reich wieder zu einem solchen Wachsthum gelangen können, und zwar weil zu unsern Zeiten die andern kleinern Staaten zu wachsam sind, und solches nimmermehr zulassen werden. In dem mittlern Alter aber war es wegen der Theilungen nicht möglich, die man damals mit den grossen Reichen vornahm, und welche durch die nordischen Völker, die ganz Europa überschwemmten, zuerst eingeführt worden; indem man damals die grossen Reiche und Staaten un-

ter den Kinder des verstorbenen Königs, wie andres Erbgut, zu gleichen Theilen austheilte. Wenn dieses nicht gewesen wäre, so würde Europa zu verschiedenenmalen die Gefahr auszustehen gehabt haben, unter einen Herrn zu gerathen. Aber die größten Reiche waren damals den Irrlichtern ähnlich, welche im Augenblick entstehen, und auch wieder verschwinden. Der erste christliche König in Frankreich, Cloris, richtete ein grosses Reich auf, weil aber dasselbe nach seinem Tode unter seine vier Söhne getheilt ward, so fiel das Gebäude mit dem Baumeister zu Boden. Der dänische König, Canutus der Grosse, herrschte über ganz England, Dännemark und Norwegen. Weil aber nach seinem Tode seine Söhne die Länder unter sich theilten, und ein jeder ein besonderes Reich erhielt, so verschwand die Furcht, welche man wegen einer allgemeinen Monarchie gefaßt hatte. Niemand legte zu seiner Zeit einen grössern Grund dazu, als Carl der Große. Derselbe herrschte nicht nur über den größten Theil von Italien und einen grosse Theil von Spanien, sondern hatte auch Deutschland bis an den Elbstrom bezwungen, und war Herr von ganz Frankreich, worunter damals auch Lothryngen, und die Provinzen die man itzt die Niederlande nennet, begriffen waren. Dieses alles machte ihn so mächtig, daß die vereinigten Kräfte von dem ganzen übrigen Europa nicht vermögend waren, ihn zu widerstehen. Allein diese fürchterliche Macht ward zu den Zeiten seines Sohnes in verschiedene Reiche getheilet, und weil

dieſes auch bey den Nachfolgen ferner geſchahe, ſo wurden die Staaten und Reiche immer kleiner, ſo daß endlich die letzten Könige aus dem carolingiſchen Stamme nichts mehr, als einige wenige Schlöſſer und Luſthäuſer beſaſſen. Dieſe ſeltſame Gewohnheit hat nebſt verſchiedenen andern zu allererſt in Norden ihren Anfang genommen, und iſt nachher auch in andere Länder eingeführet worden, welche die Gothen, Franken und Longobarden bezwungen haben. In den römiſchen, griechiſchen, perſiſchen und andern aſiatiſchen Geſchichten findet man keine Spur hievon: ſondern alle dieſe Völker haben unter dem Reiche und unter einer Privaterbſchaft einen Unterſcheid gemacht, und daher findet man, daß große Reiche einige hundert Jahre durch in eben demſelben Zuſtande geblieben, worinn ſie durch den erſten Stifter geſetzt worden. Die ſeltſamen Gebräuche und Gewohnheiten, welche man bey den alten nordiſchen Völkern findet, ſind faſt unglaublich. Ihre Helden und Ueberwinder bemüheten ſich unaufhörlich, große Reiche aufzurichten, welche keinen Beſtand haben konnten, und führten Gebäude auf, die ſie ſelbſt wieder niederriſſen. Man kann ſie mit gewiſſen Leuten zu unſern Zeiten vergleichen, welche mit der größten Sorgfalt eine zahlreiche und auserleſene Bibliothek ſammlen, damit ſolche nachher wieder zerſtreuet, und durch einen öffentlichen Verkauf in tauſend Hände gerathen möge. Man hätte denken ſollen, daß die Theilung der Reiche am wenigſten in Norden ſtatt haben können, weil die

Macht der Könige dorten sehr geringe, und so eingeschränkt war, daß sie eher bloßen Anführern des Kriegsheers, als wirklichen Regenten, ähnlich waren. Was aber andre Regenten, welche mit einer unumschränkten Macht regierten, zu thun sich nicht erkühnten, das übten die nordischen Regenten ohne Widerrede beständig aus, und ein Reich, welches z. E. von einem persischen Könige, oder von einem chinesischen Kayser, als ein Fideicommiß würde seyn angesehen worden, ward von den eingeschränkten nordischen Königen als ein Patrimonium, und als ein privates Erbgut angesehen. Am allerunbegreiflichsten ist es, daß die Reichsstände, deren Macht in Norden sehr groß war, sich einer so schädlichen Theilung nicht widersetzet, insonderheit, da sie die betrübten Folgen davon empfunden, und die darauf erfolgten Kriege unter den Königlichen Prinzen und Erben einzig und allein aus dieser Ursache entstunden. Wenn man aber den Zustand der nordischen Reiche zu den damahligen Zeiten kennet, so ist es leicht, die Ursache zu begreifen, wesfals man diese höchstverderbliche Gewohnheit nicht abzuschaffen gesuchet. Unter den Gewohnheiten der nordischen Nationen, welche man in andern Ländern nicht kannte, war auch diese befindlich, daß die Könige, wenn sie einem von ihren Unterthanen eine Gnade erweisen wollten, solchem eine Provinz zu Lehn auftrugen. Solche Lehen erstreckten sich im Anfange bloß auf die Personen. Man kann dieses abnehmen aus dem alten norwegischen Hofrecht oder Hirdskraa, wel-

welches von den Lehen folgendergestalt redet: Og a' Patt med öngua mote i erf adganga, d. i. Das Lehen soll keinesweges erblich seyn. Hieher gehören auch die Worte des heiligen Olai: J Lehns Höfdinger ere icke Odelbaarne til mit Riges Herlighed. Nachher aber wurden sie auch auf die Erben fortgepflanzet. Mit diesen Lehen ward endlich das ganze Land angefüllet, und weil solche erblich waren, so sahen die Unterthanen mit der Zeit solche Lehnsmänner als ihre rechtmäßigen und einzigen Herren an. Wenn demnach einige Lehnsleute mit der Regierung mißvergnügt waren, so wegerten sie sich nicht nur, dem Reiche im Nothfall nach ihrer Pflicht beyzustehen, sondern sie verbunden sich auch so gar mit einander wider die Regierung, und schlugen sich oft zu den Feinden des Reichs, um ihren eignen und angebohrnen Lehnsherrn mit Krieg zu überziehen. Die Könige wurden daher genöthiget, um solche ungetreue Lehnträger in Ruhe zu erhalten, ihre Lehen öfters mit neuen Provinzen zu vermehren; wodurch denn endlich viele von ihnen mächtiger wurden, als die Lehensherren selbst. Bey so bewandten Umständen funden die Großen im Lande ihre Rechnung dabey, daß das Reich bey dem Tode eines Königes in mehrere Theile getheilet ward, weil sich ihre Macht und Sicherheit einzig und allein darauf gründete, daß die Könige keine Gewalt in Händen hatten. Diejenigen, welche solchergestalt von dem Könige gewisse Provinzen zu Lehn trugen, waren von den souverainen Fürsten bloß darinn

unterschieden, daß sie dem Lehnsherrn huldigten, und bey einem etwa entstehenden Kriege verbunden waren, sich mit einer gewissen Anzahl bewafneter Soldaten bey dem Könige und in dem Lager einzufinden. Die grossen Lehnsleute hatten wiederum kleinere Lehnsleute unter sich. Die Lehen der letztern werden Afterlehne, oder in der französischen Sprache arriere fiefs genannt. Sie verhielten sich gegen ihre Obern, wie diese gegen den König. Wenn ein Krieg entstand, so befohlen die Könige den grossen Lehenmännern, mit einer gewissen Anzahl Soldaten zu erscheinen, und diese meldeten solches wieder den Afterbelehnten. Die grössern führten insgemein den Titel als Herzoge und Grafen. Unter ihrer Zahl waren auch die Erzbischöfe, die Bischöfe, und die vornehmsten Aebte begriffen; weil solche für ihre Personen mit gewissen Landen belehnt waren, und daher auch zu Kriegszeiten eine bestimmte Anzahl Soldaten liefern musten, die sie oft, ihres geistlichen Standes ungeachtet, in eigner Person anführten. Der König in England, Henrich der II, war der erste, der diese durchgängig eingeführte Gewohnheit veränderte. Denn weil derselbe merkte, daß solcher Gebrauch so wohl den Königen als den Lehnsleuten beschwerlich war, so befahl er, an statt der Mannschaft inskünftige eine gewisse Summe Geldes zu entrichten, wofür er allenthalben Soldaten anwurb, wo er dieselben antreffen konnte; und weil er auf diese Art geschwinder und bequemer ein Kriegsheer auf die Beine zu bringen vermögend

gend war, so sind ihm andere in diesem Stücke mit der Zeit nachgefolget. In unserm Norden war anfänglich eine gleiche Gewohnheit eingeführet, indem gewisse Provinzen und Städte die Ausrüstung der Schiffe übernahmen, andre aber, welche mit den Provinzen des Reichs belehnt waren, sich zu Kriegszeiten mit einer gewissen Anzahl bewafneter Mannschaft zur Vertheidigung des Vaterlandes einzustellen pflegten. Dieses ist aber auch nachher in die Gewohnheit, Kriegssteuer zu geben, verwandelt worden, wofür Soldaten angeworben und unterhalten werden. Sie sehen hieraus, mein Herr, daß den Grossen in Norden damahls daran gelegen war, daß die Macht des Königs durch die Theilung des Reichs geschwächt ward; und daß man daher nicht Ursache hat, sich zu wundern, daß niemand von ihnen sich einer solchen schädlichen Theilung widersetzet, noch dieselbe zu verhindern gesuchet. Indessen war dieser seltsame Gebrauch dennoch nicht bey allen nordischen Nationen gleich stark eingeführt. In Norwegen, Dännemark und Schweden findet man, daß das ganze Reich insgemein dem erstgebohrnen Sohne zugefallen. In dem Norwegischen Hofrecht oder Hirdskraa wird die Theilung der Reiche verboten, und es heißt ausdrücklich, daß nur einer allein König von Norwegen seyn solle: Eirn skal Kongs væra yfær ollu Noregs velde innan lands og so skatlondum. Daß Canutus der Große seine drey Reiche unter seine drey Söhne vertheilte, solches rührte daher, weil solche durch

das

das Meer von einander abgesondert waren, und also nicht füglich von einem Könige beherrschet werden konnten. Die folgenden Könige haben in diesem Stücke seine Fußstapfen nicht betreten: Denn unter allen von Svend Estridson hinterlassenen erwachsenen Söhnen ward allein der älteste König, und nach demselben wieder der nächste Bruder. Zu verschiedenenmahlen sind bloß einige dänische Prinzen mit Süder-Jütland oder Schleswig belehnt worden, ungeachtet solches im Anfange sich nicht weiter als auf ihre Person erstreckte: Denn in diesem Stücke waren die dänischen Lehen von den deutschen unterschieden; welche auch auf die Kinder und andere Abkömmlinge fortgepflanzt wurden. In Frankreich und Spanien waren diese Theilungen eine geraume Zeit gebräuchlich. Unter den deutschen Fürsten hat diese Gewohnheit am längsten gewähret, nach deren Exempel sich die Herzoge zu Schleswig gerichtet; wesfalls dieses Herzogthum oft wie andre Privatgüther getheilet worden. Das seltsamste hiebey ist, daß zu eben derselben Zeit, wie die Schleswigschen Herzoge mit dem Fürstenthum wie mit einem Erbstück verfuhren, die Stände das Wahlrecht verlangten; wodurch sie aber ihre äusserste Unwissenheit in dem Staatsrecht an den Tag legten, wie ich in meiner dänischen Historie gezeigt habe. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bemerke aus ihrem letztern Schreiben, daß sie die Meynung noch nicht abgelegt haben, worüber wir schon so oft mündlich mit einander gestritten, daß nämlich ein Prediger nicht nur berechtiget, sondern auch verbunden sey, die Fehler der hohen Obrigkeit in öffentlicher Gemeine, und von der Kanzel zu bestrafen. Ihre Gründe, die sie ehedem zu Behauptung ihres Satzes anzuführen pflegten, und welche, wie ich merke, ihnen noch itzt sehr wichtig vorkommen, bestehen hauptsächlich hierinn: 1) „Es ist einem „Prediger anbefohlen, die Sünder zu strafen; „und zwar ohne Ansehen der Person und der „Stände. 2) Man findet in der Kirchenhistorie, „daß die allerältesten heiligen Väter dieses auch ohne den geringsten Scheu ausgeübet, und deßals „von allen christlichen Gemeinen als Märtyrer „und als apostolische Männer angesehen worden.“ Was das erste Argument anlangt, so gebe ich zu, daß ein Prediger ohne Ansehen der Person die Sünde zu bestrafen schuldig sey, und daß eben dasselbe Beicht- und Absolutionsformular, welches

bey

bey einem Bauren gebraucht wird, auch bey Königen und Fürsten gebraucht werden müsse. Jener Priester verdienet also getadelt zu werden, welcher sich wegerte, seinen Bischof zur Beicht anzunehmen, weil er seiner Meynung nach zu geringe dazu war; und eben so wenig ist derjenige Priester zu entschuldigen, von dem man erzählet, daß er das Formular nach Maasgebung der Personen, welche das Kind zur Taufe gehalten, verändert, und zu einer Bürger-Frau gesagt: **Wie soll das Kind heissen?** zu einer adelichen Dame aber: **Wollen Ew. Gnaden nicht geruhen, den Namen des kleinen Junkers oder der kleinen Fräulein zu nennen.** Dieses ist unrecht, und ich gestehe, wie ich schon oft erwehnet, daß man alle Sünden ohne Unterscheid strafen müße, weil kein Unterscheid unter privilegirten und unprivilegirten Sünden vorhanden ist. Dem allen ungeachtet aber bleibe ich dennoch bey meinem Satze, daß ein Prediger sich enthalten müße, die hohe Obrigkeit in öffentlichen Versammlungen zu tadeln. Denn weil die Stärke und Wohlfahrt eines Staates darinn bestehet, daß die Unterthanen Liebe und Ehrerbietung gegen den Regenten tragen, und die Prediger sowol Unterthanen des Staats als andere sind: so ist es als eine Art der Rebellion anzusehen, wenn man die hohe Obrigkeit in Gegenwart der ganzen Gemeine anschwärzet. Dadurch wird aber dennoch einem Prediger und Beichtvater nicht das Recht genommen, die Sünden der Obrigkeit zu bestrafen. Denn er

kann

kann solches nach dem Exempel des Samuels, Nathans und andrer insgeheim thun, welches einen viel bessern Eindruck hat, und dem Staate keinen Nachtheil zuziehet. Ein Regent siehet auf solche Art, daß dieses bloß aus einem Eyfer für sein Bestes, und aus Liebe zu seiner Person, nicht aber aus Ehrgeitz herrühret, um sich auf seine Unkosten in den Augen des Pöbels groß zu machen, und den Titel eines Märtyrers davon zu tragen. Man sucht zwar einen Unterscheid unter den weltlichen und geistlichen Unterthanen zu machen, und bemühet sich zu behaupten, daß dasjenige, was bey den andern strafbar ist, bey den letzten als eine Pflicht anzusehen, weil sie als Diener Gottes dazu die Macht empfangen, und folglich kein Aergerniß bey andern dadurch zu erwecken vermögend sind. Es ist aber so weit gefehlt, daß ein Prediger in diesem Stücke vor andern Ständen ein besonderes Vorrecht haben sollte, daß solches vielmehr keinem weniger als ihm erlaubt ist, weil er durch eine öffentliche und aufrührische Predigt ein ganzes Land in Bewegung setzen kann. Am allerwenigsten muß solches in freyen Republiken geduldet werden, wo man die betrübten Wirkungen solcher wider die Obrigkeit gehaltenen Predigten leyder mehr als zu oft erfahren. Das zweyte Argument, welches sich auf das Beyspiel der heiligen Kirchenväter gründet, ist eben so wenig hinlänglich. Ihr Exempel kann uns in diesem Fall gar nicht zur Nachfolge dienen, und die unerlaubte Aufführung, deren sie sich gegen die römischen Kay-

ser,

ſer, als ihre rechtmäßige Herren, bedienet, machen keinen Zierrath in ihrem Leben aus. Ich meines theils habe mich über nichts ſo ſehr geärgert, als über das Verhalten des heiligen Ambroſius gegen den Kayſer Theodoſius, welcher einer von den beſten und vortreflichſten römiſchen Kayſern war, die damals den Thron beſtiegen. Des Thomas Becket und andrer zu geſchweigen, welche ihres Trotzes, und ihres gegen die hohe Obrigkeit öffentlich unternommenen Aufruhrs halber höchſt unwürdig unter die Zahl der Heiligen verſetzet worden. Man kann in vielen Stücken nicht der Sittenlehre der alten Kirchenväter folgen. Der gelehrte Barbeyrak hat in einer gründlich ausgeführten Schrift gezeiget, wie oft dieſe guten Männer gefehlt haben. Unter ihre Irrthümer gehöret auch, daß ſie es für eine heroiſche Tugend und für die Pflicht eines Lehrers hielten, die hohe Obrigkeit in öffentlichen Verſammlungen anzuſchwärzen, und den Unterthanen ſchlechte Gedanken von ihren Regenten beyzubringen. Dieſes Verfahren iſt allemal von ſehr betrübten Folgen geweſen, indem es die Obrigkeit in den Harniſch gebracht, eine Verfolgung gegen die Prediger erwecket, und eine Kaltſinnigkeit ja öfters einen Aufruhr bey den Unterthanen erreget. Wie demnach die Prediger in dieſem Stücke die Gränzen nicht überſchreiten müſſen, die zur Sicherheit der Regenten und der Societäten geſetzt worden, ſo muß man es auch an der andern Seite den Lehrern nicht verbieten, überhaupt

alle

alle Laster, und auch diejenigen zu tadeln, welche sich bey den Regenten finden, ohne jedoch die letztern mit Namen zu nennen. Man muß auch nicht durch eine gezwungene Ausdeutung, oder aus einem bloßen Argwohn, wie oft geschiehet, dieses oder jenes auf eine besondere Person ziehen, was der Prediger von allen und überhaupt gesagt hat. Beydes ist gleich tadelnswürdig. Durch die erste Aufführung wird dasjenige übertreten, was die Einrichtung und die Natur einer Societät erfordert. Durch das zweyte Verfahren aber wird den Lehrern der Mund gebunden. Ich erwähle also auch hier, wie in andern Dingen, die Mittelstrasse, und halte dasjenige für nützlich und erbaulich, was von einem Prediger einer Obrigkeitlichen Person insgeheim gesagt wird, welches, wenn es offenbar und in Gegenwart der ganzen Gemeine geschiehet, unzuläßig und strafbar ist. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen mir in ihrer Zuschrift das Vergnügen, welches sie bey der Durchlesung des Torfäus empfunden, ungeachtet sie übrigens dem Urtheil des Clericus beypflichten,

daß viele Dinge darinn angetroffen werden, die einem Leser sehr gleichgültig sind, und daher in die Historie der Könige billig keinen Platz hätten haben sollen. Ich finde, dieses Bedenken nicht ungegründet, und habe selbst bey unsern nordischen Geschichtsschreibern die Anmerkung gemacht, daß sie in ihre Universalhistorien alles einrücken, was ihnen nur in die Hände fällt. Es ist bey ihnen schon hinlänglich, wenn es nur ein altes Manuscript ist, ohne jemals eine Musterung anzustellen, was von solchen alten Schriften werth ist, bekannt gemacht zu werden, oder was man ohne Bedenken, als nichtswürdige Kleinigkeiten übergehen kann. Die alten Norweger oder Isländer haben alle andre Nationen darinn übertroffen, daß sie alles ohne Unterscheid aufgezeichnet. Man kann dieselben mit gewissen Personen zu unsern Zeiten vergleichen, welche in ihren Calendern alles mit großer Sorgfalt anschreiben, was ihnen begegnet, was sie jeden Tag ausgerichtet, welchen Besuch sie abgelegt und empfangen, was sie gegessen, und wie viel sie im Spiel gewonnen oder verlohren. Indessen ist es wahrscheinlich, daß die alten Norweger und Isländer sehr vieles nicht in der Absicht aufgezeichnet, daß solches dermaleinst ans Licht kommen sollte, und sie würden unfehlbar sehr vieles in ihren Schriften ausgelassen haben, wenn sie sich hätten einbilden können, daß man ihre Nachrichten in allgemeine Reichshistorien ohne alle Ueberlegung einrücken würde. Ich bin gleichfalls mit ihnen einig, wenn sie an dem

Tor-

Torfäus tadeln, daß er gar zu leichtglaubig gewesen, und es wäre zu wünschen, daß er viele von den angeführten Mirakeln und Wundern aus seiner Historie ausgelassen hätte. Aller dieser Fehler ungeachtet halte ich dennoch die große Chronick des Torfäus für eine der prächtigsten und ansehnlichsten Historien, welche jemahls ans Licht getreten, und sie verdient nicht nur mit Recht den Namen eines Werkes von 30 Jahren, sondern sie ist auch in der That eine Arbeit, welche fast die Kräfte eines einzigen Mannes überstelget. Wo jemals ein Werk ein Original verdient genannt zu werden, so ist es dieses. Es ist auf unzählige Handschriften gebauet, welche sowohl in gebundener, als in ungebundener Schreibart von solchen Skribenten abgefaßt worden, die gröstentheils alle Augenzeugen von demjenigen gewesen, was sie aufgeschrieben. Und weil alles in der alten norwegischen Sprache verfasset ist, welche heutiges Tages niemand mehr, als die Isländer, verstehen, so kann man mit Wahrheit sagen, daß kein Mensch in beyden Reichen, außer dem Torfäus vermögend gewesen, eine solche Schrift zu verfertigen. Es war ein großes Glück für das Publicum, daß der Verfasser ein so hohes Alter erreichte. Denn sonst würde dieses Werk nicht zu stande gekommen seyn, insonderheit, da es in einer zierlichen lateinischen Schreibart abgefaßt worden, welches auch viele Zeit wegnimmt. Bey der Durchlesung dieser Schrift habe ich einen gedoppelten sonderbaren Umstand wahrgenommen, der bey keinem andern

Volke, als bey den alten Norwegern angetroffen wird. Der erste Umstand ist, daß Norwegen und Island ganz mit Poeten angefüllt gewesen. Es ist fast keine einzige Schlacht geschehen, die Niederlage mag groß oder geringe gewesen seyn, oder was auch sonst merkwürdiges vorgegangen, so wird allemal das Zeugniß eines Poeten angeführet, welcher zu eben derselben Zeit gelebet, und dasjenige mit angesehen, was er in seinem Gedichte aufgezeichnet. Das wundernswürdigste war, daß man damals so viele Leute fand, welche sich recht mit Fleiß darauf legten, Verse aus dem Stegreife zu machen. Man kan leicht denken, daß die Poesie nicht sonderlich gewesen, und die Verse, welche wir in den Historien haben, bekräftigen solches. Indessen kann man doch daraus die sonderlichen Naturgaben dieser Nation, und ihre Neigung zur Dichtkunst abnehmen. Die Beschwerde, welche man hat, diese Verse zu verstehen, wie leicht sie auch in der Uebersetzung zu seyn scheinen, geben zu erkennen, daß darinn etwas künstliches verborgen liegen müsse, welches entweder in der Wortfügung, oder in besondern poetischen Worten bestehet. Was kann leichter, und mit geringerer Kunst geschrieben seyn, als das Epigramma, welches ein gewißer Dichter dem König Kanut dem Großen übergab, und dadurch nicht allein sein Leben rettete, sondern auch noch eine große Belohnung erhielte. Es lautet folgendergestalt:

Knutur ver grundſem giaetir
Gricia lands hinn riki,

welches in der Ueberſetzung heißt: „Knud der reiche „vertheidiget ſein Land ſowohl, als der König von „Griechenland.“ Wenn man nun bedenkt, daß nichts leichter und natürlicher geſagt werden kann, als dieſes, und doch ſieht, was dieſer Vers für eine Wirkung gehabt, ſo kann man daraus abnehmen, daß die Kunſt allein in den oben angeführten Stücken müſſe beſtanden haben. Dieſes aber gereicht den alten Poeten oder Skalden zum gröſten Ruhme, daß ſie alles mit einer hiſtoriſchen Aufrichtigkeit beſchrieben, und wenn ſie ihre Gedanken gleich nicht ſo zierlich gefaßt, als die griechiſchen und lateiniſchen Dichter, ſo haben ſie auch nicht ſo viel gelogen, als dieſe. Der zweyte Umſtand, welcher bey den alten Norwegern merkwürdig iſt, beſteht darinn, daß das Land ganze Jahrhunderte durch zu gleicher Zeit mit verſchiedenen Männern geplagt geweſen, welche ſich für Söhne der verſtorbenen Könige ausgaben, und dadurch einen groſſen Anhang erlangten. Es zeugen hiervon die vielen Factionen der Birkebeene, der Bagler, der Ribbunger, der Slitunger, der Kuflinger, der Oyeſſiegger, der Warbälger, u. ſ. f., deren Anführer ſich für Abkömmlinge der vorigen Könige ausgaben, und ein näheres Recht zur Krone haben wollten, als die regierenden Könige. Man muß ſich wundern, daß dem gemeinen Manne in Norwegen nach ſo vielen groſſen Unglücksfällen die Augen nicht einmahl geöffnet wurden, um die Betrügerey,

trügerey, welche hierunter verborgen lag, zu erkennen. Vielleicht sehen andere dieses als einen Beweis von der natürlichen Unruhe dieser Nation an. Mich dünkt aber, daß dieses alles vielmehr in der Liebe seinen Grund gehabt, die das Volk zu dem Königlichen Geschlechte getragen, und welcher Liebe sich gewisse vornehme Herren bedienet, um sich dadurch den Weg zum Thron zu bahnen. Denn man findet, daß die Bauern beständig darauf gedrungen, daß diese Aufrührer durch die Feuerprobe ihre Herkunft und die Wahrheit ihres Vorgebens bekräftigen sollten; welches ihnen aber nicht schwer fiel, indem man dieses Kunststück zu den damahligen Zeiten eben so gut in Norwegen als an andern Orten zu machen wuste. Wenn man glaubt, daß diese Unruhen aus der natürlichen Neigung der Nation zum Aufruhr hergekommen: so muß man gestehen, daß niemals ein Volk mehr verändert, und unkenntlicher geworden, als dieses; indem man in neuern Zeiten in ganzen Jahrhunderten nicht die geringste Bewegung bey ihnen bemerket. Wenn sich also die alten Einwohner von Norwegen einer Unbeständigkeit und einer Neigung zum Aufruhr schuldig gemacht haben: so geben die neuern, und zwar von den Zeiten der Reformation an, vor allen andern Völkern des Erdbodens ein Exempel der Beständigkeit, des Gehorsams, und eines innerlichen Abscheues vor allem Aufruhr. Es erhellet dieses auch aus dem Beyspiel, welches sich vor einigen Jahren zutrug, da ein gewisser Normann

wegen

wegen seiner Untreue gegen die Regierung hingerichtet ward: Denn man fand nicht, daß ein einziger von allen seinen Landsleuten an seiner Untreue im geringsten Theil genommen. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der
ein und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich sehe aus den letzten Zeitungen, daß der Pabst die Freymäurer von neuen in den Bann gethan. Ich verdenke solches Ihro Heiligkeit nicht. Denn ungeachtet der Pabst merket, daß niemand mehr durch seinen Donner gefället wird; so will er doch dadurch an den Tag legen, daß er auf dieses alte Regal der Päbste nicht völlig Verzicht gethan, und er übt es bisweilen aus, damit es durch die Verjährung nicht gänzlich verlohren gehen möge. Gegen die Freymäurer kann er dieses Recht ohne Gefahr ausüben: Denn dieselben greiffen nicht zum Gewehr, um sich zu rächen; sondern sie lassen dieses Gericht gedultig über sich gehen, und sind damit zufrieden, daß sie ihn in ihren geheimen Versammlungen wieder excommuniciren, so das alles gerade gegen einander aufgeht. Mit Königen und Fürsten aber hat die Sache mehr zu bedeuten; weil

Ihro Heiligkeit, nach den itzigen Umständen der Kirche, dieſes Recht nicht mehr gegen die Potentaten mit Sicherheit ausüben können. Ich wollte es Ihro Päbſtlichen Heiligkeit nicht rathen, heutiges Tages den Kayſer, den König von Frankreich, oder den König von Spanien, in den Bann zu thun. Denn da der Pabſt Clemens der XI. im Anfang dieſes Jahrhunderts das Kayſerliche Kriegsheer in Italien in Bann that, ſo gerieth er dadurch in Gefahr, ſeine Würde zu verlieren, und ſeinen Kirchenſtaat einzubüßen. Seit den Zeiten Lutheri, da man angefangen, den Urſprung der Päbſtlichen Herrſchaft etwas genauer zu unterſuchen, haben ſich die Päbſte behutſamer aufgeführet, und ihre Donnerſtrahlen können gegenwärtig nicht anders als blinde Raketen angeſehen werden. Man bemerkte gleich im Anfange der Reformation, wie gefährlich es für die Päbſte ſey, ihre alte und vorige Gewalt auszuüben: Denn der General Frundsberg, der das Kayſerliche Kriegsheer commandirte, welches nach Rom gieng, um dieſe Stadt einzunehmen, führte einen Strick zum Feldzeichen, womit er den Pabſt aufzuhenken gedachte. Wenn die Päbſte dieſes bedenken, und den Unterſcheid der vorigen und gegenwärtigen Zeiten erwegen, ſo müſſen ſie freylich bisweilen wohl allerhand ſorgſame Gedanken ſchöpfen. Die unumſchränkte Gewalt, welche die Päbſte ehedem ausübten, und die Wirkung, welche ihr geiſtlicher Donner hervorbrachte, iſt ſo erſtaunlich, daß man es nicht glauben würde, wenn die Hiſtorie

storie nicht mit Exempeln angefüllt wäre, die solches bestättigten. Was konnte seltsamer seyn, als daß ein fremder Bischoff sich erkühnte, den mächtigsten Potentaten Krone und Zepter abzusprechen, und zwar oft wegen geringer oder auch solcher Ursachen halber, die den Pabst nicht im geringsten angiengen: Denn die größten Monarchen wurden oft in den Bann gesetzt, weil sie mit ihren Unterthanen in Streit gerathen, oder sich auch mit ihren Gemahlinnen nicht vertragen konnten. Einige dürften vielleicht auf die Gedanken fallen, daß eine solche allgemeine geistliche Herrschaft nicht ganz unnütz wäre, sondern eben dieselbe Wirkung haben könnte, welche der Abt St. Pierre dem ganzen Europa von seinem allgemeinen Senat verspricht, der durch sein Ansehen alle unter den europäischen Potentaten entstehende Streitigkeiten beylegen, und einen allgemeinen und beständigen Frieden zuwege bringen könnte. Vielleicht dürften einige dieses für nützlich halten, daß alle Regenten einen solchen gemeinschaftlichen Hüter hätten. Aber die Geschichte der damahligen Zeiten zeigen, daß es den Pabsten darum nicht im geringsten zu thun gewesen. Denn sie haben selbst die meisten Kriege angefangen, und die Potentaten gegen einander aufgehetzet, um dabey im trüben zu fischen. Ja einige Päbste haben selbst ihre Kriegsheere angeführt, und durch ihr Exempel andre Prälaten und Bischöffe aufgemuntert, gegen ihre eigene Landesherren ein gleichs zu thun, und Generals abzugeben, anstatt daß sie als geist-

liche Hirten auf das Beste ihrer Heerde hätten Achtung geben sollen. Was man den weltlichen Potentaten zur Last legte, das ward bey der Geistlichkeit als eine Tugend angesehen, und derjenige ward für einen tüchtigen Bischof gehalten, der seinen Degen verstand, und solchen wider die Feinde des Pabstes zu gebrauchen wuste. Ein gewisser Erzbischof zu Maynz, ward aus keiner andern Ursache abgesetzt, als weil er nicht zum Kriege geschickt war, und ungeachtet verschiedene Potentaten dieses verkehrte Wesen sowol dem Pabste als der Geistlichkeit öffentlich vorrückten, so ward solches dennoch nicht im geringsten geachtet. Der König von England, Richard, bekam einmahl im Kriege einen bewafneten Bischof gefangen; und wie der Pabst verlangte, daß der König diesen Bischof, den er seinen Sohn in Christo nannte, loslassen sollte, so schickte der König dem Pabste den Harnisch, worinn der Bischof gefangen worden, und ließ ihm dabey sagen: **Diesen haben wir gefunden; siehe, ob es deines Sohnes Rock sey?** Um aber dennoch einigermaßen zu begreiffen, wie es möglich gewesen, daß die Päbste eine solche Herrschaft über die Potentaten ausüben können; so muß man auf zwey Stücke Achtung geben: 1) Wenn sie mit Königen und Fürsten in Streit geriethen, so hatten sie die meisten Bischöfe und Prälaten auf ihrer Seite, welche alle grosse Lehen besassen. 2) Die Potentaten sahen es bisweilen ihres Vortheils halber selbst gerne, daß der Pabst einen andern mächtigen König excommunicirte.

Denn,

Denn, wenn nur zweene oder drey von den gröſ-
ten Potentaten einig geweſen wären, ihre gemein-
ſchaftliche Hoheit gegen die gewaltſamen Eingriffe
der Päbſte zu beſchützen, ſo würden niemahls der-
gleichen Tragödien ſeyn geſpielet worden. Der
Haupt-Kunſtgriff der Päbſte beſtand demnach
darinn, die Feindſchaft unter den Fürſten gegen
einander zu unterhalten; und ihre Herrſchaft
gründete ſich alſo bloß auf die Uneinigkeit der Po-
tentaten, und auf das unordentliche Leben gewiſ-
ſer Fürſten. Die tugendhaften und frommen
Könige aber wurden von den Päbſten mit ſcheelen
Augen angeſehen; weil ihnen durch ihren unſträf-
lichen Wandel der Vorwand benommen ward,
ſie anzugreiffen. Der König in Frankreich, Lud-
wig der Heilige, deſſen ganzes Leben ohne Tadel
war, iſt, wie ich feſt verſichert bin, zu ſeinen Zei-
ten den Päbſten der gröſte Dorn im Auge geweſen:
Denn, wenn ein ſolcher König ſein Anſehen be-
hauptete, wie man findet, daß er gethan hat; ſo
muſten die Päbſte nachgeben. Dieſer Umſtand iſt
indeſſen ſehr merkwürdig, daß die Päbſte zu eben
derſelben Zeit, wie ſie mit den gröſten Potentaten
nach ihrem eignen Gefallen umgiengen, in der
Stadt Rom, wo ſie reſidirten, in der gröſten
Verachtung lebten. Denn die groſſen italieni-
ſchen Fürſten bezahlten ſie mit gleicher Münze,
und vertrieben ſie nicht nur oft aus der Stadt, ſon-
dern verfuhren auch mit ihnen, als mit Miſſethä-
tern. Daher ſuchten ſich gewiſſe Potentaten mit
dieſen italieniſchen Familien zu verbinden; weil ſie
durch

durch ihre eigne Macht allein nichts auszurichten vermögend waren. Um dieſes zu begreiffen, muß man merken, daß die Päbſte ſich unmöglich eine Ehrfurcht und Ehrerbietung bey den Römern zuwege bringen konnten; weil ſolche von ihrer unordentlichen Lebensart und höchſtärgerlichen Aufführung tägliche Zeugen waren. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letztern Schreiben den Todesfall des Herrn N. N. und zugleich ihre Bekümmerniß, daß ſich ſein Ende ſo plötzlich und unvermuthet eräugnet, und er dadurch der Zeit beraubt worden, für ſeine Sünde Buße zu thun, und ſein beſtändig geführtes unordentliches Leben zu bereuen. Sie meynen, wenn GOtt ihm nur eine Stunde Zeit gelaſſen hätte, ſo würde er ſolche gewiß dazu angewandt haben, ſeine Sünden zu beweinen, und ſich zu einem ſeligen Ende zu bereiten. Ich zweifle nicht daran: Denn alle Menſchen thun in der letzten Todesſtunde ein gleiches, und wenden ſich zu GOtt, wenn die Welt ſie nicht länger haben will. Eine ſolche gezwungene Bekehrung aber iſt

von

von keinem Gewichte, insonderheit da die Erfahrung zeigt, daß die meisten Menschen, wenn sie in Lebensgefahr sind, ihre Sünden beweinen, wenn solche aber überstanden, von neuen anfangen zu sündigen. Solche Menschen sind in diesem Stücke jenem Finnlappen ähnlich, welcher, wie er ins Wasser fiel, GOtt um Hülfe anflehete, so bald er aber einen Zweig am Ufer ergriffen hatte, ausrief: Nun helfe ich mir selbst. Bey so bewandten Umständen bin ich mit denen nicht einig, welche einen schlennigen Tod als eine Strafe Gottes ansehen, und die Frist von einer Stunde für ein Gnadenzeichen halten: Denn eine gezwungene Bekehrung ist gar keine Bekehrung. Verschiedene Heyden haben in diesem Stücke vernünftiger geurtheilet, als die meisten christlichen Casuisten. Virgilius trägt kein Bedenken, diejenigen zu verdammen, welche ihre Busse bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens aussetzen. Er sagt:

Quisquis apud Superos furto laetatus inani
Distulit in seram commissa piacula mortem.

Ich gehe freylich hierinn von der allgemeinen Meynung ab; ich thue solches aber allemahl, so oft ich es für nöthig und sicher erachte. Die allgemeine Meynung verursacht in diesem Fall eine Bedenklichkeit, welche schwer zu heben ist; indem dadurch die gefährliche Lehre von dem vorher beschlossenen Rath Gottes wegen der Seligkeit und

Ver-

Verdammniß gewisser Menschen scheinet bestätiget zu werden. Denn, wenn man z. E. setzet, daß von zween groben Sündern der eine schnell in seinen Sünden hingerafft wird, der andre aber einen Tag oder eine Stunde zuvor Zeit hat, seine Sünden zu bereuen: so gründet sich die Seligkeit des ersten, und die Verdammniß des letzten, allein auf die den Sündern versagte, oder eingeräumte letzte Stunde; welches Anlaß geben kann, das Urtheil Gottes einer Partheylichkeit zu beschuldigen. Ein Priester und Seelsorger thut daher am besten, wenn er in diesem Stücke nichts entscheidet, insonderheit da man aus unzählichen Exempeln Ursache hat, an der Aufrichtigkeit einer solchen Buße zu zweifeln, welche in den letzten Stunden des Lebens geschiehet. Doch muß man auch einem in letzten Zügen liegenden nicht alle Hofnung absprechen, weil man sonst leicht zur Verzweiflung Anlaß geben kann. Es ist genug, wenn der Prediger sagt: „Wenn eure Angst und „Reue nicht aus der schwachen Hofnung herrühret, „die ihr annoch zu eurem Leben habt, sondern „ernstlich ist, und mit dem festen Vorsatze verbunden ist, inskünftige ein andres Leben zu führen, „so kann diese eure, ob gleich späte Buße, GOtt „zur Gnade bewegen.“ Meiner Meynung nach ziehet die Lehre, welche die Hinlänglichkeit einer späten Buße behauptet, böse Folgen nach sich, und stärkt die meisten, in ihren Sünden fortzufahren. Ich halte zu gleicher Zeit dafür, daß das Gebet, welches man täglich zu thun pflegt, daß

GOtt

GOtt uns für einen schleunigen Tod bewahren möge, in dieser Absicht einer Erklärung bedürfe. Denn, wenn ein Mensch sein Leben und seinen Wandel also führet, daß er alle Augenblick bereit ist, aus diesem Leben zu scheiden, so kann man einen schleunigen Tod als eine große Wohlthat Gottes ansehen, weil nichts schrecklichers für einen schwachen Menschen erdacht werden kann, als durch eine langwierige Krankheit ausgezehrt zu werden, und seinen Tod täglich vor Augen zu sehen, ohne einmal wirklich das Ende seiner Qual zu erlangen. Vielleicht verwerfen sie meine Meynung, so bald sie dieselbe gelesen. Allein überlegen sie solche vorher etwas genauer, wenn ich bitten darf. Viele Sätze scheinen einem bisweilen im Anfange fremd und seltsam. Wenn man sie aber reiflicher überlegt, so findet man, daß sie gründlich sind, und zur Erbauung Anlaß geben. Ich bin ꝛc.

✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

Der
drey und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie erkundigen sich, wie ich seit der Zeit gelebet, daß wir einander nicht gesehen haben. Ich kann darauf nichts anders antworten, als daß ich nach meiner alten Gewohnheit gelebet, da ich einen Tag nicht von dem andern unter-

unterscheiden können. Ich stehe des Morgens um sieben Uhr auf, sodann trinke ich meinen Caffee, und studire. Ich nehme ferner ein kleines Morgenbrod, und wenn ich mich anziehe, so schelte ich meinen Schneider ꝛc. Das letzte geschiehet deswegen, weil meine Kleider so eng gemacht sind, daß es eben so gut ist, als wenn ich einen Harnisch anlege. Mich dünkt, die Welt ist schon eng genug, daß man nicht nöthig hat, sie noch enger zu machen. Sie werden mir ohne Zweifel hierauf antworten: „Was kann der Schneider dafür, daß „die Kleider so unbequem und peinlich gemacht „werden. Er thut ja nichts anders, als was „die Leute haben wollen.“ Sie haben hierinn vollkommen recht. Und wenn ich es daher genau überlege: so habe ich weit mehr Ursache auf mich selbst zu zürnen, daß ich die Kleider nach der Mode bestelle, als auf den Schneider, der sie verfertiget. Am allermeisten aber habe ich Ursache, auf die Mode zu zürnen, welche sowohl über den Schneider, als über mich und über alle andere tyranniſiret, und zwar in einem solchen Grad, daß es für einen Eigensinn, ja fast für einen Aufruhr gehalten wird, wenn man sich dagegen setzet. Man muß sich daher geduldig darinn finden, und solches wie andre Unmöglichkeiten ertragen, die man nicht vermeiden kann; zu seinem Troste aber mit jenem Bauren bey dem Petronio denken, welcher seine Schuhe verlohren hatte, und daher barfuß gehen muste: modo ſic, modo ſic. Wir mögen Gott danken, daß die pariſiſchen Schneider, welche

che unsre Kleidertracht nach ihrem Gefallen einrichten, uns nicht andre Moden vorschreiben, welche noch weit schlimmer und unzuträglicher sind, und der Lehre eines Japanischen Einwohners folgen, welcher seinen Mitbürger auf folgende Art bey einem ähnlichen Falle aufrichtete. Ein Kayser in Japan war unter dem Zeichen des Hundes gebohren, und schätzte daher die Hunde so hoch, daß er befohl, daß so oft ein Hund stürbe, derjenige, welcher denselben in seinem Leben bey sich gehabt, solchen selbst zu Grabe tragen sollte. Ein Philosoph begegnete einmal einem ehrbaren Manne auf der Gaße, welcher eben seinen verstorbenen Hund begraben wollte, und wie er hörte, daß derselbe sich über eine so schimpfliche Verrichtung beschwerte, so tröstete er ihn mit diesen Worten: „Wir mögen „den Göttern danken, daß Ihro Kayserl. Ma„jestät nicht unter dem Zeichen eines Pferdes „gebohren sind, weil sonst unser Schicksal noch „härter seyn würde.“ Die morgenländischen Völker, deren Lebensart und Moden uns in vielen Stücken lächerlich vorkommen, verdienen dennoch in diesem Falle gerühmt zu werden, daß sie stets einerley Kleidertracht beybehalten. Die Europäer aber führen sich als Comödianten auf, welches bey einer jeden Scene neue Personen vorstellen, und sich in neuern Gestalten sehen lassen. Aus der französischen Historie erhellet, daß die Vornehmen und Großen ehedem lange Kleider getragen, und sich niemals kurzer Kleider bedienet, als wenn sie zu Felde gelegen. Die Zierde bestand in Hermelin,

oder in andern Fellen, womit die Kleider bebärmt waren. Zu den Zeiten Carls des weisen kam der Gebrauch auf, die Kleider von oben bis unten mit Wapen und Schilden zu sticken. Von Dännemark hat Arnoldus Lübecensis als etwas sonderbares angemerket, daß die Einwohner dieses Reichs Bootsmanns Kleider getragen: und allem Vermuthen nach haben sich die Normänner eben einer solchen Tracht bedienet, weil sie noch mehr auf der See herumschifften als die Dänen. Diejenigen, welche eine Sammlung von alten Gemählden und Bildern haben, können hievon am besten urtheilen. Man sieht hieraus, daß gewisse alte Moden eben so unbequem gewesen, als die neuen, und man kann solches nicht deutlicher beweisen, als aus den Moden in Norwegen welche zu den Zeiten des Königs Olaf Kyrres üblich waren. Man trug damals hohe und mit Gold und Silber gestickte Schuhe, und die Ermel in den Röcken waren so eng, und so fest zugeknöpft, daß man sich eines besondern Instruments bedienen muste, wenn man das Kleid anziehen wollte. Einige hatten auch goldene Ringe um die Beine. Die Beinkleider mit den unzähligen Falten, welche König Christian der Dritte von Haus, von Hof zu nennen pflegte, zeugen sowohl von der Kostbarkeit, als von der Unbequemlichkeit der damaligen Kleidertracht. Eben dasselbe kann man auch von den Pfeifenkragen urtheilen, welche man damals um den Hals trug. Zu welcher Tracht unsre Prediger nunmehro allein verurtheilet sind, und welche

ihre

ihre Weiber gerne abgeschaft sehen möchten. Es ist nicht lange her, daß die Männer die kurzen Mäntel abgelegt haben, die ehedem bey uns gewöhnlich waren, und welche noch von verschiedenen alten und ehrbaren Bürgern in meiner Jugend getragen wurden. Nun aber trägt in beyden Reichen niemand mehr einen solchen kurzen Mantel, als der Rector der Universität. Man hat gewünscht, daß man sich eines andern Zierraths und Unterscheides in diesem Falle bedienen, und das kurze Mäntelgen in einen ordentlichen Mantel verwandeln möchte, weil man sich an alle Dinge stößt, die einem ungewohnt sind. Wie eine alte Matrone vor einigen Jahren dem Rectoratwechsel beywohnte, welche Ceremonie in der Kirche unsrer lieben Frauen geschahe, und bemerkte, daß das kurze Rectormäntelgen dem neuen Rector um die Schultern gelegt ward, so sagte sie mit thränenden Augen: „Was hat doch dieser ehrliche „Mann Böses begangen? Eben dasselbe kann man auch von dem Barte sagen, welcher ehedem für eine Zierde und Ehre des männlichen Geschlechts, insonderheit bey den Geistlichen, gehalten ward. Die leztern waren ganz ausserordentlich davon eingenommen; denn wie ein Bischof in Seeland, unter der Regierung Christian des Fünften, an der Abschaffung der Bärte arbeitete, und den Kinn der Priester zu schleifen suchte, so ward sein Vorhaben als eine Ketzerey angesehen, und verursachte eine nicht geringe Bewegung. Nun aber würde es eben so schwer seyn, diese Mo-

de wieder einzuführen, nachdem solche einmal in Abgang gerathen, und man bey uns nirgends weiter lange Bärte antrift, als bey den alten Bauren in Norwegen, und bey den Ziegenböcken. Vielleicht siehet man die großen Fischbeinröcke, welche unser heutiges Frauenzimmer als den größten Zierrath betrachtet, als einen Umstand an, und vielleicht halten unsre Nachkommen dasjenige für eine Fabel, was sie davon aufgezeichnet finden. Ein englischer Skribent macht eine sinnreiche Beschreibung von der veränderlichen Tracht des Frauenzimmers. Er sagt: „Die Moden des weiblichen Geschlechts sind den bösen Feuchtigkeiten „ähnlich, welche sich bald in den Kopf, und bald „in die Glieder setzen. In alten Zeiten hatten sie „ihren Sitz im Kopfe, der sich daher wie ein Thurm „in die Höhe hob.“ (Er versteht dadurch die alten Fontangen und Kopfzeuge, welche drey bis vier Stockwerk hoch waren.) „Nun aber sind sie in die „Hüften gefallen, so daß es scheint, als wenn alle „Weiber ins Kindbett kommen sollten.“ (Er zielt hier auf die großen Fischbeinröcke.) Es scheint, fährt er fort, „daß sie gleichsam durch Mauren „und Wälle ihre Keuschheit verschanzen wollen. „Die Erfahrung aber zeigt, daß dieselbe gegenwärtig eben so leicht zu bestürmen und einzunehmen ist, als in alten Zeiten.“ Ich habe um denselben nachzuahmen, die Materie gleichfalls in einem lateinischen Epigramma vorgetragen, dessen Inhalt hauptsächlich hierinn bestehet. Die Mathematici haben ihre Meynung von der Gestalt der

Erde

Erde oft verändert. Bald haben sie dieselbe für flach, bald für rund, und bald für länglich als ein Ey ausgeben. Eben solchen veränderlichen Gestalten ist auch unser Frauenzimmer unterworfen gewesen, bald hat es in die Länge, und bald in die Breite zugenommen. Unter den europäischen Völkern sind die Spanier immer bey ihrer Tracht geblieben. In meiner Vaterstadt Bergen wusten die Bürger eine lange Zeit von keiner andern, als von ihrer alten Tracht. Nun aber lassen sie sich auch durch den Strom hinreissen, und nehmen alle neue Moden an, die sie nur erfahren können. In der ersten christlichen Kirche war die Kleidertracht der Geistlichen und Weltlichen nicht von einander unterschieden. Man meynt, daß dieser Unterscheid zu allererst im vierten Jahrhundert aufgekommen. Da sie vorher sich alle übereins gekleidet, außer daß einige Philosophen ihre alte philosophische Tracht beybehielten, nachdem sie das Christenthum angenommen hatten, und christliche Lehrer geworden waren. Zu den Zeiten Constantin des Großen suchten sich die Geistlichen, und insonderheit die Bischöffe, durch eine besondere Tracht von andern zu unterscheiden. Dieser Kayser schenkte dem Macario einen mit Gold gestickten Talar, um sich desselben bey Taufhandlungen zu bedienen. Weil aber viele nicht weniger, als er seyn wollten, so hatte er in kurzer Zeit sehr viele Nachfolger. Daß die Geistlichen in den ersten drey Säculis keine andre Tracht,

als die Weltlichen getragen, dazu muß hauptsächlich dieses Anlaß gegeben haben, daß sie zu den Zeiten der Verfolgungen nicht haben wollen erkannt seyn. Denn sonst haßten sie die jüdischen Ceremonien eben nicht, und man weiß aus der Historie des alten Testaments, daß die jüdischen Priester eine besondere Kleidertracht gehabt, ungeachtet die Leviten in diesem Stücke nicht von dem Volke unterschieden waren. Weißgefärbte Kleider waren bey den Israeliten der gewöhnlichsten. Junge Leute trugen bunte Kleider, wie aus dem Exempel Josephs, der Thamar, und anderer erhellet. Von der Thamar heißt es: „Daß sie einen „Rock von verschiedenen Farben getragen, „wie sich die Töchter der Könige zu kleiden „pflegten. Der gröste Zierrath bey den Kleidern der Männer bestand in Franzen, welche sie an ihre mit Purpur besetzten Kleider zu nähen pflegten. Bey der Tracht der Soldaten ist dieses zu bemerken, daß diejenige Kleidung, welche wir nun Mondirung nennen, und die bey den Franzosen durch ein bequemeres Wort, Uniforme, angezeigt wird, nicht sonderlich alt ist. Denn ein jeder Soldat trug ehedem seine eignen Kleider. Es ist wahrscheinlich, daß die Bedienten eben so wenig eine gewisse Livree gehabt haben. Ich habe an einem andern Orte bereits gezeiget, zu welcher Zeit, und bey welcher Gelegenheit die Peruken aufgekommen. Die Alten hatten auch nicht solche Hüte, als

wir

wir gegenwärtig tragen. Man bediente sich gewisser Hauben von Tuch, welche vorn zugenähet waren, und einen Schwanz hinten im Nacken hatten. Man meynt, daß die Hüte in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zuerst aufgekommen. Die französische Historie bezeuget, daß sich Carl der Siebende bey einem grossen Feste zuerst mit einem Huth von Castor sehen lassen, und daß dieses damals als etwas neues und ungewöhnlich es angesehen worden. Ich möchte sehr gerne wissen, wer der erste Erfinder von dem Puder gewesen, und die Gewohnheit eingeführt, die Haare und Kleider mit Weitzenmehl zu bestreuen. Eine solche Erfindung verdiente eine Ehrensäule zum Andenken. Ein gepuderter oder mit Weitzenmehl bestreueter Cavallier hat einer geschminkten Jungfer nichts vorzuwerfen. Der erste kann noch vielweniger seine Mode vertheidigen, als die letzte, insonderheit wenn das Korn theuer ist, und er selbst nur wenig zu verzehren hat. Ich bin ꝛc.

Der vier und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe vor einiger Zeit das 27 Capitel in dem alten norwegischen Hirdskraa, oder Hofrecht gelesen, und zwar mit einem ausnehmenden Vergnügen. Dieses Gesetz ist vollkommen geschickt, diejenigen zu widerlegen, welche das alte Norwegen als ein barbarisches Land abzumahlen, kein Bedenken getragen haben. Ich nehme mir die Freyheit, ihnen obgedachtes 27 Capitel, welches von Hirdlyte oder denen am Hofe im Schwange gehenden Lastern handelt, in der Uebersetzung mitzutheilen, und bin gewiß versichert, daß es auch ihnen gefallen wird. Es lautet folgendermaßen: „Du mußt vor allen Dingen das Gelübde unverbrüchlich halten, welches „du in der heiligen Taufe mit GOtt gemacht hast. „Sieben Laster, die hier angeführet werden, und „welche als eine Quelle aller andern anzusehen „sind, mußt du beständig verabscheuen. Solche sind 1) Ueberfluß im Essen und Trinken, „und ein jeder unnützer Zeitvertreib. 2) Die „Schändung deines eignen Leibes. 3) List „und Betrug, es sey auch, auf welche Art es

„wolle,

„wolle. 4) Die thörichten Gedanken, als ob „du durch deine etwanigen guten Werke etwas „verdienen könnteſt. 5) Prächtige Kleider„tracht über deinen Stand. 6) Langwieriger „Zorn und Unverſöhnlichkeit. 7) Haß und „Neid, welcher aus dem Herzen kommt. Aus „dieſen ſieben Hauptlaſtern fließen alle andere „größere und kleinere her, wodurch wir GOtt „den himmliſchen König, und gerechten Rich„ter erzürnen. Du mußt ferner alles dasjeni„ge verabſcheuen, was deinem Könige, und deſ„ſen hohen Befehlshabern zum Schaden und „Nachtheil gereichen kann. Am allermeiſten „mußt du dich für die Lügen und für den Mein„eyd hüten, und dich in allen deinen Worten „und Thaten, der Gerechtigkeit und Wahrheit „befleißigen. Des Freſſens mußt du dich ent„halten, und dich nie der Trunkenheit ergeben. „Denn viele, welche dieſem Laſter ergeben ſind, „büſſen dadurch ihr Geld, und ihre Geſundheit, „ja was noch weit mehr iſt, Leib und Seele „ein. Du mußt dich alles Raubens, aller „Dieberey und Hurerey, alles Zankens, und „Betrugs enthalten. Du mußt allen unnöthi„gen Kummer, und inſonderheit den Neid flie„hen, welcher niemanden ſchadet, als dir ſelbſt. „Wenn dich jemand beleidiget, ſo mußt du „deiner Rache nicht gleich Platz und Raum ge„ben. Ein jeder, der ſich durch dieſe Laſter „überwinden und hinreiſſen läßt, iſt nicht ge„ſchickt, mit andern in einer Geſellſchaft und

„Vereinigung zu leben. Du haſt demnach ei„niger maßen gehört, wie man die groſſen und „groben Laſter bändigen und verabſcheuen müſſe, „welches zu dem Ende hier angeführt worden, „daß ein jeder ſich mit einer deſto gröſſern Sorg„falt dafür hüten möge. Denn niemand kann „die Sünde beſſer und leichter vermeiden, als „wer von der Schändlichkeit derſelben unterrich„tet worden. Man hat für nöthig angeſehen, „zuförderſt die Fehler und Laſter zu beſchreiben, „welche man verabſcheuen muß, ehe von den „Tugenden geredet wird, die man auszuüben „verbunden iſt. Denn wie derjenige, welcher „ein köſtliches Kleinod verwahren will, zuerſt „den Ort reiniget, wohin er ſolches zu legen „gedenket, damit daſſelbe nicht verdorben wer„den möge: ſo muß auch das Böſe vorher aus„gerottet werden, damit die Tugenden nicht die „Natur der Laſter annehmen mögen. Ein gu„tes und koſtbares Getränke kann den Geſchmack „des unreinen Gefäſſes annehmen, worinn es „gegoſſen wird, und ein köſtlicher Schatz kann „durch den Ort, wohin man ihn legt, beflecket „und verunreiniget werden. Wenn aber jemand „in ein grobes Laſter gerathen iſt, und ſich ei„ner groſſen Sünde theilhaftig gemacht hat, ſo „muß er unverzüglich ſuchen, ſich wieder davon „loßzureiſſen, und ja nicht darinn beharren. „Es geſchieht oft, daß ein Menſch aus Schwach„heit ſündiget. Es iſt aber ſchändlich, in der „Sünde zu beharren. Es iſt chriſtlich und gott„ſelig,

„selig, seine Sünden gleich zu bereuen, um ver„sichert zu seyn, daß GOtt uns wieder zu Gna„den angenommen. Ein König erzeigt demje„nigen weit eher Gnade, welcher ihn beleidiget, „aber sich wieder aufrafft, und ihn um Verge„bung bittet, als demjenigen, welcher viele Pro„ben seiner Treue und seines Gehorsams gegeben, „und nachher aus der Art schlägt, so wie ein „Ackersmann das Erdreich höher achtet, wel„ches zwar im Anfange unfruchtbar gewesen, „durch den daran gewandten Fleiß aber frucht„bar geworden, als ein gutes Feld, welches fer„ner keine Früchte bringet.“ Aus diesen Erin„nerungen, welche vor vielen hundert Jahren den Hofleuten zum Besten geschrieben worden, kann man sich einigermaßen einen Begrif von dem al„ten norwegischen Volke machen. Denn, wenn man die Schreibart und einige Tavtologien über„sieht, so findet man hier die herrlichsten Gedanken, und eine Moral, deren sich auch die gründlichsten Weltweisen nicht zu schämen, Ursache haben. Ich bin ꝛc.

Der

Der fünf und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen sehr verbunden für den Glückwunsch, womit sie mich wegen meiner unlängst geschehenen Erhebung in den Freyherren Stand beehren wollen. Das nicht gar zu günstige Urtheil, welches einige über meine neue Würde gefället, setzet mich in keine Bewegung. So oft ich dergleichen höre, so antworte ich, daß bereits lange vor mir verschiedene Gelehrte zu einer solchen Ehrenstelle erhoben worden, daß ich ein so gutes und gegründetes Recht darauf gehabt, als ein andrer, und daß meine Erhebung nicht so paradox ist, als verschiedener andern Gelehrten in Deutschland, weil deren Baronien im Mond liegen, die meinige aber wirklich auf dem Erdkreiß vorhanden ist, und in der Provinz Seeland lieget. Ich stelle ihnen weiter scherzweise vor, daß ich aus dem Militairstande entsprossen bin, und vor 50 Jahren schon bey dem Aggerhusischen Regiment in Norwegen gestanden, und vielleicht anitzo in meiner Ordnung General gewesen wäre, wenn ich inzwischen meinen Kopf behalten hätte. Ein gewisser junger Mensch meynte, daß ich einen gar zu grossen Sprung auf einmahl gethan hätte; ich aber

bat

hat ihm, zu erwegen, daß ich bereits im Amte und in einem gewissen Ansehen gewesen, ehe er noch gebohren worden. Einem andern, welcher sich wunderte, daß ich mich in meinem hohen Alter baroniſiren lassen, antwortete ich, daß solches bloß deswegen geschehen, um zu zeigen, daß der Character, welchen ich in meinen Schriften der dänischen Nation beygelegt, seine vollkommene Richtigkeit habe, nämlich daß man hier im Lande nicht eher Lust zu tanzen bekommt, bis man Leichdorne hat, und daß einem die Welt nicht eher angenehm wird, als bis man das 60ste Jahr erreichet; wobey ich ihm zugleich die Ermahnung gab, daß er sich in Acht nehmen möchte, wenn er zu diesem fatalen Alter gelangte. Eine andere Antwort ertheilte ich diesen Tadler nicht; ungeachtet es mir auch nicht an bündigen Gründen fehlet, meine Aufführung zu vertheidigen, welche ich meinem vernünftigen Freunden erzähle, und die von ihnen für hinlänglich gehalten werden. Weil aber auch einige daher Anlaß genommen, meine Verwandelung zu tadeln, weil ich in einem von meinen lateinischen Briefen die Schwachheit derjenigen gezeiget, welche aus Hochmuth nach grossen Ehrentiteln trachten, und sich in solche Verrichtungen verwickeln, wobey das Studiren gänzlich an die Seite gesetzet wird; so dienet hierauf zur Antwort, daß mich dieses Urtheil nicht im geringsten angeht. Ich habe nicht gesagt, daß die Ehre den freyen Künsten und den academischen Studien hinderlich sey, sondern vielmehr behauptet, daß die

Wissenschaften dadurch befördert, und auf einen höhern Gipfel gebracht werden. Ich habe bloß diejenigen getadelt, welche es bereits n eit in den Künsten und Wissenschaften gebracht, und nachher, um einen Rang und Titel zu erhalten, sich in solche Verrichtungen einlassen, wobey das Studiren gänzlich an die Seite gesetzet wird. Solchen Versuchungen habe ich widerstanden, und mich durch das Beyspiel dieser Vorgänger nicht verleiten lassen. Ich kann, um dieses zu beweisen, eine Zeit von mehr als 30 Jahren anführen, worinn ich die Verwandlung von allen meinen Collegen ohne die geringste Anfechtung angesehen; und folglich ist es mir nunmehro auch bey meinen hohen Jahren ganz gleichgültig, ob ich jemanden zur rechten oder zur linken Hand gehe, insonderheit da ich nicht mehr in grosse Gesellschaften komme, wo man sich seinen Rang zu Nutze machen kann. Ich hoffe daher, von einem jeden Beyfall zu erhalten, wenn ich sage, daß die Erhebung meiner Landgüter zu einer Baronie bloß zum Nutzen des Publici geschehen, damit ich mir ein Andenken nach meinem Tode stiften möge. Mein ganzer Lebenslauf bestättiget den Wahlspruch jenes Weltweisen: Sero arbores, quae aliis prosint; indem ich niemahls das gegenwärtige Gute vor Augen gehabt, und nicht, nach dem Exempel der Handwerksleute, die meisten Tage in der Woche gearbeitet, um einen freyen Montag zu haben. Ein jeder, der sein Leben nach einem solchen Plan einrichtet, solte billig keiner Misgunst unterworfen seyn, und

wo

wo ja einige Menſchen verdienen, daß man ihnen ihr Glück mißgönne, ſo ſind es diejenigen, welche durch Erbſchaften, heyrathen, Unverſchämtheit und beſtändiges betteln um einen Dienſt, zu einem groſſen Vermögen gelangen, nicht aber diejenigen, welche ihren Wohlſtand nächſt GOtt ihrem eigenen Fleiße und einer wohleingerichteten Haushaltung zu danken haben. Ich hoffe, daß ein jeder vernünftiger Menſch dieſes begreiffen wird, und zu gleicher Zeit hoffe ich auch, daß diejenigen von meinen Landesleuten, welche mit einem ſolchen Eyfer nach Rang und Titeln ſtreben, ihre Aufführung nicht durch mein Exempel beſchönigen werden. Mit meiner Würde hat es eine ganz andere Beſchaffenheit. Sie iſt zugleich ein Amt, welches etwas wirkliches in ſich hat; andere aber begehren weiter nichts als den bloſſen Namen, dem ſie jedoch weder jemals eine Genüge geleiſtet haben, noch auch jemals eine Genüge zu leiſten gedenken. Sie halten alle ſieben oder acht Jahre um einen neuen Titul an; ihre Gründe aber, welche ſie anführen, ſind noch viel ſchlechter, als die Gründe der Kinder, welche bey zunehmenden Jahren, noch ehe es Zeit iſt, um ein neues Kleid unter dem Vorwand anhalten, daß ihnen das alte zu enge wird. Was mich übrigens hiebey am meiſten freuet, ſolches beſtehet darinn, daß andere, welche ſich den Wiſſenſchaften widmen, durch dieſes Exempel aufgemuntert werden, in ihrem Fleiſſe fortzufahren, und daß alle vernünftige Leute das Urtheil fällen, daß meine Erhebung Ihro Königl.

Majeſt.

Majest. selbst zum Ruhm gereiche. Meine Standeserhöhung kann übrigens einem Gelehrten, wenn man mich unter deren Zahl rechnen will, auch sehr wohl zukommen: wo man nicht glaubt, daß einer, der die Geschichte, das Staatsrecht, und die Sittenlehre vorträgt, nicht fähig sey, mit einer höhern Würde bekleidet zu werden, und daß Rang und Titel bloß solchen Personen zukommen, welche in andern Collegiis sitzen, wo man Rechnungen nachsieht, Auszüge und Bittschriften macht, und Formulare abschreibt. Sie sehen hieraus, mein Herr, daß man von mir nicht sagen könne, was man andern zur Last legt, welche wegen ihrer Erhebung denen Wissenschaften einen Scheidebrief geben. Meine neue Würde macht mir das Studiren noch angenehmer. Ein Baron kann mit den neun Musen eben so vertraut umgehen, als ein Professor; und da ich noch ferner der Welt durch meine etwanige Erkenntniß zu dienen suche, so erhellet daraus, daß ich meinem gelehrten Bürgerrechte noch nicht zu entsagen gedenke. Es ist nicht die Würde an sich selbst, sondern verschiedene mit der Würde verbundene Geschäfte, welche verursachen, daß man das Studiren bey Seite setzet. Wenn ein Artikel in ein freyherrliches Patent eingeflossen wäre, des Inhalts, „daß ich hinführo weiter keinen Umgang mit den „neun gelehrten Jungfrauen haben sollte," und ich nichts desto minder mich hätte baronisiren lassen; so wäre das Urtheil, welches einige bey dieser Gelegenheit über mich gefället, vollkommen gegründet:

gründet: Da mir aber die Würde nicht mit dieser Bedingung verliehen worden, und eine gründliche Wissenschaft keine verbotene Waare für einen Freyherrn ist, sondern vielmehr diesem Stande zu einer grossen Zierde gereichet; so ist das Urtheil der Leute, wie in vielen andern Dingen, also auch hierinn ungegründet. Es wäre zu wünschen, daß alle Grafen und Freyherren eben so wohl gelehrt, als wohlgebohren wären: Dadurch würde ein Land gewiß nichts verlieren, sondern vielmehr sehr viel gewinnen. Eine gründliche Gelehrsamkeit zieret den Stand mehr, als ein vergüldeter Wagen, und aufgeschmückte Pferde. Ich halte so wenig Wägen als Pferde, und suche mich lediglich durch fleißiges Studiren, durch ein ordentliches Leben, durch den Umgang mit gelehrten und auserkohrnen Freunden, und durch die Freygebigkeit, in solchen Dingen hervorzuthun, welche auf den Nutzen des gemeinen Wesens abzielen: Zu geschweigen, daß man sich in Kleidern, Staat und dergleichen heutiges Tages nicht mehr hervorthun, oder von andern unterscheiden kann, insonderheit in einer Stadt, wo die Handwerksgesellen in rothen scharlachenen Kleidern einhergehen, wo Schneider, Schuster und Becker niemals zu Fuße gehen, sondern beständig fahren, und in solchen Häusern wohnen, die man für Pallaste halten würde, wenn die Thüren nicht mit Scheeren, Stiefeln und vergoldeten Kringeln bezeichnet wären. Laßt uns doch einmal recht überlegen, worinn die wahre Ehre eines Menschen

beſtehet. Keine Zeit iſt bequemer, uns in dieſem Stücke die Augen zu öffnen, als diejenige, darinn wir itzt leben, da GOtt dieſe Reiche und Länder mit einem Könige und mit einer Königin beglücket, welche durch ihr eignes allerhöchſtes Beyſpiel uns hierinn täglich vorleuchten. Vita Principum cenſura eſt. Das Exempel des Hofes kann weit mehr ausrichten, als die ſtrengſten Geſetze und Verordnungen. In Rußland haben wir davon gleichfalls ein ſehr merkliches Exempel. Ehedem konnte ein Bojar den andern nicht beſuchen, wo er nicht von dreyßig bis vierzig Edelleuten begleitet ward: Wie ſie aber ſahen, daß ihr eigner großer Monarch oft ohne alle Begleitung zu Fuß durch die Gaſſen von Moſkau gieng; ſo glaubten ſie, daß ihnen ſolches auch nicht unanſtändig ſeyn würde, und fingen an, einen andern Begriff von der Wohlanſtändigkeit oder dem ſo genannten Decoro zu ſchöpfen. Ich rathe hiedurch niemanden, daß er ſich dem Geitze ergeben ſoll: ſondern ich halte vielmehr dafür, daß der Geitz ein eben ſo groſſes Laſter als die Verſchwendung ſey; wie ich in meinen Schriften öfters gezeigt habe. Ich rathe, daß man das Geld auf eine vernünftige Art umſetze, oder, wie die Kaufleute reden, roulliren laſſe. Meine Moral geht allein dahin, den rechten Gebrauch des Geldes zu zeigen, und den falſchen Begriff auszurotten, den man ſich insgemein von der Freygebigkeit und von der ſo genannten Gutherzigkeit macht: inſonderheit in dieſem Lande, wo viele kein Geld achten, wenn es

auf

auf den Staat und auf die Wolluſt verwandt werden ſoll, und niemals fragen, was ein Gaſtmahl oder eine Luſtreiſe koſten wird; da ſie im Gegentheil kein Geld haben, wenn einige Ausgaben zu ihrer eignen und des Vaterlandes Ehre von ihnen gefordert werden. Denn dieſes iſt die Urſache, daß viele nützliche Anſtalten keinen Fortgang haben, und viele gute und dem Lande zur größten Zierde gereichende Stiftungen in der Geburt erſticket werden. Ich bin ꝛc.

Der
ſechs und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen mir in ihrer angenehmen Zuſchrift ihr Vergnügen über mein letzteres Schreiben, und über meine darinn befindliche Schutzſchrift, welche ſie dennoch gewiſſermaſſen für überflüßig halten. Ich bin eben derſelben Meynung, indem dasjenige, was wirklich gut und lobenswürdig iſt, keiner Schutzſchrift bedarf. Es iſt einem jeden bekannt, daß ich bereits vor langer Zeit mein Vermögen dem Nutzen des Publici gewidmet, und daß ich mich oft mit meinen Freunden wegen der Art und Weiſe unterredet, wie ſol-

ches am besten geschehen könnte. Ich habe auch wirklich zweymal ein Testament aufgesetzet, und zwar im Jahr 1735, welches ich nachher wieder verworfen, und im Jahr 1745, zehn Jahr nachher, mit welchem ich doch auch nicht völlig zufrieden war. Wie ich desfalls eben mit mir selbst rathschlagte, was ich thun wollte: so ward mir im Jahr 1746 der Vorschlag gethan, mein Vermögen der Ritterakademie zu Soröe zu schenken, mit deren Stiftung man eben damals beschäftiget war. Kaum hatte ich dieses gehört, so willigte ich auch schon darinn, weil ich bereits an andern Orten in meinen Schriften zu erkennen gegeben, daß diese Anstalt für eine der allernützlichsten anzusehen, die in diesem Lande kann gemacht werden. Ich sage mit Bedacht in diesem Lande, theils weil keine Wissenschaft von unsrer Jugend mehr versäumt wird, als das Staatsrecht, theils auch, weil die Lust zu reisen, welche hier stärker als an irgend einem andern Orte herrschet, dadurch kann gehemmet, und ein unglaubliches Geld, welches auf solche Art jährlich aus dem Reiche gehet, dadurch kann ersparet werden. Ich weiß wohl, daß viele in diesem Stücke nicht mit mir einig seyn werden, insonderheit diejenigen, welche das Reisen nach fremden Ländern für höchst nützlich und unumgänglich nöthig halten, indem sie glauben, daß man bloß dadurch die Sitten und Gewohnheiten andrer Völker kennen lernen, fremde Sprachen sich bekannt machen, und mit den berühmtesten Männern sprechen könnte. Dieses hat einigen Schein,

und

und wird insgemein zum Vorwand angeführet, ungeachtet die jungen Herren, wenn sie sich selbst ein wenig genauer prüfen wollten, mit leichter Mühe finden würden, daß der rechte Bewegungsgrund zu ihren Reisen außerhalb Landes einzig und allein darinn bestehet, um die an fremden Orten befindlichen Ergötzungen zu genießen, und in einer ungebundenen Freyheit zu leben. Wenn man zum Versuch den jungen Leuten die Freyheit gäbe, nach den berühmtesten hohen Schulen zu reisen, wo aber keine Comödien, keine Opera, keine Schauspiele, oder andre Augenlust anzutreffen, so würde ihnen die Lust balde vergehen, insonderheit, wenn man diese Bedingung hinzu fügte, daß ihre Eltern mit ihnen reisen und beständig ein wachsames Auge auf sie haben sollten. Ich bin versichert, daß viele Väter hievon vollkommen überzeugt sind, und ihre Söhne gewiß zu Hause behalten würden, wenn solches allein auf sie ankäme. Wenn aber der Sohn erstlich die Mutter auf seine Seite bekommt, und also mit verstärkter Macht das Werk angreift, so helfen die Gründe des Vaters wenig oder nichts mehr. Ich will indessen doch nicht gänzlich läugnen, daß es auch verschiedene junge Leute giebt, welche bloß mit dem Vorsatze sich in fremde Länder begeben, um sich in guten Sitten, in der Gelehrsamkeit, und in der Erkenntniß fremder Sprachen desto fester zu setzen. Man könnte aber doch einmal einen Versuch mit zween Brüdern von gleichen Eigenschaften anstellen, und den einen reisen, den an-

bern aber zu Hause lassen, und alsdenn urtheilen, in welchen Umständen beyde nach Verlauf von 2 bis 3 Jahren sich befinden. Derjenige, welcher auf Reisen gewesen, wird zwar mit einem reichen Krahm von allerhand glänzenden Waaren zurück kommen, übrigens aber von derjenigen Wissenschaft nichts besitzen, welche er am nöthigsten bedarf, wenn er künftig in Geschäften soll gebraucht werden, und wovon sich der andre inzwischen einen guten Vorrath gesammlet. Jener wird besser französisch und italienisch sprechen. Dieser aber wird die Landessprache besser verstehen, welche allein zu den Verrichtungen erfordert wird. Jener wird sich mehr in Gesellschaften hervor thun, und viel von seinen Reisen und den Eigenschaften fremder Völker zu erzählen wissen. Dieser aber, welcher sich inzwischen die Beschaffenheit seines Vaterlandes bekannt gemacht, und in den dänischen Gesetzen und Verordnungen festgesetzt, wird in einem Gerichte oder in einem hohen Collegio das nützlichste Mitglied seyn, und bereits eine Beförderung erlangt haben, wenn sein Bruder bey seiner Zuhausekünft erstlich um ein Amt anhalten, und sich durch eine seinem künftigen Amte gemässe Wissenschaft dazu geschickt machen muß. Denn es heißt nunmehro: hic Rhodus, hic salta. So wird der Zustand von beyden beschaffen seyn, zu geschweigen, daß, wenn der Vater inzwischen stirbt, der Verreisete in des Verstorbenen Geheimbuch diese Anmerkung finden wird. „Meines „Sohnes Peters Reise hat sechs Tausend Rthl.

„ge-

„gekostet. Mein zweyter Sohn Paul aber „hat mir inzwischen nur zwey Tausend Rthlr. „gekostet. Peter muß sich daher in der väter„lichen Erbschaft vier Tausend Rthlr. abziehen „lassen.“ Ich glaube, daß ein solcher Versuch öfters angestellet worden, wiewohl stets ohne Frucht. Dem allen ungeachtet behaupte ich doch nicht ganz unbedingt, daß unsre Jugend sich gar und ganz nicht auf Reisen begeben soll. Wie ich aber in allen Dingen gerne die Mittelstrasse erwähle, so thue ich es auch in dem gegenwärtigen Fall, und rathe bloß solche Mittel zu ergreifen, wodurch diese gar zu unzeitige Lust kann gehemmet werden. Es ist eben so wenig nützlich, als rathsam, durch ein allgemeines Verbot, eine allgemeine Leidenschaft zu heben, denn es würde eben so wenig möglich als von guten Folgen seyn, wenn man den Russen das Branteweintrinken, und den Holländern das Tobackrauchen durch eine Verordnung verbieten wollte. Dieses könnte man keiner Obrigkeit anrathen. Das sicherste Mittel, diese epidemische Reiseseuche zu mäßigen, ist die Errichtung einer Ritterakademie, insonderheit, wenn man diesen Hauptartikel in die Stiftung einrücket, und heilig beobachtet, daß niemanden erlaubt wird, außerhalb Landes zu reisen, ehe er einige Jahre auf einer solchen Ritterakademie zugebracht. Ein solcher Artikel ist der Grund, worauf die Stiftung beruhet, und gleichsam der Kalk, welcher dem Gebäude die Dauer und Festigkeit geben muß. Denn weil alle bemittelte Personen von Begierde

brennen, ausländische Reisen vorzunehmen, und eine inländische Ritterakademie gleichsam der Canal ist, durch welchen sie gehen müssen, so kann es niemals an Akademisten fehlen. Die Erfahrung zeigt, daß die Befreyung von diesem Artikel hauptsächlich verursachet, daß die vorigen Stiftungen wieder aufgehoben werden müssen. Die Jugend kann sich nicht beschweren, daß ihre Hauptlust ihnen dadurch benommen werde, indem man ihnen nicht das Reisen überhaupt verbietet, sondern nur allein die Zeit vorschreibt, wenn sie mit Nutzen reisen können. Der Nutzen, der aus einer solchen Verfassung zu erwarten stehet, ist groß, und zwar in verschiedener Absicht. Denn in den ersten zwey bis drey Jahren, die ein junger Mensch auf einer inländischen Akademie zubringt, kann die Lust zu reisen entweder vergehen, oder wenn solche ja anhält, so kann die Reise nachher mit größerm Nutzen, mit mehrerer Sicherheit, und mit wenigern Kosten geschehen. Mit größerm Nutzen, weil sie in ihrem Vaterlande bereits einen guten Grund zu den Wissenschaften gelegt, die sie ausserhalb Landes weiter treiben können. Mit mehrerer Sicherheit, weil die Reise in einem reiffern Alter vorgenommen wird, und die Eltern der Sorge enthoben werden, welche sie nothwendig haben müssen, wenn ihre Kinder in fremden Ländern herum schwärmen, ehe sie noch einmal einen Bart haben. Und endlich auch mit geringern Kosten, indem sie sodann keinen Hofmeister brauchen, sondern es bloß mit einem getreuen Bedienten

ten bestellen können. Einige, welche vielleicht diese Gründe umzustossen sich nicht getrauen dürften, doch vielleicht dagegen einwenden, daß man hauptsächlich deswegen außerhalb Landes reise, um sich eine anständige Freyheit und zierliche Sitten anzugewöhnen, und desfalls sey es besser, die Reise früh als spät anzutreten, indem die Jugend solches am leichtesten annehme, und einem Wachse ähnlich sey, dem man eine Gestalt nach eignem Willen geben könne. Meinem Bedünken nach aber sind diejenigen Sitten die angenehmsten und anständigsten, welche mit den Sitten und Gewohnheiten des Vaterlandes übereinstimmen. Die Erfahrung zeiget auch, daß diejenigen, welche außerhalb Landes fremde Sitten angenommen, bey ihrer Zuhausekunft oft von ihren eignen Landsleuten verspottet werden, und sich nachher bestreben müssen, ihre alten Sitten wieder anzunehmen. Ein Holländer, der aus Paris mit französischen Sitten und Manieren zurück kommt, wird von seinen Landsleuten offenbar verlachet. Denn was eine Nation zieret, das entstellt die andere; und Cicero hat recht, wenn er sagt: „Die Natur einnes andern annehmen, um seine eigne zu „verlieren.“ Gesetzt aber, daß solches in einigen Landen für nothwendig könnte erachtet werden, so ist es doch nicht in Dännemark, und am allerwenigsten bey den Einwohnern in Copenhagen nothwendig, wo man in einem kurzen Begriff alles sehen kann, womit sich andre Nationen brüsten; wo eine Menge von allerhand Arten Völker sich

aufhält, wo ein Königlicher Hof, eine große Universität, eine Garnison, eine Seemacht, und ein Zusammenfluß von allen Arten von Ständen und Profeßionen befindlich ist. Wenn man von einem solchen Orte nach andern Städten reiset, um aus dem Umgang mit andern Nutzen zu schöpfen, so ist es eben so viel, als wenn man ein Verlangen nach Wasser bezeuget da man doch an der See wohnet. Ich unterwerfe diese Gedanken ihrem Gutachten, und bin ꝛc.

Der
sieben und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie den Brief gelesen, welchen ich an unsern gemeinschaftlichen Freund, wegen der beyden Unterredungen geschrieben, die ich mit dem Herrn C. K. über die Materie gepflogen, daß GOtt auch solche Fälle voraus sehe, welche aus dem freyen Willen der Menschen herfliessen. Ich bemerke zugleich, daß ihnen dasjenige keine Genüge geleistet, was ich auf die von beregter Person angeführten Gründe geantwortet. Ich habe das stärkste und beste geantwortet, was ich gekonnt und gewußt habe, und ich habe auch andern die-

se

se unsre Unterredungen mitgetheilet; in der Hofnung, noch stärkere Beweise ausfündig zu machen. Ich ersuche sie gleichfalls inständigst, mein Herr, wo ihnen noch etwas bekannt ist, welches stärker und bündiger ist, als dasjenige, was ich angeführet, mir solches zu meinen Unterricht und Nutzen, so bald es möglich, mitzutheilen. Ich gestehe es, die Einwürfe haben vielen Schein, und verschiedene so wohl alte als neue Weltweisen sind auf eben dieselbe Meynung gefallen, welche ich in diesen Unterredungen zu bestreiten gesuchet, und dieses vielleicht aus einer redlichen Absicht, weil sie gemeynet haben, daß die Schwierigkeiten, welche man insgemein bey dieser Gelegenheit zu machen pflegt, auf keine andre Art, und durch kein andres Mittel könnten gehoben werden. Ich meines theils bleibe inzwischen bey der von dem meisten angenommenen Meynung, und bey dem bereits vorhin von mir geschehenen Bekenntnisse, daß ich mich nicht erkühne, die Allwissenheit GOttes einzuschränken. Ich gestehe bloß, daß ich keine Streitigkeit kenne, bey welcher man mehr Ursache hat, seine Vernunft gefangen zu nehmen, als diese. Ich bin ꝛc.

✻ ✻
✻

Der

Digitized by Google

Der
acht und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits oft in meinen Schriften zu erkennen gegeben, daß ich eine unschuldige und erlaubte Lust eben so nöthig für das Gemüth, als Essen und Trinken für den Leib, halte. Die vernünftigsten Gesetzgeber haben eben dieselben Gedanken geheget; und diejenigen verdienen noch insonderheit ein ausnehmendes Lob, welche dahin gesehen, daß das so genannte Dulce mit dem Vtili vermenget, und die Lust also beschaffen seyn möchte, daß sie nicht nur unschuldig sey, sondern auch einer Stadt oder einer Societät zur Zierde und zum Nutzen gereiche. Unter solche Lustbarkeiten rechne ich insonderheit zwo Anstalten, welche seit kurzer Zeit in dieser Hauptstadt gestiftet worden, nämlich die musicalische Gesellschaft, und die dänischen Schauspiele. Was die erste Anstalt betrifft, so besteht dieselbe aus verschiedenen Liebhabern, und aus allen Arten von Standespersonen, beynahe vierzig an der Zahl, wenn sie alle beysammen sind. Diese haben sich in einer kurzen Zeit so sehr in der Music geübet, daß einige von ihnen für Meister in dieser Kunst können gehalten werden. Und weil diese Anstalt zur mehrern Aus-

breitung

breitung und Vollkommenheit der Tonkunst dienet, und zugleich eine Zierde dieser Stadt ist; so wünschen alle rechtschaffene Patrioten, daß dieselbe bestehen möge; insonderheit, da nur sehr mäßige Kosten zur Unterhaltung derselben erfordert werden. Wegen der Schauspiele aber sind die Meynungen sehr getheilt. Die Fanatici haben jedesmal die Schauspiele unter die sündlichen Lüste gerechnet, und verschiedene andre haben gleichfalls dagegen geprediget; welche aber alle durch die strengsten und vernünftigsten Moralisten längstens widerleget worden. Ich will die Gründe, welche man von beyden Theilen anzuführen pflegt, hieselbst nicht wiederholen; indem sie ohnedem allen und jeden zur Gnüge bekannt sind. Dieses einzige will ich nur noch hinzufügen, daß der gemeine Mann in Dännemark und Norwegen durch unsre dänischen Schauspiele ganz verändert worden, und gelernet, von Tugenden und Lastern zu urtheilen; wovon viele unter ihnen vorher nicht sonderlich viel verstanden. Und wenn auch nichts anders zur Vertheidigung unsrer Schauspiele beygebracht werden könnte; so kann man dennoch frey sagen, daß sie die dänische Sprache weiter auszubreiten, und solche, da dieselbe, ohne ihr Verschulden, wenig oder gar nicht in vornehmen Häusern geredet wird, mit der Zeit zur Hofsprache zu machen, vermögend sind. Ich sage mit Bedacht, daß die dänische Sprache ohne ihr Verschulden an vornehmen Orten nicht mehr geredet wird; indem solche alle Annehmlichkeiten besitzet, welche man andern Sprachen

bey-

beylegt: Sie ist leichtfliessend, und natürlich, und kann ohne die geringste Beschwerde ausgesprochen werden. Die Erfahrung hat gleichfalls gezeiget, daß sie eben so geschickt zu Tragödien und heroischen Versen, als zur Comödie und Music ist; welches nicht von allen Sprachen kann gesagt werden. Wenn ich die Schaubühne vertheidige; so rede ich allein von moralischen und unschuldigen Stücken: Denn sonst muß ich selbst gestehen, daß mit den Comödien öfters ein Mißbrauch vorgehet. Zum Beweis hiervon kann man nur die ungestalten und unverschämten kleinen Schauspiele anführen, welche vor einiger Zeit ans Licht getreten: Solche sind so beschaffen, daß alle vernünftige und rechtschaffene Leute sich daran geärgert. Wenn aber ein Lustspiel moralisch und erbaulich ist; so kann ich nicht begreiffen, mit welchem Fug man eine Verachtung auf diejenigen werfen kann, welche dieselben vorstellen. Die Comödianten sind zwar in den römischekatolischen Landen excommunicirt: Weil man aber an vielen Orten, wo diese Religion herrschet, die Huren öffentlich duldet; so erhellet nichts anders daraus, als daß dieser Canon ohne Bedacht festgesetzt, und von Heuchlern entworfen worden, welche eigentlich diejenigen Comödianten sind, die getadelt zu werden verdienen. Ein Augendiener spielt die heßlichsten Comödien. Der Unterscheid zwischen ihm und den andern Acteurs besteht darinn, daß, ungeachtet beyde fremde Personen vorstellen, der erste es deswegen thut, um die Welt zu betrügen, der letzte aber,

um

um den Betrug und die falschen Tugenden an den Tag zu legen. Der Pabst Sixtus der Fünfte und Moliere waren beyde grosse Acteurs: Man darf aber kein Bedenken tragen, den ersten zu excommuniciren, und den letzten mit den grösten Philosophen in eine Classe zu setzen. Ich bin ꝛc.

Der neun und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinem vorigen Schreiben zwoer nützlichen und zugleich angenehmen Stiftungen Erwehnung gethan, welche hier in der Stadt unlängst errichtet worden, nämlich des musicalischen Collegii, und der dänischen Schauspiele; und zu gleicher Zeit habe ich auch mein Verlangen an den Tag gelegt, daß solche Anstalten beständig möchten erhalten werden. Dieses kann aber doch nicht anders, als durch zweyerley Mittel geschehen: nämlich durch Hülfe des Publici, und durch das Verbot, daß keine fremde Schauspiele hier im Lande geduldet werden. Zuförderst muß das Publicum zutreten; indem die Erfahrung lehret, daß dergleichen Gesellschaften unmöglich von einer langen Dauer seyn können,

wo

wo sie nicht gewisse jährliche Einkünfte haben. Es ist nur in den allergrößten Städten, als Paris und London, welche mit Fremden angefüllet sind, möglich, daß solche Stiftungen von selbst bestehen, und durch die Zuhörer und Zuschauer unterhalten werden können. Es sind bloß die Fremden und Reisenden, welche die Schaubühnen in Frankreich und England unterhalten. Denn, wenn dieser Umstand nicht wäre, und Paris und London noch einmal so groß wären, als sie wirklich sind; so würden die Schauplätze bald zerfallen: Denn die Einwohner werden einer Sache bald überdrüßig, welche sie täglich sehen und hören; und wenn die erste Neugierde gestillet worden, so sind die Schauplätze ledig. Das andre Mittel besteht darinn, daß man die fremden Schauspiele schlechterdings verbieten müsse; woran der gemeine Mann, der einen verderbten Geschmack hat, daß meiste Vergnügen findet. Die ungereimtesten Spectakel, welche man ehedem hier vorstellte, wurden immer häufiger besucht, als das dänische Theater; indem viele ein weit größeres Vergnügen an der so genannten Zauberey des Armidas, als an den Stücken des Moliere empfinden, und weit lieber ein unzüchtiges Stück, als ein moralisches Schauspiel aufführen sehen. Es ist daher nothwendig, daß die Einführung fremder Spectakel verboten werde, und zwar theils deswegen, weil andere nützliche Stiftungen dadurch Abbruch leiden; theils auch, weil der Geschmack dadurch verderbt, und überdem gewissen Leuten Gelegenheit gegeben

wird,

wird, alle Arten des Zeitvertreibes ohne Unterscheid zu verdammen, und das eine mit dem andern über den Haufen zu werfen. Wenn die Schauspiele nichts anders in sich fassen, als einen unschuldigen Scherz, und eine nützliche Sittenlehre: so wird einigen hitzigen Schreyern der Mund gebunden, und dasjenige, was man sonst einen billigen Eifer nennen könnte, erhält sodann den Namen einer Misanthropie, oder eines Eigensinnes. Wenn ich sage, daß die Schauspiele nichts anders als einen unschuldigen Scherz in sich fassen müssen: so behaupte ich doch dadurch nicht, daß man sich nach dem Geschmack gewisser Puristen und übertrieben zärtlichen Leute richten müsse, in deren Ohren aller Scherz unerträglich klingt, insonderheit, wenn er in der dänischen Sprache vorgetragen wird, und welche aufs heftigste gegen die Stücke lärmen, welche zu diesen Zeiten vorgestellet werden; ungeachtet es eben dieselben sind, die vordem hier gespielet worden, und, ohne daß sich jemand daran geärgert, angehöret worden, und welche noch itzt ohne alle Veränderung auf ausländischen Schauplätzen vorgestellet werden. Ich verstehe daher bloß solche Spectakel, von welchen ich vorher geredet; und in dieser letzten Absicht habe ich allein diejenigen getadelt, welche die Stadt mit Marionettenspielern, Linientänzern, und allerhand Arten fremder Gaukler anfüllen, wodurch der anständigste Zeitvertreib dem Tadel unterworfen wird, und andere unschuldig und nützliche Stiftungen zu Grunde gerichtet werden. Alles, was

ich in diesem Stücke rede, rühret aus einem patriotischen Eifer her. Denn was mich selbst betrifft, so liebe ich die mancherley Arten des Vergnügens nicht eben sonderlich: Weil ich aber eine unschuldige Aufmunterung für höchstnöthwendig halte, insonderheit in diesen nordischen Ländern, wo keine Schwachheit mehr im Schwange gehet, als die Tiefsinnigkeit; so unterstütze ich alle solche Stiftungen, worinn ein unschuldiger Scherz mit dem Nutzen vermenget ist, und wodurch allem andern unanständigen Zeitvertreib vorgebeuget wird. Dieses ist die einzige Ursache, wesfalls ich dieses schreibe. Denn diejenigen irren sich, welche sich einbilden, daß die Music und Schauspiele meine Hauptleidenschaft ausmachen, weil ich solche auf alle Art zu befördern suche, und legen dadurch an den Tag, daß sie mich nicht kennen. Ich wohne dem einen so wohl als dem andern bey; weil es mir ein Vergnügen ist, die Fähigkeit meiner Landesleute in solchen Uebungen zu bemerken, und zu sehen, weil sie von Zeit zu Zeit darinn zunehmen. Denn, wenn die Music von fremden Personen aufgeführet würde, und ausländische Acteurs in einer fremden Sprache ein Schauspiel vorstellten, so würde ich mich niemals dabey einfinden. Dieses muß eigentlich der Bewegungsgrund bey allen und jeden seyn, den dänischen Schauspielen beyzuwohnen, und diese Stiftungen zu unterstützen; damit man uns nicht beschuldigen möge, daß wir selbst die Stücke verachten, welche von Fremden mit Uebersetzungen beehret, und unserm Vaterlande

de zum Ruhm gerechnet werden. Diejenigen, die mich kennen, ſind verſichert, daß ich aus keiner andern Abſicht den däniſchen Schauſpielen das Wort rede. Ich habe dieſen ganzen Winter nicht mehr als zweymal der däniſchen Comödie beygewohnet; und daher kann auch von mir geſagt werden, was jener für ſein Rechenbuch in Kupfer ſtechen ließ, nämlich eine Klocke, mit der Ueberſchrift: Non ſibi ſonat. Ich bin ꝛc.

Der hundertſte Brief.

Mein Herr,

Den Ruhm, welchen ſie mir in ihrer Schrift beygelegt, kann ich nicht anders, als ein Zeichen ihrer Freundſchafft anſehen. Ich finde mich aber zu gleicher Zeit gemüßiget, ihnen anzuzeigen, daß mir kein Gefallen dadurch geſchehen, und ich hätte daher gewünſchet, daß ſie mich entweder gänzlich mit ihren Lobeserhebungen verſchonet, oder dieſelben doch wenigſtens gemäßiget hätten. Denn die Lobeserhebungen ſind wie der Saame, von dem die Poeten reden, daß bewafnete Feinde aus demſelben hervorwachſen:

— — Seges clypeata virorum.

Ich habe dieſes ſowohl bey mir, als bey andern bemerket. Die Menſchen können es einigermaſſen

vertragen, daß ein andrer sich durch Verdienste hervorzuthun sucht; es ist ihnen aber unerträglich, wenn man denselben deswegen öffentlich rühmet. Plinius sagt: Homines, cum rem destruere non possunt, iactationem eius incessunt. Ich habe deswegen auf alle Art und Weise gehindert, daß die mir von verschiedenen beygelegten Lobeserhebungen nicht öffentlich bekannt geworden, und ich kann heilig versichern, daß mit meinem Wissen und Willen dergleichen niemals weder von Fremden noch von meinen Mitbürgern geschehen. Nach dem gemeinen Sprüchworte ist es zwar besser beneidet, als beklagt zu werden, weil aber, wie die Erfahrung zeiget, keine Leidenschaft heftiger, als die Eifersucht ist, so muß man sich auch gegen keine mehr und stärker bewafnen, als gegen diese. Mein Leben ist verschiedenen Veränderungen unterworfen gewesen. Bald habe ich mich eines gewissen Ansehens zu erfreuen gehabt, bald hat man mich verachtet, und bald hat man mich wieder hoch geschätzet. In dem Stande meiner Erniedrigung habe ich mir nach und nach die Gunst von verschiedenen erworben, bey denen ich vorher nichts als Kaltsinnigkeit verspüret, und bey meinem etwannigen Ansehen habe ich oft einen Freund nach dem andern verlohren. Diese Veränderungen, und die daraus fliessenden Folgen verursachen, daß ich nicht leicht durch Widerwärtigkeiten niedergeschlagen, noch durch glückliche Begebenheiten aufgeblasen werde. Denn ich habe bereits aus der Erfahrung gelernet, daß nach dem

Son-

Sonnenschein Regen, und nach dem Regen Sonnenschein folget. Und daher bin ich niemals furchtsamer, als wenn andre glauben, daß ich mich am wenigsten zu fürchten Ursache habe. Diese Regeln, welche mich mein eigener Lebenslauf gelehret hat, rathe ich einem jeden in acht zu nehmen, insonderheit rathe ich es denenjenigen, welche erstlich in die grosse Welt treten. Denn diese Vorschrift ist solchen Leuten weit nützlicher, als mir und andern, welche ihren Lauf beynahe vollendet haben. Ich habe mit Bedacht von diesen Veränderungen in meinen lateinischen Briefen nichts erwehnen wollen, ungeachtet nichts angenehmer seyn dürfte, als solche zu lesen. Ich will dieses andern überlassen, wenn solche es für gut finden, diese Umstände nach meinem Tode bekannt zu machen. Sie sehen hieraus, mein Herr, worauf ich die Erinnerungen gründe, welche ich gegen die Lobeserhebungen mache, in dem solche ingemein die obenerzählten Früchte, die Kaltsinnigkeit und den Neid zu wege bringen. Dieses wuste jener Philosoph vollkommen. Denn wie er von einem andern bis in den Himmel erhoben ward, so rief er aus: **Was habe ich dir doch zuwider gethan?** Ich bin ꝛc.

✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲✲

Der
hundert und erſte Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir, daß ein Reiſender, welcher unlängſt von Copenhagen gekommen, an ihrem Orte erzählt habe, daß er vor der Schloßpforte die gewöhnliche Garde zu Pferde nicht wahrgenommen, ungeachtet die Königliche Herrſchaft auf der Reſidenz befindlich geweſen. Sie verlangen die Urſache davon zu erfahren; ſolche aber iſt keine andere, als welche zu verſchiedenen ähnlichen Fällen Gelegenheit gegeben, wodurch Ihro Majeſtät Dero Huld gegen ihre Unterthanen bezeugen, und zu gleicher Zeit an den Tag legen, daß Sie die Stärke und Sicherheit des Königlichen Hauſes auf die Liebe des Volks gründen, welche ſie auch vollkommen gewonnen haben. Wenn ſie einmal zu mir kommen, ſo will ich ihnen ein ganzes Verzeichniß von ſolchen vortreflichen Handlungen zeigen, und ſie werden mit mir geſtehen, daß wir unter einer Regierung leben, welche wir als ein unſchätzbares Geſchenk des Himmels anzuſehen haben. Was unſre regierende Königinn betrift, ſo hoffe ich, daß ihnen ihre Frau bey ihrer Zuhauſekunft ſo vieles davon wird erzählet haben, daß ſie

da-

dadurch in die freudigste Verwunderung gesetzet worden. Sie müssen sich daher nicht wundern, wenn sie hören, daß ich itzo bey meinen hohen Alter noch bisweilen bey Hofe erscheine. Dieses geschiehet gewiß nicht aus Eitelkeit. Ich finde aber keinen angenehmern Ort für einen Philosophen. Denn hier kann man einer hohen Versammlung ohne Verstellung, ohne Schminke, ohne abgezirkelte Schritte, und ohne auf Schrauben gesetzte Worte beywohnen, indem man die Anmuth des natürlichen Standes an einem Königlichen Hofe findet. Ich wollte daher wünschen, daß ich mich öfterer daselbst einfinden könnte; allein im Winter und in den kältesten Monaten läßt meine Gesundheit solches nicht zu. Ich bin versichert, daß dieses alles bey ihnen ein innerliches Vergnügen erwecken wird, insonderheit da sie wissen, daß ich zu der kleinen Anzahl von Menschen gehöre, welche keine Heuchler sind, und niemals ohne Ursache loben. Am allerwenigsten werde ich itzt anfangen zu heucheln, da mich mein so hoch gestiegenes Alter täglich erinnert, an meinen Abschied zu gedenken, und mich weiter kein irdischer Bewegungsgrund antreibet. Wie ich aber eine ungegründete Lobeserhebung für schädlich und tadelhaft halte, so sehe ich einen wohlgegründeten Ruhm für nöthig und nützlich an. Plinius sagt: Honeste laudat, qui causas laudandi affert. Wenn einige die grossen Vorzüge nicht erkennen sollten, womit GOtt diese Reiche bekrönet, von denen kann man mit dem grösten Rechte sagen, daß sie einen verderbten Geschmack

Digitized by Google

Digitized by Google

X X/98

Digitized by Google